837
W125K
1839

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

837W125
K1839

PVRCHASED FROM
MR. H.A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/bunteblatter00wagn

Bunte Blätter.

Von

Wilhelm Wagner.

Darmstadt.

J. W. Heyers Hofbuchhandlung, G. Jonghaus.

1839.

Rattermann
837W125
K1839
22B25

Bunte Blätter.

369040

Prolog.

Von kommenden und fliehenden Gestalten
Ist unser Leben stets ein Wechselspiel. —
Versucht es nicht, die Stunden fest zu halten!
Es sey der Augenblick des Strebens Ziel!
Und lasset nicht die eitle Klage walten,
Wann eine Blüth' vom gold'nen Baume fiel!
Die Stund' ist flüchtig. — Doch aus flücht'gen Stunden
Wird ja der Kranz der Ewigkeit gewunden.

Beweint die Kindheit nicht und ihre Träume
Und schöner Tage Abendsonnenstrahl;
Verirrt Euch nicht in die entfernten Räume
Der Jugendschwärmerei, der Liebesqual!
Gedenkt nicht immer holder Maienbäume,
Durch deren Laub der Mondenschein sich stahl!
Was Ihr besessen, habt Ihr ja genossen —
Und warum weint Ihr, wann es nun verflossen?

Mit jeder Stunde reichen Euch die Horen
Aus ihrem Füllhorn eine neue Blüth'.
Die Gegenwart ist ewig Euch verloren,
Wann Euch die Sehnsucht ewig rückwärts zieht.
Denn Dauer wird durch Wechsel nur geboren;
Der Mond erbleicht, auf daß der Tag erglüht.
Es welken wohl des Kindes duft'ge Kränze,
Doch blüh'n aus ihnen neue Jünglingslenze.

So reiht sich stets das Leben an das Leben;
Es knüpfen Welten sich an Welten an;
Des Herzens gold'ne Ideale streben
Wie heil'ge Opferflammen himmelan. —
Gedanken sich die Brüderhände geben
Und zieh'n gesellig ihre Strahlenbahn.
O lernt des Wechsels tiefen Sinn verstehen
Und werdet stark, die Klage zu verschmähen!

Und wann im Rausche heller Wonnestunden
Die Fluth des Herzens mächtig sich erhebt,
Wann, von der Freude Rosenkranz umwunden,
Der Genius des Lebens vor Euch schwebt;
Wann Ihr vernarbet fühlt die alten Wunden,
Wann eine Freudenthrän' im Auge bebt:
Dann ruft herauf der alten Tage Geister,
Daß sie sich dienstbar zeigen ihrem Meister!

Ruft sie herauf, nicht daß als Schmerzenszeichen
Und Freudenstörer sie dann um Euch steh'n!
Nein! — Doch Ihr möget gern bei'm Festtagsreigen
Die alten Freunde alle um Euch seh'n!
Sie werden freundlich Euch die Hände reichen;
Mit neuer Lieb' wird alte Freundschaft geh'n: —
In solchen Stunden wird das ganze Leben
In eine Harmonie zusammenschweben.

Und dem, was war, soll keine Thräne fließen;
Doch töne Jubel dafür, daß es war! —
Die Blumen all', die im Gemüthe sprießen,
Und die Gedanken alle, rein und klar,
Sie werden nie die gold'nen Kelche schließen;
Sie blühen fort und duften immerdar.
Was Du gedacht, gefühlt, geträumt, geglaubet,
Hast Du besessen, nie wird's Dir geraubet.

Denn Eines muß im Zeitenwechsel bleiben,
— Das ist die Blüthe edler Menschlichkeit; —
Sie muß stets neue Himmelsblumen treiben;
Sie blühet fort bis in die Ewigkeit.
Sie nähret sich an schönen Lebensstunden,
Ein jedes Wort der Lieb' ist ihr geweiht;
Sie stärket sich am Glanz der Himmelskerzen
Und an dem Jubel andachtsvoller Herzen.

Drum laßt die Jahre, die Gestalten schwinden;
Beklaget nicht des Lebens Flüchtigkeit.
Wer glücklich war, das Göttliche zu finden,
Dem blüht es fort in ew'ger Herrlichkeit.
Nie wird der Geist verwandtem Geist entschwinden,
Sie schweben jubelnd über Raum und Zeit:
Und was auf Erden gläubig sich begegnet,
Das hat ein Gott zu ew'gem Bund gesegnet.

Die Jahreszeiten des Lebens.

Jedes Lebensalter hat sein ihm eigenthümliches Schöne, so ferne es in seiner Sphäre bleibt. Wie schön und wie oft gepriesen ist die Kindheit mit ihrem heitern Sinne für die Gegenwart, mit ihrer noch unbefriedigten und so leicht zu befriedigenden Wißbegierde, mit ihrer harmlosen Laune, mit ihrem unschuldigen Herzen, mit ihrer treuen Liebe und mit den kindlichen Spielen ihrer Hoffnung! Wie traurig aber wird sie, sobald feindliche Hände sie zerstörend angreifen! Wohl dem, dem eine glückliche Kindheit ward, den man in freier Luft gedeihen ließ und in kein Treibhaus pflanzte, von dem man damals weder die feinen Sitten eines Höflings, noch die pedantische Gründlichkeit eines Professors verlangte, der mehr in den Bilderbüchern der Natur, als in denen der methodischen Schule lesen durfte, und den man Zeit verlieren ließ, auf daß er sie später wieder gewänne. Das Leben bleibt doch des Menschen beste Lehrerin; was es etwa nicht lehrt, nur das allein sollen die Kinder in der Schule lernen. Eine heitere Kindheit bleibt der schöne Hintergrund in dem Gemälde des Lebens, der mit seinem frischen Farbenglanz die

düsteren Gruppen erheitert, welche die spätere Zeit wohl in das Bild des wechselnden Daseyns hineinzeichnen mag. Der Greis ist zu beklagen, welcher nicht mit dem Dichter sagen kann:

Noch einmal möcht' ich, eh' in die Schattenwelt
Elysiums mein sel'ger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Heitre Träume mein Haupt umschwebten!

Der Junggesellenstand ist angenehm, so lange man noch ein junger Geselle ist. Das Alter der kräftigen Jugend, der munter umherspringenden Phantasie, der wenigen Bedürfnisse, der unsteten Sehnsucht, der großen Entwürfe und gigantischen Hoffnungen und des Strebens und Suchens verschmäht jede Fessel. Im häuslichen Schlafrocke würde es verphilistriren; in enggezogenen Schranken müßte seine weithin reichende Kraft vertrocknen. Entbehrungen, Plackereien, Wechsel von Temperatur, Umherschweifen, Mangel des eigenen Heerdes wirken heilsam auf dieses Alter, welches, wie das Sprichwort trefflich sagt, sich die Hörner und üppigen Auswüchse ein wenig abstoßen muß. Männer wachsen nicht hinter dem Ofen, sondern auf hoher See, auf lärmvollem Markte und in olympischen Rennbahnen. So hat Alles seine Zeit; Alles wechselt mit dieser.

Dem jungen Gesellen steht der Junggesellenrock. Der ernstere Mann soll ihn nicht mehr tragen. Das Blut fließt dann minder rasch; die Freude begegnet Einem nicht mehr an jeder Straßenecke, und man verträgt des köstlichen Weines weniger; nicht jedes holde Mädchen

erscheint Einem mehr als eine Laura, und man steht oft kalt vor einer Gruppe der Niobe; man spürt wohl manchmal Etwas, das sich wie Rheumatismus ausnimmt oder ein Magendrücken; man ist noch nicht kalt, aber doch etwas abgekühlt; man sieht dem abfahrenden Postwagen mit mehr Gelassenheit zu, als sonst, und man kauft sich eine Taschenuhr und legt sich ein Wämschen von Flanell bei; man bewirbt sich um ein Aemtchen und findet das Wort Sparpfennig nicht mehr lächerlich. Diese Zeit der Abkühlung kommt nach Umständen bei dem Einen früher, bei den Andern später; aber wenn sie da ist, so suche man sich eine — Frau, und so baue man den friedlichen Penaten einen Altar. Im zwanzigsten Jahre möge man immerhin — und das ist das Beste — in jedes schöne Augenpaar und in jeden rosigen Mund verliebt seyn, im dreißigsten aber ist es am besten, wenn man zu Einer mit gemäßigter Zärtlichkeit sagen kann: — „ich verehre Sie, und nur Sie allein."

Wir merken es oft am wenigsten an uns selbst, daß wir älter werden, mehr aber an dem, was mit uns altert oder vor uns vorgeht. Der Uebergang von einem Decennium in das andere geschieht nicht über eine Brücke, vor welcher wir plötzlich stehen; es fallen uns heute nicht die blonden Locken aus, um morgen den weißen Platz zu machen, sondern das ganze Leben, von dem Kinderspiele an bis zum Grabgesang, ist ein steter Uebergang. Wir sterben langsam, und die vorletzte Minute des Lebens weiß noch nichts von der folgenden. Nur durch das, was uns umgiebt,

sehen wir, was wir verlieren. Die Grabsteine unserer Geliebten sind die Meilenzeiger unseres Lebens. Wenn der Lehrer das Mädchen, das er einst buchstabiren lehrte, am Traualtare stehen sieht, so mag er vielleicht manche vernarbte Wunde wieder schmerzen fühlen. Der Körper eignet der Zeit mehr, als der Geist, und darum wird man in den Werkstätten und bei strenger Galeerenarbeit des Berufes früher alt, als auf Reisen und auf dem Musenberge. Die Gedanken spotten oft über die Jahre, und ein feuriges Gemüth erkaltet nicht, sobald der erste Herbstwind weht. Indessen schlägt auch die Stunde, wo man nicht mehr sonnenwärts steigen kann. Jean Paul sagt: Mancher Menschengeist gleicht einem flachen Wiesenbache, und mancher wieder einem tiefen, reißenden Strome; jenen bringt die erste Winterkälte zum Erstarren, aber auch diesen die folgende stärkere.

Wir fühlen uns nur wenig einsam, wenn wir uns allein sehen mitten unter dem Blüthengewimmel des Lenzes, und ein überschäumendes Leben in unserer Brust fühlen; dagegen fühlen wir uns wohl verarmt, wenn der Schnee auf den Bergen der Landschaft und auf den Bergspitzen unseres Lebens liegt. Ein einsamer Greis hat keine Gegenwart, und sieht, auf Gräbern stehend, nach einem Grabe.

Die vier Priester.

(Nach Jean Paul.)

Vier Priester stehen im erhab'nen Dome
Der ewigen, unendlichen Natur;
Die Berge sind die rauchenden Altäre;
Bestreut mit Opferblumen ist die Flur;
Rings um den Altar ziehen Weihrauchdüfte,
Und Sabbathstille schwebt durch alle Lüfte.

In seinem weißen Kirchenschmuck von Blüthen
Erscheint der Frühling, dieses Priesterkind;
Er legt um den erhab'nen Geist die Kränze,
Die seiner Liebe Kindesopfer sind;
Er betet laut, umtönt von Engelchören,
Und alle beten mit ihm, die es hören.

Ein feur'ger Priester-Jüngling ist der Sommer;
Er opfert, wenn der glüh'nde Tag erwacht,
Und rastet nimmer; — seine gold'nen Sterne,
Sie leuchten ihm in überird'scher Pracht;
Er hält das Hochamt in dem ew'gen Dome,
Und schöpft und opfert aus dem Lebensstrome. —

Dann kommt der Herbst, und legt die reichen Ernten
Auf den Altar mit dankendem Gebet;
Es nimmt sich Jeder eine Opfergabe,
Mit der er zu den heim'schen Laren geht;
Und Allen giebt der Priestermann den Segen,
Und Aller Herzen schlagen ihm entgegen.

Der Winter prangt in weißem Schneegewande;
Ein altergrauer Priester steht er da;
Erhab'ner Ernst ruht auf der hohen Stirne,
Und die Gedanken sind dem Ew'gen nah;
Er prediget von Tod und Auferstehen,
Und läßt uns Gottes heil'ge Sterne sehen.

So steh'n die vier geweihten Opferpriester
Schon seit Jahrtausenden in Gottes Dom;
Sie preisen ewig den allmächt'gen Vater,
Und schöpfen ewig aus dem Lebensstrom;
Wir seh'n die Priester am Altare stehen;
Den Vater selbst hat Keiner noch gesehen.

Ueber Frauen und Mädchen.

Der Stand eines Mädchens ist schön, so lange sie selbst schön ist; aber der einer Mutter bleibt es bis an's Grab. — Nicht allein körperlich, sondern auch geistig altern die Weiber früher, als die Männer; diese hängen mit mehr Wurzeln an dem großen gesellschaftlichen Leben, als jene; ihre Kraft wird mehr in Regsamkeit erhalten und hat einen mannigfaltigeren Spielraum. Männer erwerben sich ihre verschiedene Stände und Weiber erheirathen hier den Einzigen, den sie besitzen können, den der Hausfrau und Mutter, und wie jene sich gerne mancher Beschwerlichkeit unterziehen, um nur einen Stand zu haben, wie sie hierbei oft ihrer Liebhaberei und Neigung Zwang anlegen: — so übersehen auch diese Vieles und heirathen oft gegen Neigung, um nur ein Aemtchen zu bekommen, das heißt einen in Amt und Brod stehenden Mann. Eine alte Jungfer gleicht einem sechzigjährigen Candidaten, der noch keine Pfarre besitzt. Frauen in der Deputirtenkammer und im Staatsrathe nehmen sich eben so gut aus, als Männer mit dem Kochlöffel in der Küche oder mit der Seife in der Waschküche.

Die erste Liebe ist nicht immer die wahre und einzige; sie trägt nur ihr Ideal auf eine Person über, welche vor ihr erschienen ist; sie ist oft mehr die Idee und das Bedürfniß der Liebe, als die Liebe selbst; sie ist mehr Wärme als Licht. Das Alter der ersten Liebe ist überhaupt das der Selbsttäuschung; die Zeit löst den Zauber. Hat man später die Menschen und das Leben kennen gelernt, und begegnet man alsdann in voller Geistesreife und mit einem noch nicht erkalteten, sondern nur abgekühlten Herzen der Seele, die man schon lange vergebens gesucht hat, — dann wird man wahrhaft gefesselt, und für die Dauer. Die Liebe verlangt allerdings Schwärmerei, aber auch Klarheit; in ersterer wächst sie üppig, in letzterer fester. — Die Liebe liegt zwischen zwei Freundschaften. Mit Freundschaft fängt sie meistens an; in ihr hat sie ihre Knospe; diese wird zur Blüthe, und ist alsdann Liebe; die Liebesblüthe entfaltet sich weiter und wird endlich zur goldenen Frucht der Freundschaft.

Bei dem Weibe, welches ein Mann von Geist und Herz sich zur Frau wählt, ist nicht die Hauptsache, daß sie gebildet, sondern daß sie bildungsfähig sey. Man weiß es ja zur Genüge, wie oft sogenannte gebildete Mädchen, welche in der Conditorei weiblicher Erziehungsinstitute ausgebacken und überzuckert worden sind, Alles gelernt haben, nur nicht das Nöthigste, und wie sie auf jedem Balle Furore machen, und in der Küche nicht einmal das A B C einer Wassersuppe gehörig verstehen; man weiß ferner, wie oft andere Mädchen, in keinem Institute erzogen, bei dem treff-

lichsten Herzen und bei der edelsten Weiblichkeit, es doch nicht gelernt haben, wie sich daß von das unterscheidet, und wo man ein Komma und wo ein Semikolon setzt, während sie einer Haushaltung musterhaft vorstehen können. In der weiblichen Erziehungsweise findet sich noch zur Zeit überall viel Mangelhaftes; man überbildet sie entweder und vergoldet ihren Kopf mit allerlei nutzlosem Flitter von rasselndem und gleißendem Goldpapier, welches den Glanz verliert, wenn es nur ein wenig von Staub oder Regen berührt wird, — oder man bildet sie zu wenig, und lehrt sie nur mit Kochlöffeln, Stopfnadeln und Bügeleisen sich befreunden. Das Weib aber bedarf einer humanen Bildung, welche von Ueberbildung oder Mangel an Bildung gleich weit entfernt steht. Ihre Bildung gleiche einem schönen perspectivischen Gemälde! Das Wichtigste stehe groß und erhaben im Vordergrunde und in schönen, wohlberechneten Verhältnissen reihe sich das Uebrige, nach den Entfernungen verkleinert, an. Der große Baum im Vordergrunde sey aber weder Bon ton, und die Fertigkeit, in französischen Worten schlecht zu sagen, was man auf deutsch gut würde gesagt haben, noch das Talent einer Taglioni und die Fingerfertigkeit eines Klaviervirtuosen, sondern Humanität. — In diesem Sinne findet man selten gebildete Weiber. Daher genüge es dem Manne von Herz und Kopf, Bildungsfähigkeit zu finden.

Diese ist nicht so selten, wie die Verächter weiblicher Intelligenz anzunehmen gewohnt sind. Zwar besitzt

das Weib nicht die geistige Potenz des Mannes; wie es körperlich schwächer ist, so auch geistig. Die Weiber setzen Kinder, — die Männer Gedanken in die Welt. Aber jene haben häufig für alles Schöne und Große viel Empfänglichkeit; sie fassen schnell und leicht auf; sie hängen gerne mit ihrem Herzen an einem beredten Munde, und ihre Gedanken gehen gern in Gesellschaft von Andern. Ein männlicher Geist, dessen Ueberlegenheit sie anerkennen müssen, fesselt sie, und das ist immer als ein Zeichen ihres Werthes zu betrachten. Nach demjenigen, was Einer begehrt, kann man abmessen, was er ist. Dieses Begehren, diese Wärme, dieses Forschen, diese Bildungsfähigkeit kann und muß der Mann vom Weibe fordern, und gerade sind sie es, die am meisten eine glückliche Ehe verbürgen.

Alles was stille steht, geht dadurch negativ zurück; nur das Lebendige schreitet fort. — Benutzt also der Mann diese Bildungsfähigkeit seines Weibes, ist die Ehe ein geistiger Verkehr, und ist sie ein stetes Fortstreben: — so trägt sie den Keim eines stets sich erneuernden Glückes in sich. Man glaube nicht, es sey hier die Fortsetzung jener schwärmerischen Liebe gemeint, welche im Mondschein niederknieet unter den Blumen vor Liebchens Fensterlein; diese Liebe stirbt in der Hochzeitnacht; der Mai fällt nie in den Juni. Ferner spotte man nicht, als solle der Mann seiner Frau Schule halten, während das kleine Fritzchen weint und während die Suppe anbrennt. Endlich sage man nicht, die Geschäfte und die Ideale ließen sich nicht vereinigen. —

Der größte Schatz eines Mädchens ist seine Tugend. Da ihr Lebensberuf der ist, Gattin und Mutter zu seyn, so wird sie mit dem Verluste dieser Tugend unfähig, diesen Beruf würdig zu erfüllen, und hat daher ihre Lebensaufgabe verfehlt. Ein Mann kann bei einem hohen Grad von Sittenverderbniß viel Geist, viel Thatkraft, ein seltenes Talent u. s. w. wohl noch besitzen, und auf diese Weise als Bürger des Staates segensreich wirken, wenn er auch als Mensch gerade keine Achtung verdient. Was nützt aber ein sittenloses Weib, die da ausser Stand gesetzt ist, einen Gatten zu beglücken, oder der Gesellschaft würdige Sprößlinge heranzubilden, dem Staate und der Menschheit? — Der Mann verliert mit seiner Tugend viel, — das Weib aber Alles mit ihr. Für den Mann ist die Ehre, was für die Frau die Tugend ist.

Man verlangt gewöhnlich gar Vielerlei, wenn man sich verheirathen will, Geld, Verstand, Schönheit, gute Erziehung; — aber vor Allem sollte man Herz verlangen. In diesem unsichern und wechselvollen Leben, wo wir jeden Tag in die große und wohlverassecurirte Lotterie unsers Herrgotts setzen, in diesem Leben, wo wir oft das schöne Gemälde auf der Verirdose des Augenblicks betrachten, und dann plötzlich unter dem eröffneten Deckel einen Teufel uns entgegenspringen sehen, wo uns Menschen umgeben, wie wir selbst, die alle Einen großen, nie aufhörenden Fehler haben, die Mangelhaftigkeit; Menschen, die selten das Rechte kennen und es noch seltener wollen: — was haben wir in diesem Leben nöthiger, als ein Herz, das uns das

Beste giebt, was es zu geben hat, seine Liebe! — Eine Liebe, die uns die Wunden der Zeit und des Mißgeschickes verbindet, die aus unserm Schmerze den ihrigen macht, und die sich, rein, treu und fromm, wie sie ist, in uns herüberlebt. — Und sind die Frauen an dieser sorgenden und aufopfernden Liebe nicht weit reicher, als wir Männer? Wir leben entweder zu viel mit unsern Gedanken, diesen stolzen und kalten Egoisten, die Alles wegdemonstriren, was ihnen nicht behagt, oder wir versauern unter den sieben Plagen des Geschäftlebens. Im Kopfe des Mannes wohnt die Klarheit und im Herzen der Frau die Wärme. — Vereiniget mit dem Lichte die Wärme und heirathet — ein Herz. Haltet es ja nicht für etwas Geringes, geliebt zu werden, denn wenn der Schnee des Alters auf euer Haupt fällt, oder wenn sich die Blutsauger großer Schmerzen an eure unbedeckte Brust legen, dann werdet ihr zur Erkennung kommen, falls ihr noch allein steht und der liebenden Seele entbehrt. — Seyd ihr aber so reich an Geist und Wissenschaft, wie ihr glaubt, so kaufet ja bei Zeiten mit dem Silber eures Geistes das Gold der Liebe ein; — wahrlich, ihr könnt nur gewinnen, und ich wiederhole es euch: — Erheirathet ein Herz.

Heut' und Morgen.

Heut' ein mürrisches Gesicht,
Morgen eines sonnenheiter;
Heut' ein ganz obscures Licht,
Morgen fürstlicher Begleiter;
Heut' ein schwärmerischer Thor,
Morgen ein vertiefter Weiser;
Heut' im wilden Zecherchor
Ein betrunk'ner Possenreißer.

Heute auf dem Kanape
Schläfrig seine Zeit verbringen,
Morgen auf der hohen See
Mit empörten Wellen ringen;
Heute auf dem Krankenbett
Sich mit Arzeneien plagen,
Morgen wieder dick und fett,
Sich an Gänselebern wagen.

Mit dem Freunde Hand in Hand
Heute durch das Leben schreiten,
Aber morgen umgewandt,
Das vertraute Du vermeiden;
Heut' vor einem schönen Kind
Wie ein Betteljunge liegen,
Aber morgen schon geschwind
Von der Ros' zur Tulpe fliegen!

Heut' ein starker Junggesell,
Eheliches Joch verlachen;
Morgen aber an der Schwell'
Einer Kinderstube wachen;
Heute, buhlend um ein Amt,
Sich devot und knechtisch zeigen,
Morgen schon in Gold und Sammt
Seine Hand zum Kusse reichen!

Heute Geld erraffend, um
Morgen dann es zu verprassen;
Heute grad und morgen krumm
Sich nach Laune gehen lassen;
Heute ganz ein Rigorist,
Streng gen sich, gen And're strenger;
Morgen laxer Moralist,
Oder auch ein Grillenfänger.

Heut' auf daß ein Haus wir bauen,
Sind die Fonds für uns gestiegen;
Doch sie fallen; — hinterm Zaun
Müssen wir schon morgen liegen;
Heute in der Armuth Schooß,
Insolvent, banquerotte, verdorben;
Morgen Theil am großen Loos,
Und ein Onkel ist gestorben!

Also irren kreuz und queer
Wanderlustig die Gedanken;
Immer geht es hin und her,
Ohne Regel, ohne Schranken.
Und Fortuna wechselt auch,
Kommt und lächelt, zürnt und schwindet.
Das ist so der Welt Gebrauch; —
Wohl dem, der hinein sich findet.

Bunte Betrachtungen.

1.

Das Leben ist ein Roman. — In Bezug auf die Gegenwart sind wir die Verfasser, in Bezug auf die Vergangenheit die Leser desselben. — Mag immerhin der Verfasser eines Romanes von der Idee und dem Interesse des Ganzen erfüllt und belebt seyn, so drängt sich dennoch während seiner Arbeit zwischen ihn und sein Werk so viel fremdartiger Stoff, daß die Illusion sehr oft gestört und der Genuß des Schaffens verbittert wird. Der Autor schreibt vielleicht gerade über die Unsterblichkeit, als man ihn zu Tische ruft, wo er die Suppe angebrannt findet; er schwärmt vielleicht eben im siebenten Himmel der Poesie, während die Katze in der Küche den Milchtopf umwirft und die Magd ihr nachflucht. So auch geht es im Leben. Es wird die kräftige Essenz der Gegenwart immer mit viel Wasser versetzt und verdünnt. Die Wirklichkeit mit all' ihren kleinlichen Störungen waltet gebieterisch vor. — Die Vergangenheit dagegen erfreut uns weit mehr, und hier sind wir die Leser, nicht aber die Schreiber des Romans. Da sehen wir Alles zusammengedrängt

und durch nichts Fremdartiges gestört; nur das Interessante ist stehen geblieben; alle dunkelen Stellen der Wirklichkeit hat die Phantasie erhellt. — Die Vergangenheit ist eine Kraftsuppe, — die Gegenwart eine Wassersuppe; jene gleicht einer poetischen Anthologie, in welcher man alle faden Verse von dieser weggelassen hat; jene behält nur die schönen Augenblicke des Traumes und vergißt die lange Nacht. — Mit der Zukunft ist es, wie mit der Vergangenheit; sie gleicht einer in der Entfernung vor uns liegenden Blumenwiese; je näher wir kommen, je mehr wird das Gras und das Unkraut zwischen den Blumen sichtbar.

2.

Man sagt von dem klaren, reingeschliffenen Spiegel, daß er stets die Wahrheit rede und Alles zeige, wie es sey. Allerdings; — aber diejenigen, welche hineinschauen, sehen stets nur mit ihren Augen und sehen nur von der Wahrheit das, was sie können und was sie wollen. Das Bild im Spiegel bleibt stets dasselbe, aber stets anders angeschaut. Häßlichkeit und Schönheit existiren am wenigsten für ihre Besitzer, sondern nur für ihre Beschauer. Manche Schöne mag wissen, daß sie schön ist; keine Häßliche weiß ihre Häßlichkeit, da sie wenigstens irgend einen Vorzug in das häßliche Gesicht hineinsehen wird. Die gute Natur entschädigt stets, wo sie entzieht, — und der Dümmste hat wenigstens so viel Verstand, an seine

Dummheit nicht zu denken. Wenn man dem Andern die Wahrheit sagt, so hört er nur den Theil davon, den er nicht mit Widerstreben vernimmt. Großartig-wahr bleibt immer die Antwort, welche die Königin Christine dem Cardinal gab, der, als sie eine Statue der Wahrheit bewunderte, sagte: „Ew. Majestät lieben die Wahrheit!" — Christine antworte: „O ja! — Aber nicht alle Wahrheiten sind von Marmor." — Jedem Narren bleibet wenigstens Eine Beruhigung, nämlich die, daß er Einen noch größeren finden wird.

Guter Rath.

Dichter, Künstler, Componisten —
Wann ihr etwas schaffen wollt,
Dann wohl rath' ich Euch vor Allem,
Daß Ihr nie vertagen sollt!
Nur aus Einem Guß gegossen
Wird das Werk untadelhaft,
Und nicht Monde lang besitzt man
Ganz die erste, volle Kraft.

Zwischen Anfang und Vollendung
Dränge sich nicht allzuviel
Kleiderwechseln, Mittagessen,
Landparthie, Gesellschaft, Spiel!
Eins nur darf den Geist Euch füllen.
Trübet nicht den heil'gen Schein
Der Begeist'rung, und wie Priester
Haltet Herz und Hände rein!

Ein Geschäft könnt Ihr verschieben
Und des Amtes ernste Pflicht. —
Einen Freund bestellt auf morgen,
Aber ja die Muse nicht!
Denn sie liebt nach eig'ner Laune
Zu erscheinen und zu geh'n,
Aber nicht so wie ein Söldner
Euerm Wink bereit zu steh'n.

Jeder treibt's auf seine Weise.

„Jeder treibt's auf seine Weise" — pflegte mein Großvater zu sagen. Er hatte Recht und kannte die Welt. Milde war er daher in seinen Urtheilen und vorsichtig mit seinem Spotte über Andere. „Fehler" — — meinte er — „haben wir Alle; eine Narrenkappe auch, nur Jeder eine andere." Leben und leben lassen! Die Welt ist ja groß genug, — und so laßt es Jeden treiben auf seine eigene Weise. Dieser liebt den Gartenbau und Jener die Jagd. Aber der Jäger giebt es gar viele in der Welt. — Der Poet macht Jagd auf Reime, der Redner auf Phrasen, der Stutzer auf Complimente, der Wucherer auf Gewinn, der Advocat auf Ränke, die Polizei auf Landstreicher und der Wirth auf lustige Gäste. Die Nachtigall setzt sich in's blühende Gebüsch und singt schmachtende Liebeslieder, und der Mond begafft im Wiesenborne stundenlang sein bleiches Gesicht; der Zephyr blättert mit kindischer Tändelei in den grünen Bilderbüchern der Bäume und die fliegende Blume, der Schmetterling, ruht an der Brust der gefesselten Schwester Tulpe. Der

Bach rollt abwärts und die Luft strömt empor; die Pappel steigt gerade auf und der Epheu schlingt und krümmt sich; der Wald gefällt sich in seiner romantischen Einsamkeit und der Berg in seiner antiken, ruhigen Größe; der Wasserfall ist ein poetischer Schwätzer und die Nachtviole eine idyllische Somnambule. Wie ein drohender Welteroberer rollt der Donner über unserm Haupte.

Je mehr es Einer auf die ihm passende Weise treiben kann, je glücklicher lebt er. Die Gedanken und Gefühle, die in uns wohnen, sind die großen Ausgleicher aller menschlichen Dinge. Der Reiche gewöhnt sich an den Reichthum, so wie der Arme an die Armuth; die Häßlichkeit verschwindet, wenn man sie oft betrachtet, und der Dumme fühlt seine Dummheit nicht. Ihr lacht über die Meinungen und über die Liebhabereien Eures Nachbarn und er lacht über die eurigen, — Jeder mit gleichem Recht und auch mit gleichem Unrecht.

Der Gelehrte sitzt über Chroniken gebückt, und die rothen und goldenen Buchstaben seiner Quellenbücher erfreuen ihn; der Staub der Pergamente entzückt ihn mehr, als der Blüthenstaub des Lenzes. Seine alterthümliche Bibliothek ist seine Welt, und er begreift nicht, wie man an einem jener modernen Romane Vergnügen finden kann, welche ein Hausfreund ihm so oft rühmt, und in deren einem er neulich blätterte. Er gab das Buch zurück, nannte es eine zeit- und geisttödtende Lectüre und lächelte über die Menschen, welche sich an dergleichen Albernheiten

erlustigen. Diese dagegen spötteln über den gelehrten Pedanten, der in sein ödes Museum gebannt ist, und der über dem zwölften Jahrhundert das neunzehnte vergißt. Wer hat das rechte Theil erwählt? Jeder das rechte für sich; denn Jeder ist zufrieden dabei. — Ein Dritter lacht über Beide. Er liest nur politische, zur lebendigen Geschichte des Tages gehörige Schriften, und meint, es sey pedantisch, die Rumpelkammern der Chroniken zu durchwühlen, — und es sey fade, jenen Romanenunsinn zu verschlucken.

Da kommt nun ein Anderer und findet alles Lesen überhaupt unnütz. „Wozu lesen?" — sagt er. „Man muß leben. Das Leben ist das beste Buch." — Er sucht Gesellschaft, mündlichen Austausch der Gedanken, lebendigen Verkehr; er geht dem Lebensgenusse nach, und die enge Studierstube behagt ihm nicht. — Jener liebt es, die Welt zu durchreisen, jeden Tag andere Gesichter vor sich zu haben und jede Nacht in einem andern Bette zu schlafen; seine wanderlustigen Gedanken lassen ihm nirgends Ruhe, und seine Heimath ist überall, wo es ihm gut geht. Dieser dagegen schlendert gerne in Pantoffeln und Schlafrock herum, raucht sein Pfeifchen in Ruhe und liebt das trauliche Eckchen daheim am warmen Ofen; er hat seit zwanzig Jahren das Weichbild seiner Vaterstadt nicht überschritten, und freut sich des wiederkehrenden Einerlei's. Man kann der Behaglichkeit eine schöne Lobrede halten, aber auch eben so der unstäten Wanderlust. Jeder sieht mit seinen Augen, Jeder denkt mit seinen Gedanken. Wollten alle Leute wanderlustig

seyn, wer sollte das Haus bestellen, und wollten alle der Behaglichkeit pflegen, woher die Hände nehmen, um ihnen weiche Ruhebetten auszupolstern? Die Welt ist eine großartige Phantasie-Variation über das alte Thema: „Variatio delectat.“ —

Wieder Andere concentriren all' ihre Thätigkeit auf's Erwerben. Sie setzen daran alle Güter, alle Freuden des Lebens; vergrößerter Besitz, erweiterte Räume, das ist ihr höchstes Ziel. Mancher belächelt sie mitleidig, weil sie sich so gewaltig plagen; aber gerade ihre scheinbare Plage macht ihre Glückseligkeit aus. Sich auf dem directen Wege zu sehen, ein Millionair zu werden, — das verdient wohl ein Paar hundert Nachtwachen und die Verzichtleistung auf eine Landparthie. Erwerben erfreut mehr, als schon besitzen. So geht es auch mit geistigen Dingen. Der steile Weg zur Wahrheit und zum Lichte empor bietet größeren Genuß, als das endliche Ausruhen auf der Höhe.

Seht den Künstler an. Die nüchternen Anhänger der Wirklichkeit, die nur dasjenige einen Besitz nennen, was man mit beiden Händen greifen kann, bespötteln seine edlen Schwärmereien, seinen erhabenen Enthusiasmus und seinen idealischen Glauben; diese Spötter vergessen, daß es Jeder auf seine Weise treibt und daß geträumte Seligkeit mehr beglückt, als wirkliche Resignation.

Der Eine ringt sich mit ehrgeizigem Verlangen
Nach einem Thron empor, — und sinkt in Staub zurück;
Ein Andrer glühet nur für purpurrothe Wangen
Und knüpft an blondes Haar sein unbeständig Glück.

Ja, Jeder auf seine Weise! — Verliebte Siegwart's, die geduldigsten Ungeduldigen von der Welt; witzige Rezensenten, die wahren Advocaten der Schauspieler; lyrische Poeten, die größten von allen Verschwendern; gute Tenorsänger, die empfindlichsten Gemüther dieser Erde; Romanschreiber, die nobelsten von allen Opiumhändlern; moderne Componisten, die geschworenen Mäkler für Geistesfaulenzerei; Advocaten, die Irrlichter des Rechtes; tägliche Schoppengäste, die Oberprieſter der bürgerlichen Friedfertigkeit; Weltverbesserer, Leute, die oft Recht haben, aber immer schweigen müssen; Deputirten, die auf Kündigung angestellten Schauspieler der Nation; Maler, von denen man Wahrheit und Schmeichelei zugleich verlangt; Doctoren, ein Titel für Diejenigen, bei welchen man um den Titel verlegen ist; dramatische Dichter, die man auch literarische Zimmerleute nennen könnte; Schauspieler, die keine Rezension öffentlich, aber jede meuchlings — wie Saphir gesagt hat — lesen; Journalisten, die immer alltäglicher werden; — Jeder hat seine eigene Weise.

Der Eine schwindelt, der Andere bettelt sich durch die Welt; Dieser lebt durch Sparsamkeit und Jener durch Verschwendung; Einer gefällt sich in Grobheit und macht gerade dadurch sein Glück, indem man seine Derbheit für Biederkeit hält; ein Anderer katzenbuckelt sich in eine feste Pfründe hinein. Mancher gewinnt in der Liebe und verliert in der Lotterie. Einer vertanzt seine kurze Jugend und ein Anderer durchweint ein sieches Alter; Einer geizt mit dem Gelde,

der Andere mit der Zeit, Einer mit Worten, der Andere mit Thaten. A. wiederholt fremde Gedanken und überredet sich, es seyen seine eigenen; B. reimt, und meint, er sey ein Dichter; C. setzt musikalische Reminiscenzen zusammen und läßt sich einen Componisten schelten. — Und so geht es in tausendfältigen Nüancen und Manieren fort. — Jedes Individuum variirt das große Thema Leben auf eigene Weise.

Darum seyd milde in Eurem Urtheile. Laßt die Nachtigall singen und den Hund bellen, laßt dem Baum seine schöne Blüthe und der Erde ihre fruchtbare Scholle! Die Welt ist ein tausendfarbiges Panorama, und Jeder bildet eine Figur darin. Wohl ihm, wenn man seine Figur gern sieht, wenn man sagt: „Der treibt's auf schöne und auf gute Weise!" —

Ueber den Roman.

Romane, oder auch Erzählungen und Novellen — der Name thut nichts zur Sache — Romane werden immer und von Vielen mit Vergnügen gelesen werden. Es giebt Stunden, in denen man gerne einmal ausruht und dem Geiste eine freundliche Erholung vergönnt, Stunden, wo man sich gerne einmal aus der rauhen Wirklichkeit in das Land der Phantasieen flüchtet. Bei einem schönen Mährchen vergißt das Kind sein Spielzeug und bei einer schönen Erzählung der Mann seinen Verdruß; der Kranke vergißt seine Schmerzen, wenn Täuschung ihn liebenswürdig betrügt, und der Arme glaubt, die Millionen wirklich zu besitzen, von denen er träumt. Wie reizend erscheint Alles im Zauberspiegel der Phantasie, und wie lieblich duften die Blumen der Dichtung! Was gehört aber zu einem guten Roman? hat man oft gefragt. Es seyen uns einige Worte über diese gewiß für Jeden erhebliche Frage vergönnt.

Erfindung bleibt das erste Erforderniß eines Romans. Nur die Erzählung einer interessanten Begebenheit kann uns ansprechen. Durch spannende

Verwickelungen, durch beachtungswerthe Ereignisse, durch Wechsel und Leben wird die Theilnahme des Lesers festgehalten. Alles zusammen muß sich zur Einfachheit eines Ganzen gehörig abschließen. Der Roman gleiche einem See mit romantischen Ufern, oder einem englischen Park mit vielfach verschlungenen und kühlen Laubgängen. Gleicht er einem regelmäßig abgetheilten Gemüsegarten, den man mit einem Blicke übersehen kann, so übt er wenig Reiz; — ist er dagegen ein verworrenes Labyrinth, ist er gleichsam nur auf Verwirrung berechnet, so wird er uns unbefriedigt lassen. Wenn viele der älteren Romanschreiber ihre Erzählung allzu einfach und arm an Begebenheiten gehalten haben, so sind wiederum viele neueren, namentlich die französischen, in's entgegengesetzte Extrem verfallen.

Charactere dürfen ferner dem guten Romane nicht fehlen. Was wäre die schönste Gegend ohne Menschen, die sie bewohnen? Charactere geben dem Roman erst das wahre innere und geistige Interesse, — und diese seyen nicht sowohl überspannte phantastische Gestalten, als vielmehr wahre, wenn auch verschönerte Menschen, wie sie wirklich existiren. Der Novellist soll uns weder unnatürliche Tugendhelden, noch unmenschliche Lasterteufel vorführen, sondern wahre Menschen, mit ihren Vorzügen und Mängeln, Leidenschaften und Empfindungen. Er studire die Welt und lerne das Herz kennen; er beobachte und beschreibe dann, was er gesehen hat. Das Feld für den Charakterzeichner ist groß und bietet eine unerschöpfliche Aehrenlese; denn wie mannichfaltig sind die Menschengestal-

ten, die uns umgeben, wie mannichfaltig sind die Triebfedern ihres Thuns und Lassens, wie mannichfaltig sind die Verhältnisse, unter denen sie uns erscheinen! —

Die werthvollen Einzelnheiten der Ausführung darf man nicht vermissen. In einem guten Roman müssen wir, wie in einer schönen Gegend, bald freundliche Blumen, bald einen malerischen Baumschlag, bald einen lieblichen Wiesenbach, bald eine heitere Perspective finden. Der Novellist gebe uns anziehende Schilderungen von den Orten wo und von den Zeiten wann seine Erzählung spielt; er belebe den Dialog durch geistvolle Gedanken und durch Anregung schöner Gefühle; er suche uns zu ergreifen durch Schilderung rührender, humoristischer oder auch ernster Situationen. Die beste Erfindung ohne werthvolle Ausführung der Details ist unbefriedigend, oder genügt höchstens dem ganz gewöhnlichen Romanleser. Leute von Geschmack und Bildung verlangen mehr, als gedankenlose Unterhaltung, Befriedigung der Neugierde oder gemeinen, derben Effekt.

Endlich werde die schöne Tendenz immer beobachtet. Wir sagen: die schöne, da solche alles Andere in sich faßt. Nur das Wahre ist schön und nur das Gute. Weit entfernt, eine philiströse Moral verlangen zu wollen, sehen wir doch gerne die edleren Prinzipien der Humanität überall vorwalten. Schlüpfrige Scenen, rohe Sinnlichkeit, ruchlose Bosheit, Verhöhnung besserer Gefühle — sie sollen die Triebfedern eines Romanes nicht seyn. Wenn ein Schriftsteller

sich jeder schönen Tendenz begibt, wenn er, um Effekt oder Aufsehen zu machen, seine Feder in Schmutz taucht, — so wird er aller Achtung verlustig. Wer bewundert nicht in so vielen neueren Romanen der Franzosen die geistreiche Feder und die Originalität der Behandlung, — aber zugleich auch, wer verabscheut nicht die frivolen, oft erbärmlichen und empörenden Gesinnungen und Grundsätze derselben? Bücher von schlechter Tendenz sind von allen die schlechtesten, und wären sie auch, was man geistreich geschrieben nennt.

In den langen Winterabenden, wann die Flamme im Ofen so heimisch flackert und die Lampe so traulich scheint, was geht dann über den Genuß, eine schöne Novelle zu lesen? An der Hand der Zauberin Phantasie durchwandern wir die volkreichen Straßen von London oder Paris, werden wir mit interessanten Menschen bekannt, werden wir in den Gang merkwürdiger Ereignisse so verwickelt, als seyen es die unsrigen, ja wie wir oben gesagt haben, es giebt Stunden, in denen ein guter Roman uns über den besten Freund geht.

Die Lampe des Gefangenen.

Sey mir gegrüßt, Du liebevolle Leuchte,
Du, meines öden Kerkers trauter Mond,
Der, dem Gefang'nen ein willkomm'ner Tröster,
An diesem engen Horizonte thront,
O traute Lampe, die in langen Nächten
Oft himmelblau die düstern Wände mahlt,
Und diese Riegel, diese Eisenstäbe
Mit Blüthensilber freundlich überstrahlt. —

Du traute Lampe, sey mir vielwillkommen
Und hülle mich in Deine Strahlen ein!
Umwoge mich mit Deines Lichtes Welle
Und spüle lindernd weg des Herzens Pein!
Wie in der Nacht die Schatten sich beleben,
Wann über sie der Mondesnachen schwebt,
So seyen auch durch Dich, geliebte Lampe,
Die Schatten meiner Kerkernacht belebt!

Ach! — zwischen diesen rauhen, kalten Mauern
Liegt eine freudenleere, arme Welt,
Und die Erinnerungen schöner Tage
Sind rings umher in Särgen aufgestellt;
— Dort steht die Lieb' in ihrem Wittwenschleier,
Die Freundschaft hier, ein armer Pilgersmann,
Der nur die Thräne des bewegten Herzens,
Doch nicht den Arm der Hülfe bieten kann. —

Ja, hier in diesen dumpfig-engen Räumen
Verwelkt des Lebens frisches Blüthenreis,
Verdunkelt sich die Sonne; alle Quellen
Der Freude decket winterliches Eis;
Hier liegt erkrankt die Sehnsucht auf dem Lager
Und fieberhaft regt sich des Herzens Schlag;
Die bösen Träume nagen hier am Schlummer;
Kalt ist die Nacht; — trübselig ist der Tag. —

Die Zeit ist hier ein Dämon, der gefesselt
In ehr'nen Banden die Gedanken hält,
Der vor die Seele teuflisch Blendwerk gaukelt
Und wie der Alp den Träumer überfällt;
Der aus dem stillen Heiligthum des Herzens
Die zarten Blüthen junger Hoffnung raubt,
Der Ideale gold'nen Glanz beflecket,
Der Liebe Maienrosen all' entlaubt. —

D'rum, holde Lampe, sey mir vielwillkommen!
— Laß eines Traumes Rosenkelche blüh'n!
Wirf Morgenroth an diese kahlen Wände
Und Wellenschaum und frisches Blättergrün!
Die Lindenblüthe laß die Knospe öffnen
Und die Viole an der Quelle Rand!
Geleite mich durch kühlen Waldesschatten
Und durch das weite, sonnbegränzte Land!

Wie wunderbar ist jetzt die Nacht gelichtet!
— Weit öffnet sich das schwarze Gitterthor. —
In Gottes freie Welt tret' ich beseligt,
Gleich wie ein Auferstandener, hervor.
Vergessen sind die Thränen und die Schmerzen;
In's theure Heimathland kehr' ich zurück.
Kommt an mein Herz, Ihr vielgeliebten Freunde!
Vieljähr'gen Schmerz sühnt dieser Stunde Glück! —

Doch horch! — da knarren wieder schwere Riegel.
O, armes, krankes Herz, — es war ein Traum!
O, sternenlose Kerkernacht, wie öde!
Wie blüthenleer ist dieser öde Raum!
— Wohl dränget sich im prangenden Palaste
Beim üpp'gen Fest der tolle Menschenschwarm; —
Sie sind so reich an Gold und Diamanten,
An Liebe aber sind sie bettelarm.

Ach! — sie verstehen fremder Völker Sprachen,
Doch nicht des fremden Herzens Klagelaut;
Sie sind bekannt mit buhlerischem Lächeln,
Doch mit der Thrän' des Mitleids nicht vertraut.
Sie kennen hundert glatte Modephrasen,
Und ach! kein einzig mildes Tröstungswort;
Ein schaler Witz reißt sie bis zum Entzücken,
Kein Angstruf bis zur Bruderhülfe fort.

Ja, freudenleer sind diese öden Räume. —
— O, armes, krankes Herz, verzweifle nicht,
Und leb' in Frieden mit der warmen Thräne,
Die aus dem Auge des Gefang'nen bricht! —
Den großen Schmerz besiegt ein größ'rer Wille;
Vor dem Gedanken jeder Zweifel flieht: —
O sey willkommen, liebevolle Leuchte,
Die mich mit ihren Strahlen mild umzieht! —

Die schönen Stunden des Lebens.

Jeder bessere Mensch, in dessen Adern ein Paar Tropfen warmes Blut mehr fließen, als er bedarf, um nicht zu erstarren, und der nicht mit einer ledernen Haut geboren ward, hat wenigstens eine Stunde im Jahre, in welcher er sich als Genie fühlt, und es auch in der That ist. Manchem erscheint sein Genius nur selten, aber Keinem läßt er sich ganz unenthüllt. Wie im Kalender, so stehen auch im Buche des geistigen Lebens wenig Feiertage. Das Schönste liebt die Alltäglichkeit nicht. Auch wäre die Menschenbrust zu schwach, um den erhöhten Herzschlag solcher Feierstunden lang und oft zu ertragen. Wir sind Engbrüstige, die nach einigen tiefen und vollen Athemzügen sich erschöpft fühlen; — wir können die hohe Bergluft der Begeisterung, die das Blut aus den Poren treibt, nicht lange ertragen, und bald blendet das Licht des Ideals unsere schwachen Augen, wenn wir

hoch emporgestiegen, — wir dürfen ja den Fallschirm nicht vergessen, wenn wir die Mongolfière besteigen.

Und woran erkennt man diese großen und seltenen Stunden?

Wie jeder Pflanze eine eigenthümliche Natur ward und wie es wohl überall Aehnlichkeit, aber nirgends Gleichheit giebt in Gottes herrlicher Welt, die so viel Wunderbares besitzt, daß wir auf die Wunder gar nicht mehr achten, — eben so steht jede Menschennatur da als eine eigenthümliche, nur einmal im großen Universum vorhandene Welt. So eigenthümlich ging jeder Mensch hervor aus der Hand der unerschöpflich schöpferischen Natur; sie wiederholt sich nie; sie geizt nicht; sie ist überall urkräftig. Aber diese natürliche Eigenthümlichkeit eines Jeden wird in unsern gewöhnlichen Lebens-, Geschäfts- und Gesellschaftsverhältnissen oft verhüllt, getrübt und verwischt. Der Zwang der Verhältnisse, das ewige Mühlrad Einerlei der Berufsgeschäfte, die tausend Plackereien der Tage und Wochen, das Joch, das der Gewaltige über den Schwächern wirft, die harte Pflicht, die den Einen zum Opfer des Andern macht, — das Alles zieht die Menschen nieder. Freilich kann es auf dieser unvollkommenen Welt nicht wohl anders seyn; ein Jeder gewinnt durch den Andern und verliert auch durch ihn zugleich, und nur in wechselseitiger Beschränkung zum gemeinsamen Zweck besteht die Freiheit. So leben wir die Alltagsstunden hin; — der Mensch verliert und verläuft sich in dem Bürger, im Handelsmann, an der Hobelbank, vor dem Actentisch, im

Waarenlager; — er verarbeitet, verschwatzt, verdämmert, verträumt, vertrinkt oder verhandelt seine Zeit. Abends, wenn die Feierglocke läutet, meinen Viele, jetzt seyen sie frei. — Aber sind sie es auch? — Gehen ihnen die Sorgen für das Morgen nicht nach? — Sind sie nicht abgestumpft und halb verdrießlich, wenn nicht ganz? — Bewegen sie sich gar schwerfällig, da sie, obgleich der Fessel ledig, doch noch Schmerz leiden an der wunden Stelle, wo sie gelegen hat? — Nicht Alle sind frei, die sich frei dünken. —

Doch es kommt wohl auch einmal eine schöne Stunde. Man erkennt sie an dem freudigen Jubel des ganzen Bewußtseyns, an dem Aufstreben und Aufblühen aller Gedanken und Gefühle, an dem Blüthengewimmel von Hoffnungen und beseligenden Wünschen, welches die Seele berauscht, an der Sehnsucht, welcher es kein Ziel giebt, an den Freudenthränen, die den vollen Becher bis zum Ueberfließen bringen, an der Liebe, die sich mit allem Erschaffenen befreundet fühlt, und an der Freude, deren Ton bis an die Sterne schlägt. Die Freude ist wie das Glück, — und beide sind Schwestern, — eine launische Göttin; sie wird Monate lang erwartet und erscheint nicht; es werden Summen verschwendet und sie läßt sich nicht bestechen; es blüht die ganze Frühlingsnatur, und sie steht doch jenseits der Berge. Dann plötzlich ungebeten, unverhofft, unbestochen zeigt sie sich. Die seligsten Stunden des Lebens fallen uns zu als unverdiente Gabe; — unser Verdienst ist es, wenn wir sie genießen.

Wir sind am größten, wenn wir am freudigsten sind. — Und von solchen Stunden wollte ich reden; denn in ihnen, den selten erscheinenden, fühlt sich Jeder als Genie, und ist es auch in seiner Sphäre. Jetzt hört er auf, Schneider, Professor, Hofrath oder Bettelmann zu seyn; er ist jetzt Mensch, im ganzen vollen überströmenden Bewußtseyn seiner Kraft; weit von sich wirft er alle Plackereien und allen Plunder der Alltäglichkeit; er fühlt, daß es noch Großes und Herrliches giebt unter dem wechselnden Erdenmonde; er schaut dieses eigene Leben in seiner Natur an, und redet doch endlich einmal mit seinem eigenen Ich, das so lange geschwiegen hat. Das beseligt ihn so sehr, daß er endlich sich selbst einmal anschaut und besitzt. O du edler Stolz des Selbstbewußtseyns! Du edler Egoismus, der sich selbst liebt, weil er sich erkannt hat, und der jetzt Alles liebt, was ihn umgiebt, weil die wahre Liebe, gleich der Sonne, Alles überstrahlt und erwärmt! — Solche Stunden erscheinen seltener oder häufiger, je nachdem die Menschen höher oder niedriger stehen, nicht in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern im Geisterreiche, wo man nicht nach Geld und Titeln, sondern nach Herz und Kopf gemessen wird.

Seyd willkommen, ihr wahren Fest- und Sabbathstunden des Lebens! — ihr, die ihr an keinen Kalender und an keine Kirche gebunden seyd! — ihr, deren Menschen beten, weil sie sich freuen, weil ihnen auf jedem Baumblatt ein geistlich Lied geschrieben steht, und weil ihnen jeder Stein ein lebendiger

Altar wird; ihr, in denen ganze Jahre sich in engem Raume zusammendrängen, und denen Alles wieder lebendig und strahlend zurückkehrt, was vergangen und gestorben ist. Nicht den Geistreichen, den Gelehrten allein werden solche Stunden beschеert; — o nein, Jeder erhält nach seinem Maaße; — nicht der allein ist reich, der Millionen besitzt; die glücklichen sind gleich; — am Thautropfen und im Ocean spiegelt sich dieselbe Sonne. Wie wahr und rührend schön sagt der selige Jugendprophet, unser Schiller, der gestorbene Unsterbliche, indem er die allgütigen Götter lobt, die eines jeden Menschen liebend gedenken.

Gern wählen sie sich der Einfalt kindliche Seele;
In das bescheid'ne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung;
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien hervor.

Ja, ihr schönen heiligen Stunden, seyd willkommen! — Mit eurer Freudigkeit bringt ihr uns das Heerlichste. Wir lieben die Menschen wärmer, und die Interessen des Vaterlandes, das stets Verbesserung will und wollen muß, liegen uns näher an der Seele; wir stärken uns zu kräftigen Thaten und söhnen uns aus mit dem Zwiespalte des Herzens; wir vergeben, was wir nicht entschuldigen können; wir hassen nichts als etwa die Feigheit und den feilen Sclavensinn; wir achten jedes Recht und verehren die Schönheit, wo sie eine schöne Psyche umhüllt; wir glühen für das Größte, und sind auch für das Kleinste warm; von den weinenden Augen küssen wir

die Thränen weg und die kalten Herzen erwärmen wir an unsern feurigen. Solch eine Stunde wünsche ich Euch Allen, die Ihr dieses leset! Ihr könnt sie nicht erzwingen; versuchet es nicht!

Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren.
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Des Wanderers Traumgesicht.

Hoch am blauen Himmelsbogen stand die Sonne; ihre Strahlen
Fielen rings auf Berg und Thäler, sie mit gold'nem Glanz zu malen,
Ueberflossen Wald und Auen, blitzten durch das Baumgezweig,
Und es war die weite Gegend einem Meer von Lichte gleich.

Dort auf dem besonnten Hügel lag ein Wand'rer sehr ermattet,
Von dem hochgewölbten Dache einer Eiche überschattet,
Traurig blickend nach den Thürmen jener Stadt, die dort im Thal,
Ausgebreitet ihm zu Füßen, ruhete im Mittagstrahl.

Fern ist er vom Heimathland. — Aus dem engen Kreis zu fliehen
Seines väterlichen Hauses, — seinem Glücke nachzuziehen,
Nahm er Wanderstab und Bürde; — Jugendsehnsucht trieb ihn fort,
Und so zog er manches Jahr schon unbeglückt von Ort zu Ort.

Unbeglückt, verarmt an Hoffnung, hat er sich hindurchgewunden,
Dornen viel und wenig Rosen auf der Pilgerfahrt gefunden;
Wenn er nah zu seyn ihm glaubte, floh das unbeständ'ge Glück;
Nach der Heimath stillen Thälern sehnte er sich oft zurück.

Müde ruht er jetzt, belastet von erdrückenden Gedanken;
Er entschlummert, während flüsternd über ihm die Zweige schwanken,
Während mittäglich Geläute von den nahen Thürmen fließt
Und der Traumgott ihn mit Bildern seiner Schattenwelt umschließt.

Wieder liegt vor seinen Blicken jene Stadt im Thal entfaltet;
Doch im ernsten Traumgesichte hat sich Manches umgestaltet.
Nacht bedeckt die öden Gassen, deckt die Häuser allesammt,
Und auf jeden Hauses Giebel steht ein Kreuz, das feurig flammt.

Sehr verschieden sind die Kreuze, dies ist groß und jenes kleiner;
Trüb' und dunkel glühet dieses und das and're flammet reiner.
Tiefe Stille waltet; alle Gassen stehen öd' und leer;
Alle Kreuze flammen drohend und die Luft ist trüb und schwer.

Wie der Wanderer noch sinnet, was die Kreuze wohl verkünden,
Wie er denket an Gomorrha, jener alten Stadt der Sünden,
Schreitet näher jetzt ein Engel zu dem Träumenden heran,
Und mit ernsten Worten redet er ihn freundlich also an: —

„Was die Kreuze auf den Giebeln dort bedeuten? —
willst du wissen.
Deine Zweifel kann ich lösen und der Schleier sey
zerrissen!
Glücklich darfst du Keinen preisen, der im Erdenthale
lebt,
Wo sich des Geschickes Waage heute senkt und morgen
hebt."

„Jeglicher im Erdenleben hat sein eig'nes Kreuz zu
tragen,
Und von ungestörtem Frieden weiß kein Sterblicher zu
sagen.
Der trägt mehr und Jener minder, doch kein Einziger
ist frei,
Ob er bettelarm und elend, ob er reich und mächtig
sey."

„Armuth wohnt in nied'rer Hütte, Uebersätt'gung in
Paläſten;
Stiller Gram sitzt oft verschwiegen bei den übertünch-
ten Festen;
Jugendschönheit welkt im Lenze, Krankheit hemmt
des Mannes Kraft,
Und Befriedigung entquillet nicht dem Born der Wis-
senschaft."

„Hier vernimmt der Sohn des Glückes, daß sein Schiff
zu Grund gegangen;
Dorten halten treue Gatten sich zum Letztenmal umfangen;
Tugend sieht sich hier verlästert, Ideale stürzen ein,
Und am hellen Mittag brechen plötzlich schwere Wolken ein."

„Drum verkünden jene Kreuze, die da unten feurig ragen,
Daß ein Jeglicher auf Erden hat sein eignes Kreuz zu tragen.
Glücklich darfst Du Keinen nennen; darum suche länger nicht
Nach dem Glücke; es belehre Dich dies ernste Traumgesicht!"

Da erwacht er und es schwinden die belastenden Gedanken
Und er athmet freier, während über ihm die Zweige schwanken,
Während tiefer schon die Sonne an dem Himmelszelte steht,
Und aus Westen her des Abends erste Kühlung flüsternd weht.

Niedersteigt er von dem Hügel und begrüßt die Stadt
im Thale.
Blumen duften dort am Fenster und, beglänzt vom
Abendstrahle,
Neigt zu ihnen sich hernieder ein erröthend Mäg-
delein.
Sollte wohl dies Haus die Wiege eines kurzen Glückes
seyn?

Jugend und Alter.

Wir haben gewiß Unrecht, uns so sehr vor dem Altwerden zu fürchten; denn jede Lebenszeit hat ja eine ihr eigenthümliche Jugend. Das Neue ist stets jung, und so bringt jede Zeit mit der Neuheit ihrer Erscheinung auch eine neue Jugend. Wenn wir lange genug Kinder waren und mit Blumen und bunten Steinchen genug gespielt haben, so ist die Kindheit aus; sie hat ihr Ziel erreicht, hat sich gleichsam überlebt, und ist, obgleich eine Kindheit, dennoch alt geworden. Sollten wir über die gewöhnliche Zeit hinaus Kinder bleiben, so würden wir uns selbst in dieser, sonst so gepriesenen Lenzesepoche dennoch alt fühlen, denn wir wollen immer Wechsel und ein Paradies, in welchem wir jedes Blümchen gesehen und jeden Fußsteig oft betreten hätten, würde aufhören, für uns ein Paradies zu seyn; die Natur, stets in Entwickelung und Fortbildung begriffen, will keinen Stillstand, und nur ihre eigene Umgestaltung erhält ihr eine ewige Jugend. Die der Kindheit folgende Jünglings-Zeit versetzt uns in eine neue Welt; wir denken, fühlen und be-

gehren anders; wir sind, obgleich wir älter werden, dennoch verjüngt, und es regen sich ganz neue, andersartige Lebenskräfte in uns. So durchleben wir in dieser Umgestaltung ein neues Daseyn, die Periode der idealischen Liebe für alles Große und Schöne, die Zeit, in welcher wir in dem feurigen Eliaswagen unserer Begeisterung über die kleine Erde hoch hinausfahren, und in welcher es für uns mehr Götter giebt, als Menschen, in welcher wir alle auf dem Kothurn der antiken Heroen stehen und den himmelstürmenden Titanen gleichen. O diese Zeit ist überschwenglich selig, und sie wird dennoch alt; sie überlebt sich dennoch. — Die Seele hat sich müde geschwärmt; dieses lodernde Feuer des Ideals würde sie zerstören, wenn es durch noch längere Jahre fortdauerte. Da treten die ernsteren Gedanken mit ihrer hohen Stirne und mit ihrem klaren Auge zu uns, da regt sich in uns das klarste Bewußtseyn unserer besten und rechten Fähigkeit; da werden wir Väter und Bürger, schaffen rüstig für Menschenwohl, und Betrachtung und That bieten sich die schwesterlichen Hände. Abermals ist Alles um uns her ganz anders und neu, und somit jung geworden. In unseren Kindern kehrt uns die Kindheit und in den Jünglingen, die unsere Jünger sind, die Jugend wieder. Oder darf der Mann, der mit seinen Gedanken in freudig-ernstem Verkehr steht, der aus der Säemaschine seiner Berufswirksamkeit die Saat der Humanität ausstreut, dem Worte und Thränen des Dankes, von Menschen, die er beglückt hat, entgegen getragen werden, darf er sagen, er sey alt geworden?

Bringt nicht jeder Tag wohl eine neue Mühe, aber auch neuen Lohn? Können wir den alt nennen, dem jeder Tag eine junge Blüthe aus dem fruchtbaren Garten der Gedankenwelt bringt oder der bei jeder untergehenden Sonne sich sagen kann, ein aufgehendes Werk geschaffen zu haben? Nur die Schlaffheit ist alt, aber sie ist es nicht minder in der grünenden Jugend als unter dem Schnee des Alters; der Reiche verarmt nur durch Verschwendung, aber der Arme muß geizen mit dem Wenigen, was er besitzt. Doch es kommt jetzt, — hör' ich euch sagen, — der Lebenswinter! — Sind denn auch die Greise noch jung? — Gewiß sind sie es. — Wie der trauernden Witwe wohl der Freund ihres Herzens gestorben, nicht aber die Liebe für ihn und nicht sein Angedenken, so geht die Erinnerung nicht unter, sondern erst recht auf mit den Schneeglöckchen des Alters. Diese ruhige Selbstbeschauung, dieser Seelenfrieden, diese Zeit, in welcher die Seele still und sinnig, aber freudig, gerne im Sternen-Buch des Allgütigen liest, und wo man schon mit einem Fuße im Grabe steht, über welchem das Morgenroth von Jenseits aufdämmert; — dies Alles hat auch seinen Reiz und ist die Jugend des Alters, welche demjenigen zufällt, der früher schon ein geistiges Alter besaß. Die gütige Mutter Natur läßt Keinen verarmen; sie zeigt sich auch da noch verschwenderisch, wo der befangene Mensch sie geizig nennt. Auch dem Greise giebt es eine Jugend. Was er lebt, war noch nicht da, und darum ist es neu und jung.

So redet also nicht so viel vom Altwerden, und zittert nicht vor der Handvoll Jahre, die euch noch zugezählt werden! Jede Stunde bringt neues Leben; — ihr weint vielleicht am Sarge einer schönen Minute, während eine schönere schon auf euch wartet und sich mit weißem Blüthenkleide geschmückt hat. Wer nur nach Jahren im Leben rechnet, der verrechnet sich, und ohne den Schlüssel des Augenblicks ist das Leben stets ein verschlossenes Buch. In diesem Bezuge nun giebt es kein Altwerden, und wie in Gottes Welt entweder Alles, auch das, was man klein nennet, groß und herrlich ist, oder es gar nichts Großes giebt, so giebt es auch eine stets blühende Jugend oder Alles ist alt.

Mutter und Kind.

Ein junges Weib mit einem schönen Kinde,
Dem eben auf den Lippen sich die Knospe
Der ersten Worte zart eröffnet hatte,
So wie im Lenz die erste Maienblume,
Sah tiefbewegt den Liebling an und weinte.
O wann ein Kind zum erstenmale „Mutter"
Zur Mutter sagt, so strömen alle Quellen
Des Herzens über, wie die Frühlingsbäche,
So sind die Schmerzen all' vergessen und
Die Nächte, wo der Schlaf die Augen floh,
So ist die Mutter ein beglücktes Weib
Und wäre auch ein Bettelstab ihr Loos,
So glänzen um ihr dreimal selig Haupt
Die Liebesflammen, wie ein Heiligenschein,
Und die Gedanken leuchten, wie auf Bergen
Die Opferflammen, wann der Morgen brennt.
Die kürzeste, doch die erhabenste
Von allen Hymnen ist dies einz'ge Wort,
Dies erste, himmlische Vergißmeinnicht
Der Kindesseele für die treue Mutter,

Dies reine, fromme Opfer der Natur,
Diese Blume, die nur einmal blüht.

Beglückte Mutter, o wie reich bist du
Durch Hoffnung! — Denn ein seltnes, großes Loos,
Vielleicht ist es gefallen deinem Kinde.
Vielleicht liegt in dem Schachte seiner Seele
Ein Edelstein, der mit Gedankenfeuer
Durchblitzen wird die kommenden Geschlechter;
Vielleicht quillt auch in diesem stillen Herzen,
In diesem morgendämmerigen Thal,
Ein Brunnen von erhabener Empfindung;
Vielleicht wird diese Hand den Zügel einst
Von Herrschaft führen und dies Auge wird
Gebieten, streng und mild zugleich; vielleicht
Wird auch Fortuna seinen Winken folgen.
Wer weiß es, wie die Lebensloose fallen?
Zum Höchsten ist ein Jeglicher berechtigt.
Ein armer Geist wird im Palast geboren
Und unterm Hüttendach ein großer Mann.
Das Schicksal hat gar wunderbare Launen.
Der Mutterliebe treuste Freundin ist
Die Hoffnung, die der Zukunft dichten Schleier
Durchwebt mit Rosen und mit Lorbeerkränzen,
Mit goldnen Fäden und mit Edelsteinen. —

Beglückte Mutter! an des Lebens Pforten
Liegt Dein geliebtes Kindlein; — es erschließt
Die Knospe sich von seinen ersten Worten
Und eine wunderbare Harmonie ergießt

Sich über Dich und um Dich; aller Orten
Begegnen Ideale Dir. So sprießt
Die junge Pflanze aus der Muttererde,
Daß sie erstarke und zum Baume werde.

Beglückte Mutter! — sieh', in diesem Kinde
Ist Dir ein heilig Unterpfand vertraut. —
In Deinem Arm, an Deinem Herzen finde
Es eine Freistätt', wann die Welle laut
Aufschäumend tobt, wann die empörten Winde
Erwachen, wann der Horizont ergraut!
Auf Mutterliebe laßt uns gläubig bauen;
Denn sie steht fest durch Hoffnung und Vertrauen.

Ueber Freundschaft und Liebe.

Giebt es denn wirklich nichts Beständiges in diesem Leben? — Wie die äußeren Verhältnisse fortwährend dem Wechsel unterworfen sind, sind es auch diejenigen des innern Lebens? — Und ist es wahr, daß Freundschaft und Liebe, Schwärmerei und Treue nur eine kurze Blüthenzeit haben und darauf abwelken, wie alles Andere? — Viel Wahres ist daran. So Vieles leider drängt sich zwischen die Herzen der Menschen und zwischen ihre Gedanken, um sie zu trennen.

Unter gleichen Verhältnissen, mit ähnlichen Meinungen und ähnlichen Gefühlen, lernt man sich schätzen und lieben. So wandelt man einige Zeitlang auf derselben Straße traulich nebeneinander. Aber bald ändert sich Dieses und Jenes, bald mischt sich dieser und jener fremde Ton ein, bald entsteht manche neue Begehrung. Der Egoismus meint, er dürfe doch dem Andern nicht zu viel einräumen; man fängt an, da, wo man nur mit den Augen der Milde beschönigend ansah, den Maßstab strengerer und größerer Forderungen anzulegen; man vernachlässigt sich einander erst ein wenig,

dann ein wenig mehr; man streitet sich wohl auch einmal, und Keiner will Unrecht haben; man schmollt auf einige Tage; man vergleicht sich zwar wieder und reißt das junge Giftkraut der Uneinigkeit aus, — aber es bleiben doch ein Paar kleine Wurzeln davon stecken. Die Menschen werden selten plötzlich im Leben auseinandergerissen und geistig getrennt; — häufig aber werden sie ganz allmählig auseinander geschoben. Der Sturmwind wurzelt die Bäume oft nur noch fester, anstatt sie umzuwerfen. — Trennung schadet der Liebe und Freundschaft oft weniger, als Beisammenbleiben, und es ist gewiß leichter, große Proben zu bestehen, als kleine, große Opfer zu bringen, als kleine.

Doch wie viel Betrübendes liegt in diesen Erfahrungen, besonders für das jugendliche Herz. Ach, die erste Liebe und die erste Freundschaft wollen ja eine Ewigkeit; — die Blüthe ihrer Ideale werfen sie bis über die Sterne hinaus, und ihre frommen Schwärmereien sind endlos; — sie werden, sie können es auch nicht glauben, wenn ihr ihnen sagt, daß Alles nur kurze Zeit dauert. Dennoch ist es wahr. — Und könnte es nicht anders seyn? — Ja, es könnte anders seyn. — Wenn wir auch Alle den Gesetzen der natürlichen Entwickelung unterworfen sind, — wenn auch die Maienrosen nicht durch alle Monate des Jahres fortblühen können, — wenn auch die Wärme des Jünglings eine andere, als die des Mannes ist, — so können wir denn doch dasjenige, was wir einmal lieben, für's ganze Leben festhalten, und wir müssen

es, da man befreundete, wahrhaft verwandte Seelen ja so selten findet, und da solche uns stets seltener begegnen, je mehr wir auf die Höhen des Lebens kommen, wo die scharfen kalten Bergwinde wehen. — Darum gebt der eigennützigen Selbstliebe in eurem Geiste nicht Raum. Verlanget nicht, daß der Andere nur Opfer bringe für euch und sich nur richte nach euch, daß seine Gedanken stets den eurigen sich anschmiegen, und daß er stets begehre, wolle und verabscheue, wie ihr! Liebt den Andern so, wie er ist, und bedenket wohl, daß er ja auch auf gleiche Weise gegen euch verfahren muß! Entfernet euch der Meinung willen nicht von einander, sondern übt jene Duldsamkeit aus, welche die fremden Gedanken achtet! Beschaue Einer des Andern eigenthümlichen Lebensgang mit liebevoller Theilnahme und strebe er, zu erkennen, wie das Menschliche sich überall auf andere Weise äußert. — Mit einem Worte, wir sollen in unsern Freunden nicht uns, sondern wir sollen sie lieben. Bleibet daher stark und treu in dieser Liebe, und denket nicht, es sey an einem Freunde so viel nicht verloren, da wohl bald ein neuer sich finden werde. — Die Gartenbäume blühen jedes Frühjahr von Neuem; — nicht so der Freundschaftsbaum! — Er trägt oft im ganzen Leben nur eine Blüthe. —

Bunte Betrachtungen.

3.

Wir sind in Thaten bei weitem nicht so lieblos, als in Worten. Viele haben Rechtsgefühl genug, den Nächsten weder zu übervortheilen, noch irgend auf eine Weise in seinen Interessen zu gefährden. — Wenige dagegen verfahren mit gleicher Billigkeit und Rücksichtsnahme in ihren Reden. Des Andern Fehler werden unbarmherzig gerügt; seine Schattenseiten hebt man gewaltsam hervor; seine Schwachheiten werden zu Lastern und seine Thorheiten zu Verbrechen heruntergezogen; seine guten Werke läßt man aus der Sucht, zu glänzen und zu heucheln, entstehen, und seine Liebe nennt man verkappten Egoismus. Der Deckmantel christlicher Liebe und Duldung gehört nicht zur Toilette à la mode. Wie tolerant sind wir gegen uns selbst! Wie gelinde sind die Rezensionen abgefaßt, welche wir über uns selbst schreiben! Wir sollen den Nächsten lieben, wie uns selbst. — Aber die Zunge ist eine Viper, welche den Nächsten sticht, ein Schwert, das ihm tiefe Wunden schlägt, ein Vergrößerungsglas, das den Floh zum Elephanten macht. Für die eigene Mangelhaftigkeit entschädigt man sich

dadurch, daß man fremde Tugend nicht anerkennt. Die Besten sind am nachsichtlichsten, und die Weisesten belächeln die Thorheit mit Milde. In der Art unseres Urtheiles über Andere beurtheilen wir uns meistens selbst, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen. Daß Jeder über des Andern Fehler klagt, das beweist am besten, daß wir alle fehlerhaft sind.

4.

Nichts in der Welt spielt eine so unverschämte Rolle, als das Ich. Es ist so winzig klein, und macht sich doch so groß; es hängt sich Ordensbänder an und setzt sich Doktorhüte auf, stellt sich ohne Kopf auf den Kopf und spricht ohne Herz vom Herzen; sucht sich ein Du aus Liebe zum Ich, und bleibt doch immer das Ich. Das Ich ist eines der letzten Worte, das die kleinen Kinder lernen, aber auch das letzte, das die Großen vergessen. Wie soll ich nur das Ich los werden? Wir sind ja alle Egoisten, nur durch das Mehr oder Minder unterschieden. Die enge Klosterzelle oder den weiten Palast unseres Lebens bemalen wir mit der Farbe unseres Ichs. Es malt der Eine auf eine einfarbige Wand die theuern Schattenrisse geliebter Menschen, die idealen Figuren großer Geister, die Madonnen seliger Schwärmerei und der Andere die verzerrten Fratzen der hocheignen Person.

5.

Ich habe immer nicht begreifen können, warum die meisten Leute so ungern Briefe schreiben. Von Geschäftsbriefen spreche ich freilich nicht. Giebt es etwas Angenehmeres, als die Siebenmeilenstiefel der Feder anzuziehen, oder den Zaubermantel des Postpapieres auszubreiten, und somit zum Schornstein hinaus durch alle Lüfte zu fliegen, dem fernen Freund an's Herz? Das weiße Postpapier ist eine todte, schneebedeckte Landschaft; aber das Tintenfaß ist der Lebensquell, dem Lenz und Liebe entströmen. Die Feder ist eine Taucherglocke, die in den magischen Tintensee hinabfährt und die versunkenen Schätze einer glückseligen Vergangenheit heraufholt. Da wird Alles lebendig auf dem Papier, es wird zu einem bunten Rasen, wo die Kinderspiele sich wiederholen, zu einem Opernsaal, wo wir als Don Juan mit Zerlinen kosen, zu einer Rednerbühne, auf welche unsere schwatzlustigen Gedanken steigen, zu einer Kirchweih, wo der Polichinell unseres Witzes seine tollen Streiche treibt. Wem es am Schreibpult nicht wohl wird, der ist ein Philister. Nur muß man des Abends oder des Nachts schreiben, wenn die Beine müd und die Finger spazierlustig sind. Herz und Kopf sind, wie die Verliebten, gerne ungestört; sie geben sich lieber beim Mondenschein Rendezvous, als am hellen Mittag. Auch muß man bei der Lampe schreiben, nicht beim Talglicht, denn das Lichterputzen ist, wie alles Putzen, langweilig. Der Geist putzt nicht gerne, weder sich noch Andere; er liebt ein ungetrübtes Licht und ein stetes. Und

wenn man einmal im Schreiben ist, so muß man ganz daran seyn.

6.

Wechselnde Ereignisse, wechselnde Gedanken und Gefühle theilen sich in unser Leben. Ungetrübt fließt es Keinem vorüber, — aber für Jeden hat es auch seine heiteren Tage. Wehmuth beschleicht oft die Seele und Mißmuth verstimmt ihre Saiten; — am Krankenlager verlebt man bittere Stunden und mancherlei Sorgen klopfen an die Thore des Palastes, wie an die Thüre der Hütte. Wechsel ist unseres Daseyns Bedingung. Darum nehmet, was die Stunden bringen, und lernet entsagen und besitzen, leiden und genießen! — Versäumt den Freuderuf der schönen Tage nicht! Sie erneuern sich zwar jedes Jahr, — aber nicht für Jeden.

Lebensbetrachtungen.

Nicht immer kann die Freude bei Euch weilen,
Nicht immer klar die Geistesleuchte seyn;
Auch Schmerzen wollen sich in's Leben theilen;
Leicht drängen sich die neid'schen Zweifel ein.
Manch Traumgebild saht ihr vorüber eilen;
Oft düstert sich der Ideale Schein;
Heut lodern Eures Herzens Opferflammen
Und morgen sinkt Ihr müd und arm zusammen.

So wechselt es im vielbewegten Leben
Und Keiner weiß, was ihm die Stunde bringt; —
Vergebens werden die Gedanken streben,
Wann Leidenschaft sie fesselt und umschlingt;
Die Thatkraft kann den Flügel nicht erheben,
Wann fieberhaft das Blut zum Herzen dringt;
Ihr könnt nicht lesen in dem Buch der Sterne,
Wann sie Euch stehen in bewölkter Ferne.

Gleich wie im See die Wolken bald sich malen,
Und bald das azurblaue Himmelszelt,
Wie bald ein Maientag von Sonnenstrahlen
Und bald die Dämm'rung auf die Fläche fällt;
So sehet ihr sich in der Seele malen
Die Bilder einer wechselvollen Welt;
Bald flimmern der Entzückung Sterne nieder,
Und bald ist's Nacht in Eurem Geiste wieder.

Drum lasset nur die Tage mit Euch schalten,
Und nehmet dankbar, was die Stunde reicht!
Sie liebt die bunte Mischung der Gestalten
Und ihre gold'ne Wage fällt und steigt;
Das Glück verschmäht, gemess'nen Schritt zu halten;
Schnell, wie es kommt, so flieht es und entweicht.
Es läßt die Liebe Herzen oft verzagen,
Um sie beseligter empor zu tragen.

Nur eitle Thorheit suchet ew'gen Frieden
Und stete Kraft und ungetrübtes Licht.
Wir pilgern alle durch das Land hienieden,
Und feste Habe hat der Pilger nicht;
Er ist zu schwach, dem Schicksal zu gebieten,
Das einem Jeden and're Bahnen bricht.
Im kleinen Raum lebt oft ein großer Willen;
Nicht immer kann der Thatendurst sich stillen.

Drum nehmt, was Euch die ew'gen Götter senden,
Und wann die Stunde kommt, so seyd bereit!
Wann Euch die Musen duft'ge Blüthen spenden,
So sey der Sang dem Ideal geweiht!
Laßt die Gedanken froh das Werk vollenden,
Begeistert mit der Liebe Freudigkeit;
Umschlingt das All mit den Titanenarmen! —
Hoch schlägt das Herz, den Glauben zu erwarmen.

Und wann die Freude Euch die volle Schaale
Holdselig reicht, so leert sie bis zum Grund;
Wann sich begehrend Blick und Blick begegnen,
So küßt die Liebe auf den Rosenmund;
Wann Becherklang ertönt beim Festesmahle,
So gebe sich das Wort der Freundschaft kund,
Und wann der Augenblick zur That gekommen,
So grübelt nicht, ob auch das Werk wird frommen.

Doch hat das Leben wohl der trüben Stunden
Gar viele noch; — auch ihnen gebt ihr Recht!
Beweinen dürft ihr tiefgeschlag'ne Wunden,
Doch werdet nimmer der Verzweiflung Knecht!
Dem kranken Geist laßt Zeit nur zum Gesunden,
Und zu dem Gram, der Euch beschleichet, sprecht:
Die Thränen sind der milde Thau der Herzen;
Die Liebe ist am größten unter Schmerzen.

Ja, duldet nur, und gebt den Zoll der Thränen! —
Es theilen sich in's Leben Schmerz und Lust.
Durch Beide nur kann sich der Geist erheben,
Durch Beide nur erwärmt sich Eure Brust.
Doch Eines haltet fest im Wechselleben;
— Seyd immerdar des Göttlichen bewußt! —
Verläugnet nie die heil'gen Ideale,
Und haltet fest an ihrem Himmelsstrahle!

In stiller Nacht, die ihre Liebesthränen
In Blüthenkelch und Blumenkrone legt,
Schifft in das Sternenmeer mit Eurem Sehnen,
Dorthin, wo jene Inselwelt sich regt,
Von der die Gränzen weit hinaus sich dehnen,
Und die Millionen höh'rer Geister hegt! —
O dorthin schifft, nach jenen stillen Auen,
Mit Eurem Herzen voll von Gottvertrauen. —

Die trüben Tage.

Wohl haben Sie recht, meine verehrte Freundin! — Die trüben Tage sind nicht angenehm, und man ist nicht immer Philosoph genug, um zu einem aschgrauen Himmel ein freudenrosiges Gesicht zu machen. Das Dunkel und das Düster sind keines Menschen Freunde, und wenn das lebendige Feuer der Freuden stirbt, so bleibt die todte, graue Asche zurück. Wie die Indier, so beten wir Alle die Sonne an, nur weniger förmlich: Die Sonne sendet ihre geflügelten Lichtstrahlen wie Liebesboten durch die ganze Welt und alle guten Engel wohnen im Lichte. Millionenfältig ist seine Stufenleiter und tausendmal tausend Farben fließen in einander hinüber und leben beseligt und beseligend im Lichte. Es ist der Spiegel aller Schönheit, der krystallene Quell aller Poesie, die Jakobsleiter, auf der die Engel des Himmels zu dem Menschen niedersteigen. Im Lichtmeere des Morgenthau's badet sich der Vogel und die Blume reckt die grünenden Blätterhände nach den Rubinen des Frühroths; im blauen Sonntagsschmucke steht der klare Himmel über uns und die grünen Kirchenglocken der Erde läuten zu ihm

hinauf. Licht giebt den rothen jugendlichen Wangen des Lenzknaben einen höheren Reiz, und jeder Grashalm streckt sich empor, um sich zu sonnen; Licht erwärmt den Stein selbst, daß seine krystallenen Augen erglänzen und die Wassertropfen halten den Strahlen ihr Prisma lächelnd vor. Und auch in das geheimnißvolle Kämmerlein, in dem des Menschen Gedanken liegen, und in die stille, klösterliche Zelle, in der das Herz wie ein frommer Einsiedler wohnt, dringen die geflügelten Boten des Lichtes und erwecken alles Schlummernde. Mit wunderbarem Zauber wirkt das Licht auf den Menschen, und seine Seele, diese unsichtbare Blume, wendet sich ihm ewig zu. Am hellen Tage scheint der Mensch heller zu seyn, und der Pulsschlag des Herzens geht leichter.

Aber wir wollen ja von den trüben Tagen reden, meine werthe Freundin! — Beim Gedanken an Sie vergaß ich, daß es trübe Tage giebt, wie denn überhaupt alles Trübsal am Leichtesten in der Gemeinschaft mit geliebten Menschen vergessen wird. Liebe ist die Sonne des Geistes und der Mond des Herzens. Wenn wir trauern und leiden, so führt uns nur zu geliebten Menschen. Jedes theure Angesicht ist ein Versicherungsbrief eines neuen Glückes. Ich rede, wie Sie sehen, nur ungern von den trüben Tagen; aber Sie verlangen, daß ich davon reden soll, und es sey! —

Wann der ganze Luftbogen über uns so grau aussieht, als wolle er seinen Aschermittwoch feiern, und wann die ganze Welt eine Nebelkappe zu tragen

scheint, wann der Himmel vom Morgen bis zum Abend keine Miene verzieht und so unbeweglich trüb dasteht, wie eine schmutzige Pfütze, wann der Tag einem mürrischen Griesgram gleicht, der weder lächelt noch zürnt, weder aufgeregt ist, noch begehrlich, — dann ist der Mensch auch leicht verstimmt. Bei trübem Wetter kommt einem gar Vieles trübselig vor. Man ärgert sich über die Mücken an der Wand und über einen unechten Reim im schönsten Gedichte; man wird verdrüßlich beim kleinsten Widerspruche und urtheilt strenge über die Fehler des Nächsten; man findet die Unterhaltung eines gutmüthigen Schwätzers unausstehlich, und die Rede eines Geistreichen nennt man Anmaßung; man zankt mit der Frau und mit dem Gesinde und — Alles ist trübe. Das Wetter beherrscht die Menschen weit mehr, als sie glauben, und wann es unser Herrgott so eingerichtet hätte, daß es das ganze Jahr regnete, so würden wir uns am Ende vor lauter Verdruß wechselseitig Maulschellen und Nasenstüber geben und die Advokaten würden alle Hände voll zu thun haben, die Prozesse der Zanksüchtigen zu führen.

Die trüben Tage des unfreundlichen Wetters sind gar unangenehm. Ueber die Arbeitstage will ich aber noch am wenigsten klagen. Arbeit ist doch noch der beste Wetterbrecher und das sicherste Wetterdach. Sie lehrt uns noch am ehesten vergessen, daß der Himmel aschgrau ist und daß die dicken Regentropfen an's Fenster schlagen, als wollten sie uns verhöhnen. Arbeit wird uns freilich oft lästig, aber nichts desto weniger erleichtert sie uns die Last der Zeit. Zur ange-

nehmen Faullenzerei gehören so viele Gedanken, so viel Humor, so viel Phantasie, so viel Phlegma, so viel poetischer Sinn und so viel Fidelität, wie nur Wenige sie besitzen. Arbeit nimmt recht eigentlich der Zeit ihren Stachel und lehrt uns Manches vergessen, was ohne sie unerträglich wäre. Gegen üble Laune ist Holzspalten ein wirksameres Mittel, als Spazierengehen, und vor dem Copierbuch verlernt man den Liebesgram leichter, als beim Lesen eines Romans. Wenn der bei Weitem größte Theil der 1440 Minuten, aus denen ein Tag besteht, nicht mit Arbeiten, Essen und Trinken, An- und Ausziehen und Schlafen ausgefüllt würde, was wollte man denn mit den vielen Minuten anfangen? Ich habe Ihnen zwar einmal gesagt, verehrte Freundin! daß ich Tage lang in Ihre schönen, blauen Augen sehen möchte; aber es war dies doch wohl nur eine poetische Redensart.

Man kann wirklich bei trübem Wetter nichts Besseres thun, als arbeiten. Der Rath klingt prosaisch, aber er hat die Wahrheit für sich. Auch hat Schiller in seinen Idealen denselben Rath gegeben. Wenn so viele Ideale des Lebens zerronnen sind, — sagt er, — woran sollen wir uns dann noch halten? was bleibt uns für ein Trost übrig?

Aber! meine Verehrte! man muß sich nun einmal daran gewöhnen, daß das Leben ein Wechsel von trüben und hellen Tagen ist. Bald weht der frische Ostwind der kräftigen Gedanken, die gerne bei dem Glücklichen weilen; da fliehen alle Wolken des Unmuths und die Luft ist klar. So lange er weht, ist's

gut. Die klaren Gedanken söhnen uns mit Allem aus, und wenn der Geist frisch ist, so kann uns Nichts niederdrücken. Der Südwind der Leidenschaften kommt auch an die Reihe; da umzieht sich der Himmel. Wir begehren mit Ungestüm und quälen uns in Begierden; wir zürnen und erbangen, suchen und verschmähen. Die Leidenschaften bringen der trüben Tage gar viele, und wie viele bringen der rauhe Nord- und der regnerische Westwind des strengen Schicksals! Sie reißen die schönsten Blüthen von unseren Bäumen und überschwemmen die Blumenbeete unserer Hoffnungen. Man hat Bücher geschrieben über die Kunst, stets heiter zu seyn; aber es ist mit ihnen nicht besser, als mit den Anweisungen, stets gesund zu seyn. Heiterkeit ist die Gesundheit des Geistes; aber der Geist hat nicht seltener, als der Körper, seinen Schnupfen und seine Engbrüstigkeit, sein Fieber und seine Migraine. Man ruft ihm vergebens zu: Sey doch munter! — wann er sich schläfrig fühlt, — oder: Sey doch stark! — wann er verzagt und kränkelt. Man kann ihn nicht aufziehen, wie eine Uhr. Den Schlüssel zu ihm hat noch Niemand erfunden. Er geht sehr unregelmäßig, läuft bald im schnellen Tempo der Entzückung, bald im gemessenen Andante der ruhigen Betrachtung; bald möchte er in Siebenmeilenstiefeln die ganze Welt in fünf Minuten durchrennen, bald liegt er da, faul und abgespannt, und streckt alle Viere von sich, wie ein Bärenhäuter. — So wechseln die trüben und die hellen Tage, das Glück und das Unglück. Was die Menschen Unglück nennen, ist oft das Ge-

gentheil. Das Glück bietet ihnen, was sie begehren, das Unglück aber dasjenige, was sie bedürfen; jenes macht sie froh und dieses macht sie stark; Beide sind gegen die Menschen gleich liebevoll. Es ist ein Glück für die Menschen, daß sie nicht immer glücklich sind, daß auch die trüben Stunden erscheinen als ernste Mahnerinnen, daß sie an die gläsernen Glocken ihrer zerbrechlichen Lust schlagen, daß sie Diejenigen aufwecken, welche unter den Gesprächen der Thorheit, unter den Schwärmereien eines verweichlichten Gefühles, oder unter dem Genusse der Sinnlichkeit eingeschlafen sind. Was ist Glück und was ist Unglück in diesem Leben, wo Alles so schnell und unerwartet wechselt? Man sucht das Glück in der Ferne; der Glückliche weiß es nicht, daß er glücklich ist, bis er aufgehört hat, es zu seyn.

Wenn ich Einen recht in Verlegenheit setzen wollte, so würde ich ihn fragen: „Was ist Glück?" — Hier geht es gerade, wie mit der Wahrheit: Wahrheit ist Wahrheit und Glück ist Glück. Jeder denkt sich dabei etwas anders. Die Menschen laufen alle dem Glück nach, oder, wenn sie dazu zu bequem sind, so warten sie wenigstens auf es; sie glauben es oft zu kennen, glauben es zu verstehen und täuschen sich; denn so oft sie das Glück, welches sie gesucht, erlangen, sagen sie: „Nein, das meinte ich nicht!" — fangen dann den Argonautenzug nach dem goldenen Vließe von Neuem an. Die Menschen sind arm und reich, riesig und zwerghaft, närrisch und klug, warm und kalt, zweifelnd und gläubig, betrübt und froh; wir wissen

nicht, was wir wollen und wollen nicht, was wir wissen. Solche Widersprüche im Leben und Menschen, in Erfahrung und Theorie, in Geist und Herz, in Leidenschaft und Sehnsucht treiben uns Alle umher; wir sehen sie in dem Kinde, das mit Puppen, im Jüngling, der mit Schwärmereien, im Manne, der mit Ordensbändern und im Greise, der mit Erinnerungen spielt; wir sehen sie in Thränen des Schmerzes und im Jubel der Freude, in der Zerknirschung des Sünders und in der Andacht der Frommen, in der Verachtung des Todes und in der Liebe zum Leben.

Wir laufen alle nach dem Glück,
Um das sich Thor und Weiser quälet;
Wir laufen, laufen immer fort,
Bis endlich uns der Athem fehlet,
Bis wir ermattet niedersinken,
Bis uns die Abendsterne blinken.
Siehst du das Glück, dort unten, — dort?
Fort, — fort! —

Dieses Suchen, Schwanken und Unbestimmtseyn der Menschen hat aber seine großen Vortheile; es hält die Thätigkeit wach und spornt uns an.

Wenn es ein Glück für den Menschen giebt, so ist es das, gläubig anzuerkennen, daß sein Lebensgang gerade so und nicht anders seyn müsse, als er ist. — Ein Jeder hat eine ihm ganz eigenthümliche, nur einmal und zwar nur in ihm vorhandene Weise, sich zu gestalten, er hat seine eigene Form, seinen eigenen Geist und seine eigene Kraft; ihm ist ein eigner Weg vorgezeichnet und ihm begegnen Erscheinungen und

Dinge, wie sie keinem Andern begegnen; Jeder haßt und liebt, träumt und besitzt, duldet und genießt, altert und stirbt auf seine Weise. Dieser wechselvolle und eigenthümliche Lebensgang, — in ihm sollte Jeder sein Glück suchen; er sollte sich nicht anders formen wollen, als er ist.

So wollen wir denn die hellen und die trüben Tage nehmen, wie sie erscheinen, jene nicht zu sehr überschätzen und diese nicht zu sehr beklagen. Der kalte Winter hält jetzt das Leben in ehernen Fesseln. — Bald aber wird der fröhliche Lenz wieder erscheinen und Alles verjüngen; an seinen blumigen Bächen werden wir freudig wandeln und seine warmen Sonnenstrahlen werden uns mit neuer Jugend beleben. Bis dahin leben Sie wohl.

Humanität.

Es stand der Herr des Hauses dort unter'm Säulenthor,
Sah nach den dunkeln Wolken, nach den flammenden Blitzen empor;
Er hörte den Donner rollen weit durch die Sommernacht,
Und fühlen mit Erbeben der Elemente Macht.

Der Regen strömte nieder auf das begrünte Land.
— Da hört er nahe Tritte. — Ein Fremdling vor ihm stand. —
Ein Obdach wollt' er suchen; — er spricht ihn freundlich an,
Und gastlich ward die Pforte des Hauses aufgethan.

Als d'rauf am andern Morgen er griff zum Wanderstab,
Und als ihm, wie einem Bruder, der Herr die Rechte gab,
Da sprach er: — „Herr, es sey Dir des Herzens Dank gesagt! —
Doch dankt Dir nur ein Fremdling. — Du hast ihn nicht gefragt.

Nach seinem Vaterlande, nach seinem Glauben nicht."
— Und ihm drauf erwiedernd der Gastfreund also spricht:
„Sieh' dort am Horizonte den feurigen Morgenstrahl!
Es brennen die Bergesgipfel und leuchten hinunter in's Thal.

Es rauschen Lebensströme durch das wogende Blättermeer
Und Alles schwillt und athmet und duftet um Dich her;
Es trinken tausend Wesen, der Wurm und das Menschenkind,
Das allbelebende Manna, das vom Himmel niederrinnt.

Glaubst Du an die große Seele, die alle Welten belebt,
Und die mit gleicher Liebe um Sarg und Wiege schwebt,
Die den ersten Menschen kannte und des Letzten gedenken wird,
Aus deren gemessenen Bahnen sich nie ein Sandkorn verirrt?" —

„Ich glaub"! — sprach der Fremdling mit heiterm Angesicht,
„Wir haben gleichen Glauben; — nach Formen fragt er nicht.
Im blüh'nden Alpenthale, am öden Meeresstrand,
Von Einem Pol zum Andern liegt unser Vaterland

Und wohnen unſ're Brüder. Der Lebensſpender nennt
Sie alle ſeine Kinder und liebet ſie ohne End';
Auf alle fällt hernieder der Gnadenſonne Schein;
Er führt aus einem Himmel ſie in den andern ein."

Der Gaſtfreund und der Fremdling umſchlangen Beide ſich,
„O lebe wohl, mein Bruder! und denke ſtets an mich,
Die geiſtige Gemeinſchaft reicht über Meer und Land
Und alle liebenden Herzen ſind ſich im Glauben verwandt."

Es ſtand der Herr des Hauſes dort unter'm Säulenthor,
Und ſah zur blauen Wölbung, zum Himmelsdom empor;
Er hörte die Kirchenlieder und des Morgens Hymnengeſang;
Er pries des Allmächtigen Güte und betete ernſt und lang.

Lenz und Amor.

Wer vor dem Liebesgotte sich bewahren
Und seinem scharfen Pfeil entgehen will,
Der sey im Maienmond auf seiner Hut!
Die Knaben Lenz und Amor sind Verwandte,
Und Einer hilft dem Andern, wo er kann.
Amor benutzt die Blumen seines Freundes,
Verwandelt sie in duft'ge Liebesbriefe,
Versteckt sich hinter blühende Gebüsche,
Liegt an der Quelle Rand, als ob er schlafe,
Und kennt des Waldes Pfade, wo die weißen
Maiblumen wachsen und die Bäche rauschen.
Amor weilt überall, wo sein Genosse
Verweilt. Am frühen Morgen flüstert er
Im Baume vor Deinem Schlafgemach; am Abend
Berauscht er Dich durch laue Balsamluft,
Und Nachts beim Mondschein schleicht er ums Haus
Als ein verkappter, neck'scher Troubadour.
Hat er Dich nur verwundet und gefangen,
So lacht der Lenz, so glühen seine Wangen
In kindischer Lust; — Du bist ihr Sclave dann.
Kein Mittel giebt's, das Dich befreien kann.
Die Knaben Lenz und Amor sind Verwandte;
Sie fesseln zwar, doch nur durch Blumenbande.

Herzensergiessungen eines Theaterrezensenten.

Sey mir gegrüßt, o Mai, Du Blüthenspender,
Der Du die Knospenkinder alle weckst;
Sey mir gegrüßt, Du milder Strahlensender,
Der Du die Au mit saft'gem Grün bedeckst;
Du, aller Schönheit freudiger Vollender,
Der Du dein Scepter segnend weithin streckst!
Du spielst mit Rosen und mit Maienglocken,
Mit Thau-Demanten und mit Blüthenflocken.

Du schwärmest durch die waldigen Gehege;
Der bunte Minstrel hört Dein gold'nes Horn,
Du streuest Moos auf nackte Felsenstege,
Umhüllst mit zartem Blatt den rauhen Dorn,
Erquickst das Haidekraut auf ödem Wege
Und das Vergißmeinnicht am Wiesenborn,
Und kühlst den Blumenrand mit Schaum der Wellen
Und malest Mond und Sterne in den Quellen.

* * *

Ja, — ich grüße Dich, — ich beuge mich ehrerbietig vor Dir, Du Liebenswürdiger! — Von den zwölf Regisseurs, welche die Vorstellung des großen

Jahres-Drama's zu leiten haben, bist Du der, welcher am meisten Poesie und Kunstsinn besitzt. Mancher Intendant könnte bei Dir das ABC lernen — mancher Schauspieler bei Dir Natur und — mancher Kapellmeister bei Dir Harmonie studiren.

Dein Gastspiel zieht eben so viel Zuschauer aus dem Schauspielhäuschen, als der beste Schauspieler deren hineingezogen hat. Die Theaterkasse ließe Dich gewiß einsperren, wenn sie Deiner habhaft werden könnte; Du bist ihr gefährlichster Feind, zumal dann, wann das Repertoire auf dem Gefrierpunkte steht.

Wir wollen Dich als den Regisseur, und dann als den Schauspieler betrachten und würdigen. In beiderlei Beziehung mag diese Betrachtung lehrreich seyn.

Als Regisseur huldigst Du nur den Musen, nicht dem Merkur. — Schönheit ist Deine Göttin; — Alles verschönernd, veredelst Du Alles, — Schönheit erweckt Liebe und Liebe Begeisterung, und der Mensch ist am besten, wenn er am freudigsten ist. Wer wollte es wagen, Deine Schönheit zu beschreiben, Dein blühendes, arkadisches, duftendes, licht- und farbenstrahlendes Repertoire? — Deine mit Sternenschrift geschriebenen Verse, Deine Idyllen und Hymnen? Aus einem einzigen Deiner Rosenblätter kann man wahrhaft mehr lernen, als aus zwanzig modernen Vaudevillen, und in einem einzigen Deiner Thautropfen concentriren sich mehr Lichtstrahlen, als in hundert Romanen. Du erhebst das Herz, indem die Wellen Deines duftenden Meeres an seine Knospen schlagen, und weitest den Geist aus, indem Du ihn mit Deinen

Wundern füllst. Alles in Deinem Repertoire ist Schönheit, Liebe, Wohlklang, Freude, Jubel und Güte. Deine Opern leiden nicht an der Unnatur unserer modernen, in denen stets alle Elemente durch einander toben, in denen der Niagara donnert und der Vesuv Flammen speit, in denen die Liebe ihre Klage singt, accompagnirt von vier und zwanzig Trompeten und zwölf Pauken und in denen man für jede wahre Harmonie und Melodie der Seele taub werden würde, wenn man, wie die Meisten, es nicht schon wäre; — wer es aber ist, der weiß es zum Glück nicht, und daher darf man es auch Jedem unter die Nase drucken lassen. Bei Deinen Compositionen, o Mai, welche Deine Lerchen, Nachtigallen, Wellen, fallenden Regentropfen, säuselnden Blätter, melodischen Echo's u. s. w. — executiren, bei Deiner Kirchenmusik im Festsaale der grünen Auen und im gothischen Dom der Wälder, hast Du einen hohen, edlern Zweck; — Du willst zur Seele reden, willst den Staub der Lebenssorgen mit Deiner Tonfluth von uns wehen, willst die Blüthen der unsterblichen Sehnsucht mit Deinem Himmelsthau erquicken, willst den Schmerzensruf unseres leidenden Bruders in unserem Herzen widertönen lassen, willst uns für die Harmonie empfänglich machen, in welche das leise Tönen eines Blumenblattes eben so rein und richtig stimmt, als der Donner einer zerstörenden Lawine.

Was wollen dagegen unsere modernen und leider! beliebten Tonflicker, deren hohe Priester in Paris und Neapel wohnen? Ach, lieber Mai! — lieber Beet-

hoven, Mozart und Gluck in einer Person! — wie traurig sind diese modernen Messieurs gegen Dich! — und wie noch trauriger, daß sie so seyn müssen. Jeder Bewunderte ist doch immer besser, als seine Bewunderer. — Wodurch erhalten sich diese Componisten in solchem Ansehen?

Der Eine denkt an die spanischen Papiere und überlegt, ob der Liberalismus oder Absolutismus ihm mehr Geld einbringen werde; der Andere streicht die Haare empor, zieht die Weste herunter, und rappelt mit den Brabantern im Hosensack; der Dritte lorgnettirt die blonde Dame in der Loge und fragt, wie reich sie sey; Dieser unterhält seinen Nachbar von den neuesten Stadtneuigkeiten und Jener erkundigt sich nach dem Befinden Dero Excellenz; Dieser schlägt den Takt mit seinem Spazierstock und Jener verfolgt mit neugierigen Blicken eine Mücke, die unter dem Kronleuchter hinfliegt; Alle ruhen aus von den Strapatzen des Hauptbuches, der Amtsstube, der diplomatischen Correspondenz, der Ladenhüterei, der Börse, der Werkstätte; — man verdaut, man ißt Glace, man schwitzt, man offerirt sich Prisen. — Da fällt ein Stock zur Erde. — Voilà le moment! — Die Arie ist zu Ende. — Stürmischer Applaus! — O göttliche Musik! — Sehr schön! — Die F. ist eine Göttin! — Da capo! — $97\frac{3}{4}$! — Es lebe die Oper! — Lieber Mai! — für solche Leute komponirst Du nicht! —

Ja, lieber Mai! Dein Repertoir ist herrlich. — Wir wollen Dich besingen. Jean Pauls idealische Schriften, Schillers schwärmerische Gedichte und Shakespears

geistvolle Dramen sind gewiß schön, aber man muß sie lesen, wann die Herbstblätter rauschen, oder wann der Nordwind die Flüsse mit Eis bedeckt; — im Mai verlieren sie an Werth. Wo man die Poesie lebendig um sich hat, da sollte man sie nicht aus den todten Büchern zu lesen suchen. Wer wird das Portrait dem lebendigen Originale vorziehen? — So ist auch das Theater ein Wintervergnügen; — in der schönsten Jahreszeit sollte man es schließen.

Wann wir, o Mai, Deinem Operrepertoire den Vorzug geben, — wieviel mehr noch dem Deines Schauspieles, es ist mannichfaltig, poetisch, lebensvoll, erhebend, rührend, verschönernd, veredelnd. Es redet der Sittenlosigkeit nicht das Wort, verdirbt den Geistesmagen nicht durch dramatische Wassersuppen, erregt weder Schwindel, noch Erbrechen, quält uns nicht mit den Bildern des häuslichen Jammers der Geldnoth, der Auspfändung, noch mit den verzerrten Fratzen lächerlich-tragischer Bösewichter; — es weint und schmachtet weder in Clauren'scher Sentimentalität, — noch tobt es in der Hanswurstenjacke des Theaters de la porte St. Martin; — es unterhält uns nicht von Galgen und Rad, von Mord und Brandmarkung. — Ach! — was ist heutigen Tages aus dem Theater geworden! — Wo ist seine Schule der Weisheit und Tugend, von welcher Schiller so viel Schönes träumte?

O Du knospenbelebender Mai, führe doch den verdorbenen Geschmack zur Wahrheit und Natur zurück. Der Frühling kommt jedes Jahr, — aber er kommt

nicht für Jeden. Wintermenschen giebt es viel, — Frühlingsmenschen wenig. Seyd mir gegrüßt, ihr Frühlingsmenschen, deren Comptoirwände nicht die chinesische Mauer sind, über welche ihr nie zu steigen wagt, die ihr auch unter einem alten Rocke ein junges Herz tragt, die ihr die Freiheit jedem Gute vorzieht, die ihr gerne ein Glas Champagner trinkt, aber auch bei einem Glase Wasser zufrieden seyd, die ihr den Triller keiner Sängerin vermißt, wann ihr eine singende Nachtigall hört, die ihr die dürren Blätter eines Buches minder liebt, als die grünen eines Kastanienbaumes, und die ihr dem Frühling nur etwa eine steife Visite macht, als wäret ihr zum Thee eingeladen, sondern die ihr ihn an das warme Herz drückt als euren besten Freund und ihm seine Liebe mit Liebe vergeltet.

Betrachten wir Dich nun, Du Blüthenspender, als den Schauspieler, wie viel können wir dann zu Deinem Lobe sagen? Bist Du immer ganz im Charakter Deiner Rollen und bist immer Dasjenige, was Du vorstellen willst; Du bist wahr und innig, warm und liebevoll; Du treibst die Kunst nicht wie ein Handwerk, sondern Deine Kunst ist Deine Natur; Du lernst nicht mit saurem Schweiß, was Du darbieten willst, sondern es lebt und blüht in Dir in angeborner Kraft. **Poeta nascitur.** Du kennst Deine Kräfte und Deine Mittel und Deine Rosen wollen weder Eichen seyn noch Deine Buchen Sterne; Deine Kunstgenossen beneiden sich unter einander nicht und Deine Quellen werden nicht trübe vor Unmuth, wann ein Rezensent sie tadelt. In Deiner Welt geht es besser zu, als in der

Theaterwelt, wo oft die gemeinste Distel eine Aloe, oft der schwächste Grashalm eine Ceder zu seyn glaubt. In vier Rollenfächern bist Du ausgezeichnet, in Liebhaber-, Väter-, Helden- und Humorrollen. Als Liebhaber liebt Dich Alles. Der Bräutigam Mond liegt in den Armen der Nacht, seiner Braut, aus den Quellen ertönt der Liebesgesang der Niren und die verliebten Elfen gehen auf zärtliche Abentheuer aus; die Blumenseelen duften ihren Liebeshauch und die Quellen rauschen melodischer, als die Sonette von Petrarka.

Du bist Lyriker vom ersten Rang, reich an blühenden Bildern und an wohlklingenden Reimen, bist kein ärgerlicher Wortkrämer und kein affectirter Romanenheld. Du wirst nicht herausgerufen, sondern Du rufst selber heraus, wirst nicht bekränzt, sondern bekränzest selber, verlangst keinen Lohn, sondern belohnst selber; denn Du spielst ja auch Väterrollen, wie unendlich gütig bist Du als Vater allen Deinen Kindern! Wie wächst mir das Herz, indem ich Dich rezensire. Ein jedes Haus, in welchem gute Menschen wohnen, machst Du zu einem Tempel des Friedens, jeder Wassertropfen ist ein Ocean für eine uns zwar unsichtbare, aber dennoch belebte und beglückte Welt; jedes Blatt am Baum hebt seine Bevölkerung empor und ist ein kleiner, aber nach weisen Gesetzen regierter Staat. Jeder Lichtstrahl trägt in sich den Abglanz der erhabenen Weltensonne, die für alle Wesen aufgeht und für keines untersinkt. Du machst den Armen reich, und nur Derjenige ist arm, der Dich nicht kennen will; die gebrochenen Herzen richtest Du auf und Dein Ro-

senöl träufelst Du lindernd in die Wunden des Kranken, den Kindern schenkst Du bunte Steinchen und Schmetterlinge; und den Jungfrauen das zarte Blüthenreis der ersten Liebe. Du bist ein poetischer Vater und gießest Dein Mondlicht und Deine Sonnenstrahlen in alle Gemächer und in alle Herzen, bist kein bettelarmer Iffländischer Hausvater, welcher lamentirt und verzweifelt, weil der Sohn im Schuldthurm sitzt, und weil die Mutter die große Wäsche hat. Auch für den Theaterrezensenten bist Du väterlich gesinnt und erlaubst ihm, aus dem Theater zu bleiben und vor's Thor zu wandeln, um Dich zu besingen, und wann er sagt, Du habest schlecht gespielt, so zürnst Du ihm nicht, sondern legst ihm Deine Abendstrahlen auf die Wangen, daß er vor Schaam erröthet.

Für den Jüngling und für den Mann spielst Du Heldenrollen. Du hebst die Gedanken zu Deinen Sternen empor und rufst ihnen die Offenbarung einer bessern Zukunft zu; Du lehrest ihnen Worte der Kraft und Thaten der Begeisterung; Du machst sie frei, wann sie frei seyn wollen, und Deine Berge im Abendroth stehen als Oriflamme vor ihnen. In den erhabenen Erscheinungen Deiner Gewitterstürme und Deiner donnernden Wasserfälle redest Du erhaben zu ihnen und die großen Geister welche auf den Höhen der Jahrhunderte stehen, besuchen uns in der geweihten Stille Deiner Nächte.

Als Humorist endlich bist Du voll Laune und Leben. Du scherzest über die ledernen Philister und über die Aermlichkeiten unserer Narrenwelt. Wie lehr-

reich ist in dieser Beziehung Deine Bilderſprache. Dem Bettelmann ſehen Deine Blumen gerade ſo aus wie dem Kaiſer. Vor der beſternten Bruſt bleiben Deine Wellen nicht anbetend ſtehen und Deine Blüthenknospen neigen ſich nicht vor der decorirten Excellenz; Deine Regentropfen fallen dem Diplomaten ſo gut auf die Naſe wie dem Bauersmann; der Millionär kann durch alle ſeine Schätze keinen Grashalm vor dem Verwelken ſichern, und kein Artillerie-Chor vermag es, ein Sternchen vom Himmel zu ſchießen.

Laßt uns dankbar des Vaters gedenken, der dies Alles geordnet hat.

Ohne ihn, — o ſagt, was bliebe
Jenem Himmel, dieſem Grün?
Ach! kein Leben, keine Liebe,
Keine Freude ſonder ihn!

So fahre nun fort, freundlicher Mai! in Deinem herrlichen Gaſtſpiele. Erleuchte die Theatermenſchen mehr, als es ihr Kronleuchter vermag, und tröſte die armen Leute, wenn ein Rezenſent ihnen das Genie abſpricht. Sag' ihnen, er verſtünde nichts davon und B habe ihn bezahlt, daß er den C anfeinde. Aber auch dem Rezenſenten entziehe Deine Liebe nicht und erlaſſe ihm — das Rezenſiren. Im Mai braucht man keine Theaterkritiken.

Verlaßt die Winterzellen
Und tretet in den hellen,
Geſchmückten Maienſaal!

Dort aus den Lebensquellen
Trinkt die balsam'schen Wellen,
Erwärmt vom Frühlingsstrahl!

Jetzt wo sich Blüthen heben,
Mit Blumen zu durchweben
Entsagt dem Bücherleben,
Und mit dem schönen Mai
Erfreut emporzustreben,
Die Seele frisch und frei!

Bunte Betrachtungen.

7.

Das Leben zerknickt uns oft die frischen Blumensträuße der Gegenwart; aber es bereitet uns das duftige Eau de mille fleurs der Erinnerung. — Die Freudenthränen sind der Morgen- und die Schmerzensthränen der Abendthau des Herzens. Sollen die Blumen der Humanität gedeihen, so bedürfen sie beider. Thränen sind die stummen Worte des Herzens, und nur ein leeres fließt nie über. Wer nie zu viel liebt, der liebt immer zu wenig. Die Zunge schweigt, wenn die Augen zu strahlen anfangen, und wie gewiß die größten Gedanken der Weisen nie auf dem Papier verkörpert und in's geschriebene Herbarium niedergelegt wurden, so traten auch die heiligsten und schönsten Gefühle adeliger Seelen gewiß nie in das Gebiet des Hörbaren oder Sichtbaren. Wir verstummen ja stets, wann wir vor den Göttern stehen, die sich uns strahlend enthüllen.

8.

Es giebt nur Eine wahrhaft gute Schulmeisterin in der Welt, das Schicksal. Es erzieht jedes Menschenkind auf andere Weise, nach eigener Methode; es verfährt weder nach Salzmann, noch nach Pestalozzi, weder nach Rousseau, noch nach Jean Paul, weder synthetisch, noch analytisch. In sein pädagogisches System hat noch nie Eines der Kinder geguckt, selbst Keines von denen, welche die Andern Weise nennen. Die großen Kinder rathen gerne Räthsel; aber sie lösen nur diejenigen auf, welche im Morgenblatte stehen. Des Lebens ernste, alte Räthsel bleiben ihnen verschlossen und versiegelt.

9.

Der Mai hält die größte Gemälde-Ausstellung von allen und befriedigt den Kenner und den Laien zugleich. In dieser Beziehung wird der Frühling stets ein Muster und Vorbild für alle Künstler bleiben. Schönheit, Frische, Anmuth und Fülle glänzen dem Beschauer überall entgegen und der prüfende Forscher findet überall Vollendung, Einheit, Wahrheit und Natur. Wo Wahrheit das Licht, Schönheit die Wärme spendet, da giebt es ein gutes Werk. Jetzt, wo der Mai seine Raphaele, seine Tiziane, seinen Claude-Lorraine, seinen Lessing ausgestellt hat, jetzt macht eure Studien. Die Natur feiert ihren höchsten Festtag. Wollt ihr ihn mitzufeiern unterlassen?

Menschenherz.

Menschenherz ist wie ein See,
Heute trüb' und morgen helle;
Heute lacht der Wogenplan,
Morgen tobt und stürmt die Welle.

Menschenherz ist wie ein See;
Seine Fläche liegt uns offen,
Doch verschleiert ist sein Grund,
Ihn zu schau'n — darf Niemand hoffen.

Menschenherz ist wie ein See;
Reizend ist's, ihn zu befahren.
Schiffer sey auf deiner Hut,
Denn es drohen rings Gefahren.

Menschenherz ist wie ein Stern,
Der des Lebens Nacht durchdringet,
Der von einer zweiten Welt
Uns die heil'ge Botschaft bringet.

Menschenherz ist wie ein Stern,
Dessen Licht uns tröstend winket,
Wenn des Geistes klares Licht
Nicht mehr unserm Auge blinket.

Menschenherz ist wie ein Stern,
Der durchwandelt weite Räume,
Der die Hoffnung an sich knüpft
Und des Ideales Träume.

Menschenherz ist eine Quell',
Den ein Blüthenbaum beschattet,
Wo der müde Wand'rer ruht,
Wenn die Reise ihn ermattet.

Menschenherz ist wie ein Quell',
Der von der Liebe überfließet,
Der die Blumen leise küßt,
Die an seinem Rande sprießet.

Menschenherz ist eine Quell',
Wo der Himmel widerstrahlet,
Wo die Sonne und der Mond
Sich in milder'm Lichte mahlet.

* * *

Menschenherz, bewegter See,
Menschenherz, du frische Quelle,
Menschenherz, du goldner Stern,
Bleibe immer rein und helle.

Lied.

Es ist die Blüth' der Liebe
Von Edens Duft geschwellt,
Von Sternenlicht umflossen,
Zu zart für diese Welt.
Die rauhen Lebensstürme
Das Herz so kalt umwehn, —
Die Liebe pflegt mit Kummer
Stets Hand in Hand zu geh'n.

Ach! — er beschleicht die Seele,
Wann rings der Lenz erwacht,
Wann uns die Sterne rufen
In lauer Sommernacht.
Wann wir die müden Blätter
Des Herbstes fallen seh'n —
Und Liebe pflegt mit Kummer
Stets Hand in Hand zu geh'n.

Vielleicht weh'n mild're Lüfte
Im heil'gen Sternenland,
Wohin wir oft den Glauben
Als Pilger ausgesandt;

Hienieden weiche Seelen
Verwaist und einsam steh'n —
Und Liebe pflegt mit Kummer
Stets Hand in Hand zu geh'n.

Drum wann die Trauerglocke
Den Jubel unterbricht,
Wann Deine Seele zweifelt,
O so verzage nicht!
Schiff' nach dem Meer, in dem sich
Die Sternenwelten dreh'n —
Und Liebe pflegt mit Kummer
Stets Hand in Hand zu geh'n.

Einige Betrachtungen über das Faullenzen.

Am glücklichsten sind die Faullenzer, denn sie benehmen der Zeit ihren Stachel, wissen sich in Alles mit philosophischer Ruhe zu schicken, schonen ihre Kraft, und nützen oft der Welt am meisten, weil sie ihr am wenigsten nützen wollen.

Zu einem Faullenzer, welcher diesen Namen wahrhaft verdienen will, gehört indessen mehr, als Abneigung gegen die Arbeit; es gehört dazu Sinn, Verstand und eine gewisse Bildung. Der Faullenzer vermeidet alle Anstrengung, aber er ist doch nie unbeschäftigt. Er füttert seinen Jagdhund und denkt dabei an die Unsterblichkeit der Seele; er hält auf dem Sopha sein Schläfchen und entwirft einen Plan zu einem neuen Trauerspiel; er sitzt im Wirthshaus bei einem Schoppen und studiert Welt und Menschen; er paradirt unter den Fenstern seiner Geliebten vorbei, und beschäftigt sich mit großen Gefühlen, mit dem erhebenden Gedanken der Liebe; er redet wenig, aber hört desto mehr; er liest wenig, aber denkt viel, jedoch ohne sich den Kopf zu zerbrechen; er schafft wenig, aber er

nimmt viel Schöpfungen Anderer in sich auf; er hilft Andern wenig, aber er fühlt desto tiefer ihre Noth; er verliert sein eigenes Selbst nie aus den Augen, und ist zu bequem, um fremder Laune zu huldigen; er verwaltet kein Amt und fürchtet den Hunger weniger, als er seine Freiheit liebt; Ruhe ist sein Element und Friede seine Losung; er gehört keiner Partei an, und jede Reform ist ihm zuwider.

Die deutsche Sprache, diese gemüthliche Denkerin, scheint viel Bedacht zu haben, als sie das Wort Faullenzen erfand. Ein schönes, ein sinniges Wort, in dem der Lenz mit seinen Blüthen und Blumen, mit seinem reizenden Frühroth und seinen heiteren Maientagen, mit seinen silbernen Sprudelquellen und seinem blauen Himmelsdache sich abspiegelt.

In Deutschland findet man die wahre Meister des Faullenzens. Der Spanier mag faul seyn, aber ein Faullenzer ist er nicht, denn dazu ist es zu heiß bei ihm; der Engländer hat natürliche Anlagen zum Faullenzen, handelt aber zu viel und hat zu viel Leidenschaft; der Franzose denkt zu viel an sein Vaterland, an seine Charte; der Italiener besitzt zum Faullenzen zu wenig Geist und zu viel warmes Blut; der Deutsche — er allein darf sagen: ich kann faullenzen!

Es giebt mehr als hundert Arten von Faullenzern, von welchen wir einige bezeichnen wollen.

Verliebte Faullenzer. Diese fahren auf dem See der Liebe und Zärtlichkeit beim Mondschein im schaukelnden Kahne umher, sehen den lieben Sternlein ins Angesicht, lauschen dem Sange der Vöge-

lein, lesen Heloise und Werther, machen zweimal des Tags Toilette, nehmen Unterricht im Guitarrespielen und singen des Klausners Abendlied, können des Nachts nicht schlafen und am hellen Tage nicht wachen.

Wenn irgend Jemand gründlich zu faullenzen versteht, so ist es gewiß ein Verliebter.

Professions-Faullenzer. Unter diesem versteht man Alle, welche durch fünfzig- oder mehr Tausend Gulden vom Leben gleichsam eine Anweisung auf den Faullenzismus erhalten haben, welche ausruhen, weil sie können und dürfen. Wohl hat man einmal von einem armen Philosophen behaupten gehört, es sey ein Unglück, reich zu seyn, aber man glaubt ihm nicht. Sehe man nur einen Professions-Faullenzer an und man wird ihn beneiden. Oder haben die Hobelbank, der Comptoirstuhl, der Wachtdienst, das Ladenhüten und das Copierbuch mehr Reiz, als ein Spaziergang in sommerlicher Morgenkühle, ein Tag auf dem Lande unter grünen Bäumen oder Gläsergeklingel im Kreise fröhlicher Zecher? — Wen das Schicksal so reich begabt hat, daß er ein Professions-Faullenzer seyn kann, der nur kann sich wahrhaft frei entwickeln; ihn stört weder Amt, noch Prinzipal, weder Meßrechnung, noch Winterholz, weder der Glockenschlag, noch das schlechte Wetter.

Der gemüthliche Faullenzer führt ein gar sinniges und beschauliches Leben. Er liest Dichter und Humoristen; spielt mit den unschuldigen Kindlein und plaudert gern mit sanftmüthigen Jungfrauen, hat Sinn für alles Große und Schöne, hängt gern poetischen Schwärmereien nach, kommt aber nicht zum Handeln.

Klatsch-Faullenzer. Sie sind die Packesel der gewöhnlichen Unterhaltung, welche die Kornsäcke der Neuigkeiten in die Windmühle der Klatscherei schleppen, wo sie vermahlen werden, aber mehr Kleien als Mehl geben, da das Korn gewöhnlich von schlechter Qualität ist; sie wissen alle Scandalosa, alle Lumpereien, alle Stadtnovitäten; sie sind die Mouchards der Wöchnerinnen, Neuvermählten, Brautleute und Geschäftskandidaten; sie sind die Zerrspiegel, in welchen alles Alltägliche und Flache sich in verzerrter Gestalt abmalt. Diese Herren spielen in einem Faullenzerklub eine sehr bedeutende Rolle und sind in einem Bier-Kolleg nicht minder wichtig als baierisches Bier.

Geniale Faullenzer. Sie stehen den vorhergehenden gerade entgegen. Sie kümmern sich um das Alltagsleben wenig, achten weder Sitten noch Herkommen, wollen Alles reformiren, führen immer große Worte im Munde, persifliren Gott und die Welt, sprechen über Alles ab und affektiren Natur und Wahrheit, imponiren gern und hören Niemanden lieber reden, als sich selbst, haben ihr Gedächtniß mit den Kernsprüchen großer Dichter vollgestopft und citiren diese Sprüchlein hundertmal in einem Athem, wissen wenig, aber behaupten desto mehr — kurz, sind genial vom Kopf bis zu Fuß. —

Wer Lust hat, sich dieses Thema weiter auszuführen, dem wird es an Stoff nicht fehlen, und er wird die andern Klassen der Faullenzer, welche hier nicht genannt sind, leicht auffinden.

Trost.

Hinweg mit den Grillen und Sorgen,
Genießet den Augenblick!
Der Thor nur quält sich um's Morgen
Und hadert mit dem Geschick!
Was trübt Euch des Lebens Plackerei? —
In hundert Jahren ist's einerlei.

Wir saßen bei einem Gelage
Und zechten die halbe Nacht
Als plötzlich ein taumelnder Trinker
An's Schlafengehen gedacht.
Wir gingen und schlugen die Flaschen entzwei —
In hundert Jahren ist's einerlei.

Ich hatte der holden Lisette
Acht Tage voll Zärtlichkeit
Ein Ständchen beim Vollmondscheine
Und einen Fußfall geweiht.
— Sie wies mich zurücke! — Wohlan, es sey! —
In hundert Jahren ist's einerlei.

Es bewarben sich zwei um ein Aemtchen,
Der Dümmste ward dazu ernannt.
Der Kluge sprach: Ei nun! — was schadet's?
Gut Faullenzen fordert Verstand.
Der ist jetzt ein Sklave, ich aber bin frei
Und in hundert Jahren ist's einerlei.

Jüngst schrieb ich in rührenden Jamben
Ein rührendes Trauerspiel,
Wer kann dem Schicksal entgehen?
Es strauchelte, wankte und fiel.
Ich saß im Parterre und dachte dabei
In hundert Jahren ist's einerlei.

Mein Freundchen verlor auf der Börse
Sein sauer erworbenes Geld,
Da wollt' er des Teufels werden,
Und verwünschte die ganze Welt.
Da sprach ich: — Was liegt an der Lumperei? —
In hundert Jahren ist's einerlei.

Ein Schöngeist plagte mich neulich
Mit einem Kravatten-Gedicht,
Ich dachte! — die Narren sind glücklich! —
Und lobte den seeligen Wicht.
Zwar waren die Verse so schwer wie Blei,
Doch in hundert Jahren ist's einerlei.

Es fand jüngst bei einem Minister
Ein Demagoge viel Gnad',
Bekam ein Aemtchen und wurde
Ein zierlicher Aristokrat.
Was macht Ihr darüber so viel Geschrei,
In hundert Jahren ist's einerlei.

Hinweg mit den Grillen und Sorgen!
Der Schmerz und die Freude vergehn,
Und einmal, früh oder später,
Muß Jeder am Ziele stehn.
Drum leb' ich getrost und mein Wahlspruch sey:
In hundert Jahren ist's einerlei.

Maiblume.

Im grünen Laub an der Quelle,
Unter schattiger Buchenzelle,
Auf dem weichen, moosigen Grund,
Wo die kühlen Wasser rauschen
Und die Vögel auf Aesten lauschen,
Da wird die Seele gesund,

Durch dämmernde Buchenhallen
Fernher die Glocken schallen,
Es spielt der Wind im Gezweig
Der frühlingslustigen Eichen,
Und alle Sorgen weichen
Und jedes Herz ist reich.

Hinaus, um von den Wunden
Der Schwermuth zu gesunden,
Im Wald am sprudelnden Born,
Und unter grünen Bäumen
Zu schwärmen und zu träumen!
Hört ihr des Jägers Horn!

Sonst und Jetzt.

Sagen Sie, meine liebe Freundin, ist denn die Welt wirklich so schön nicht mehr, als sie sonst, etwa noch vor zehn Jahren, war? Von vielen meiner Freunde und Bekannten höre ich klagen, daß die Welt häßlicher geworden sey. Scheint die Sonne nicht mehr so warm, als sonst, und giebt es keine so fröhlichen Herzen mehr? Sieht der liebe Mond anders aus, anders das Morgenroth, anders ein jungfräuliches Angesicht? Oder liegt es vielleicht an unsern Augen, mit denen wir ganz anders sehen? — liegt der Unterschied in den zehn Jahren etwa, die wir älter geworden? Antworten Sie mir! — Sonst und jetzt — welche Contraste, und doch nur liegen die wenigen Jahre dazwischen.

Sonst, wenn ein schöner Sommertag uns erschien, eilten wir früh hinaus mit den ersten Lerchen, mit den ersten Rosen des Frührothes. Wie wehte uns damals die Morgenluft so balsamisch an und wie romantisch glüheten alle Berggipfel! Lag doch im Waldschatten ein so beseligendes Geheimniß und in allen Blumen der Au eine so poetische Bedeutung! Wie entzückend

kam es uns vor, wenn wir an der sprudelnden Quelle lagen und in die grüne Blätterfluth hinaufsahen! Wir schwärmten in seliger Naturbeschauung den ganzen, langen Sommertag hindurch.

Abends tanzten wir mit den Dorfbewohnern unter der Linde und ihre schlichte Tanzmusik entzückte unser Herz. Wir lebten ein idyllisches Leben, ein reizendes Daseyn. Berauscht von Wonne kehrten wir spät erst heimwärts. Da sangen die Nachtigallen im Busch, da hörten wir den Nachtwächter auf seinem Horn blasen, da rauschte der Nachtwind in den Bäumen, da grüßten uns die goldenen Sterne, da träumten wir von Liebe, von ewiger Treue, da — o ich darf nicht weiter schreiben. — Und jetzt? — Ist der Sommertag nicht mehr so schön? — Nach Tisch, wenn wir unser regelmäßiges Mittagschläfchen gemacht haben, kleiden wir uns ganz bedächtig an, um unsern gewöhnlichen Spaziergang zu machen. Wir gehen langsam, damit wir uns nicht erhitzen, bleiben hübsch in der Ebene, unterhalten uns recht verständig, grüßen alle Vorübergehenden sehr verbindlich, denken bald an die Einkehr, um einen guten Kaffee zu trinken, ziehen eine sehr practische Parallele zwischen Stadt und Land, finden das schöne Wetter allerliebst und das Betragen der jungen Leute dort, die so laut lachen und sogar die Röcke ausgezogen haben, etwas unanständig. Wir sind übrigens ganz vergnügt, — und rechnen nach, daß wir gerade 10 Jahre, 4 Monate, 7 Tage, 12 Stunden und $22^1/_2$ Secunde älter geworden sind.

Sonst, meine Freundin! — sonst, wie anders.

Wenn wir ein neues Buch lasen, welche Schwärmerei lag uns darin! Was der Dichter nur träumen konnte, erschien uns wahr; die Gebilde seiner Phantasie rückten uns so nahe, daß sie mitten in unserm eigenen Leben standen; Täuschung und Wahrheit flossen zusammen; nichts war so wunderbar, so groß oder so edel, daß wir nicht daran geglaubt hätten; wir verwechselten Räume und Zeiten und waren verbrüdert und vereinigt mit Helden und Göttern. Jedes neue Buch bereitete uns einen Feiertag, ein Fest aller Seligen. Romeo und Julie, Hamlet und Ophelia, Carlos und Posa, Egmont und Klärchen, Laura und Leonore, Titan und Diana, was waren sie uns für erhabene, für geistige Gestalten! Unser Herzblut hätten wir für ihre Dichter hingegeben, und unsere Blutverwandte waren uns nicht lieber als sie. Wir konnten uns damals so in ein Buch hineinlesen, daß wir die ernste Wirklichkeit bis auf die Erinnerung vergaßen; wir konnten jubeln und weinen, hoffen und erbangen, lieben und zürnen, glauben und vertrauen, als sey uns Alles selbst begegnet; ein einziger schöner Vers konnte uns Tage lang begeistern und ein großes Gefühl trieb unsere Brust gewaltig auseinander. O, meine Freundin, das waren Täuschungen, aber sie waren erhaben, edel, herrlich! Was wir Großes gewollt, das war eine Wahrheit für unser Herz, ein Evangelium für unsern Glauben! — Jetzt lesen wir noch mit Vergnügen, — aber wir lesen gar verständig, verlieren uns in Disputationen über die Tendenzen des Verfassers, über die Eleganz des Styls, über die Haltung der Charaktere und über hundert

Nebendinge. Ein unreiner Vers kann uns am Schönsten irre machen, und nach jeder Seite halten wir ein, um auf das Gelesene einen kritischen Rückblick zu werfen. Der schwärmerische Glaube ist dahin und die überströmende Begeisterung auch, wo wir, wie Börne gesagt hat, vor einem Iffländischen Hofrath noch so herzlich weinen konnten. Sind die Bücher nicht mehr so schön, wie sie sonst waren, giebt es keine so goldenen Verse mehr, oder liegt der ganze Unterschied in den wenigen zehn Jahren, welche seitdem verflossen sind, in den zwei Wörtchen Sonst und Jetzt? —

Sonst, wie wonnevoll leerten wir den Becher des Lebens! Welch' eine Lust war es, einen Ball mitzumachen! Der Saal kam uns vor, wie ein Feensaal; auf allen Gesichtern lag ein höherer Glanz und die Gewänder der Tanzenden rauschten anders, als jetzt; beschwingt schienen unsere Füße und der Kronleuchter kam uns vor wie eine Sonne aus einer schönern Welt; die Musik bezauberte uns so gewaltig, wie ein Oberonshorn, und alle Lebensgeister waren gesteigert; in seligem Taumel vergaßen wir alle Sorgen, alle Noth, und nach der Stunden Wechsel fragten wir kaum. Jetzt — o, wie bedächtig! — Wir denken an wohlberechnete Mäßigung, und daß wir morgen Kopfweh haben könnten, und daß Punsch mit Citronen-Schaalen schädlich ist. — Wir machen lange Pausen, ernsthafte Gesichter, kritische Mienen, philosophische Glossen und sind kaum billigdenkend genug, die Freuden Anderer nicht zu stören.

Sonst, meine Freundin! waren wir bei Wenigem oft so reich, jetzt sind wir bei Vielem oft so arm.

Sonst konnte uns ein einfaches Liedchen, etwa zur Guitarre gesungen, ein gut ausgesonnener, wenn auch nicht gerade geistreicher Spaß, ein zierliches Blumensträußchen, ein neues Kleidungsstück, ein Brief des Freundes aus der Ferne, — tausend Kleinigkeiten konnten uns sonst entzücken. Oder soll ich Sie erinnern an alle jene stillen, aber seligen Genüsse, wann wir Sonntags in der Frühe unsere Blumen begossen, während die Kirchenglocken läuteten, wann wir Abends auf der steinernen Bank vor der Hausthür saßen, während der Mond die Häuser und Dächer vor uns beschien, — oder auch an jene Lust, wann es Ostern geworden war, oder wann um Pfingsten die Kastanien blühten, wann wir in den Wald hinausgingen, um Maiblumen zu suchen, oder wann ein geselliges Spiel, das auf Pfänder und Küsse hinauslief, uns vereinigte? Jeder Mensch hat sein eigenes Museum der Erinnerung, in welchem er so gerne herumwandelt und die blaßrothen Vorhänge an den Bildern hinaufrollt; jeder Mensch hat seine schönen Tage von Aranguez, die nun zu Ende sind; jeder Mensch hat seinen Mai und —

„des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder."

Sonst und jetzt — o, zwischen diesen beiden Wörtchen liegen kaum zehn Jahre, nur wenig Zeit, gar viel andere Dinge, tausend ernste, uns enttäuschende Lebenserfahrungen, tausend Opfer und Entbehrungen, tausend wechselnde, rauhe Ereignisse, der ganze Detailhandel des nüchternen Berufes, viel Thränen, viel bitterer Irrthum, viel aufgespeicherte Weisheit, viel ver-

storbene Ideale, viel früh erblichene Hoffnungen! Sonst und jetzt! — Die Sonne nicht, aber unser Blut ist kälter geworden, die Welt nicht, aber unsere Augen sind trüber geworden. Der gute Hölty hat gesagt:

„Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien."

Ja, das Leben, die Natur werden nicht alt, aber es altern die Lebendigen, und die Jahre. Die strengen Jahre, das sind die Cherubim mit dem feurigen Schwerte, die uns aus dem Paradiese vertreiben. Nun, meine Freundin, widmen Sie diesen Erinnerungen eine Thräne der Rührung und leben Sie wohl! —

Der Genius der Dichtkunst.

Sey uns gegrüßt, o Genius des Lebens!
O Dichtkunst, schlinge Deinen Blumenkranz
Um uns're Tage, und des Geistes Augen
Erleuchte uns mit Deinem Sternenglanz!
Versöhne jeden Zwiespalt uns'rer Seele
Und die Gedanken mache stark und frei!
Mit Freudenthränen fülle uns're Augen
Und wo der Zweifel klagt, da eil' herbei!
Es giebt so vielen Schmerz im ernsten Leben;
In's heit're Land kannst Du nur uns erheben!

Es schlagen tausend Herzen Dir entgegen,
Du holdes Kind der Mutter Phantasie!
Es läutet Dir der Lenz die Blumenglocken,
Im Morgenwind rauscht Deine Harmonie.
Du wardst aus dem Olymp herabgesendet,
Daß Licht es werde in der Erdennacht.
Du warst geschmückt mit überird'scher Schöne
Und leuchtetest in goldener Sterne Pracht;
Du trugst um's Angesicht den Aetherschleier
Und in dem Arm Apollo's gold'ne Leier. —

Da regte sich ein wunderbares Leben, —
Es öffnet sich das Thor der Felsenwand.
Der Marmor tritt heraus in Götterfülle;
Das Erz ertönt; es lauscht am Quellenrand
Der Blumenkelch; — harmonisch tönt die Saite
Und weckt die Dryas auf im kühlen Hain;
Im Lorbeerwalde rauschen Melodien
Und im Accord erklingt der kalte Stein;
Und neu sieht man sich Alles rings gestalten,
In neuer Schönheit Alles sich entfalten.

Zum Menschen bist Du, Poesie, gekommen,
Ihm zu verherrlichen das Erdenhaus.
Du weihetest die Seelen, wähltest Priester
Und fromme Menschen Dir zu Dienern aus,
Beschenktest Indostan mit alten Sagen
Und Persien mit stolzer Tempelpracht,
Arabien mit duftig frischen Mährchen
Von Wunderlampen und von Zaubermacht,
Du ruhtest unterm kühlen Palmenwipfel
Und stiegest auf der Berge schnee'gen Gipfel.

Und immer weiter gingst Du; es erblühte
Ein schöner Lenz auf Deiner heitern Spur. —
Dir weihte Hellas seine Säulenhallen
Und seinen Oelbaum auf begrünter Flur;
Dich sang Homer, Anacreon und Pindar;
Du bauetest Athenä's Mauern auf;
Du pilgertest nach Roma dann hinüber
Und stiegst bekränzt zum Kapitol hinauf;
Doch als besiegt die Adlerfahnen sanken,
Da zogst Du fort mit trauernden Gedanken.

Man sah Dich wieder, als die neue Sonne
Sich aus der Nacht der Völkerstürme rang,
Und als das Jesuskind mit milden Worten
Die Götter Odins mit dem Kreuz bezwang.
Dir tönte in des Domes goth'scher Wölbung
Der Mönche und der Nonnen Chorgesang;
Du predigtest den Zug nach Palästina;
Für Dich der Templer seine Lanze schwang;
Dir zog der Minnesänger froh entgegen
Und grüßte Dich auf seinen Pilgerwegen.

Du lehrtest in Vaucluses stiller Grotte
Den Sänger Laura's ein unsterblich Lied;
Geleitetest den Dant' zur Hölle nieder,
Die siebenfach die düstern Kreise zieht;
Du warst beim Sänger, der in Belriguardo
In jeder Quelle Leonoren sah;
Dem Ariosto gabst Du holde Lieder
Und dem Boccaccio warst Du freundlich nah;
Dort, wo sich Fiorenza's Thürme heben,
Sah man am Arno Dich im Mondlicht schweben.

Du kamest oft in später Abendstunde
Zum deutschen Sachs in's kleine stille Haus,
Geselltest Dich zu Straßburg's Meistersängern,
Die fröhlich plauderten beim Festtagsschmaus;
Dir weihete der Britte seine Verse,
Der als des Drama's größter Heros glänzt,
Der an dem Sarge Julia's die Liebe
Mit Immortellen und mit Lorbeer kränzt;
Auch Racine hat in seinen Weihestunden
Manch' gold'nes Wort, manch' sinnvoll Bild gefunden.

Du schenktest Schillern heil'ge Ideale;
Er ward der Jugend seliger Prophet;
Es ist Jean Paul Dein schwärmerischer Priester,
Der an dem Hochaltar der Menschheit steht;
Dem Goethe floß die freundliche Gewohnheit
Des Daseyns, wie ein Göttertag, dahin;
Klar war sein Blick und kräftig sein Gedanke
Und frisch und ungetrübt sein heit'rer Sinn.
Wie Tausende, die froh entgegen wallen!
Du Götterkind, Du lieblichstes von allen!

Dir opferte der Mensch zu allen Zeiten
Und überall. — Du bist sein Genius!
Du lösest ihm des Lebens altes Räthsel;
Du lehrst ihn ruhig tragen was er muß;
Du hebest ihn auf leichten Aetherschwingen
Empor aus dieses Kerkers engem Raum;
Du schenkest ihm die Freiheit und die Tugend,
Des Glaubens Ideal, der Liebe Traum.
— Und was der Mensch geträumt, geliebt, geglaubet,
Hat er besessen; — nie wird's ihm geraubet. —

So sey auch uns, o Poesie, willkommen!
Wir wollen Dich begrüßen froh und laut.
Es ist, wenn Du die glüh'nde Stirn' bekränzest,
Ein Bräutigam, — die Welt ist seine Braut.
Sie schmücket sich zum hochzeitlichen Saale;
Als Festeslampen glänzen Stern' und Mond;
Auf Bergessäulen ruht die blaue Kuppel,
Das Brautbett unter Blüthenbäumen thront;
Der Waldstrom singt, der Felsbach Minnelieder
Und Amor steigt mit Hymens Fackel nieder.

Herbei! herbei! die Göttin zu empfangen! —
Zu ihrem Altar pilgert alle her!
Hoch schlägt das Herz, — hoch wogen die Gedanken;
Es fluthet rings ein lebenvolles Meer. —
Und auf den Höh'n der Zeiten steh'n die Geister
Der Menschheit, den Unsterblichen verwandt;
Sie reichen, segnend diese Erdenhalle,
Sich über die Jahrhunderte die Hand. —
In sieben Farben strahlt der Irisbogen;
Den Menschen ist der Vater Zeus gewogen.

Bunte Betrachtungen.

10.

Ein Weiser, so erzählt uns eine alte Sage — hatte seine ganze Seele mit dem großen Gedanken der Naturerhabenheit und Schönheit erfüllt, und redete mit seinen Schülern von Unermeßlichkeit und Ewigkeit. Da fragte ihn einer seiner Jünger: „Aber Meister! wie lange mag wohl die Ewigkeit währen?" — Er antwortete: „Mein Sohn! — siehe dort jenen Berggipfel, der hoch über die Wolken ragt, mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. In jedem Frühling kommen drei Vögel und wetzen ihre Schnäbel an dem Berge und an seinem Gipfel, — und wenn sie auf solche Weise den ganzen Berg abgewetzt und dem platten Lande gleich gemacht haben, — dann ist die erste Minute der Ewigkeit vorüber. — Du bist noch jung, mein Sohn! Vielleicht kannst du es erleben." — Der Jüngling erröthete, neigte sein Haupt und verstummte.

11.

Zwei Dinge sind es, welche, obwohl sich ewig bekämpfend, dennoch das Gute und Wahre ewig fördern. Die freie, ungestüme, rasche und muthige Jugend will stets voranschreiten, umgestalten, niederreißen und verbessern; sie mißt die freilich in den meisten Fällen mangelhafte Gegenwart mit dem Alles vergrößernden Maaßstab ihrer Ideale; sie ringt begeistert nach der besseren Zukunft und predigt mit feurigen Zungen ihre neue Lehre; sie ist in Allem excentrisch und rasch zum Handeln entschlossen, ohne über die Folgen lange nachzudenken. Das Alter bildet der Jugend ein Gegengewicht, einen Damm, einen Zügel. Das Alter ist bedächtig, besonnen, ängstlich, liebt die Ruhe und Behaglichkeit; es hält viel auf das Bestehende, auf den herkömmlichen Gang der Dinge; es wagt wenig, weil es viel zu verlieren hat; es erwägt ängstlich die Folgen und schenkt den Neuerungen selten Vertrauen. Während nun die Jugend beschleunigt und mit ungestümer Hast vorantreibt, sucht das Alter zurückzuhalten und den Hemschuh anzulegen. Die Bestrebungen der Jugend würden zu viel zerstören und niederreißen, ehe es an der Zeit ist; die Ruhe des Alters würde Alles beim Alten lassen und Nichts Neues aufbauen. Daher gehört es zur großen Weltordnung, daß Jugend und reiferes Alter stets nebeneinander und gegeneinander wirken.

12.

Wir werden es immer vergebens versuchen, das Leben und die Umstände zu beherrschen, indem wir von ihnen beherrscht werden. Ueber manche Kleinigkeiten mögen wir zu entscheiden vermögen, aber alle größeren Einflüsse kommen uns von Außen her; wir haben oft über unsere Handlungen verfügt, aber schon der nächste Augenblick zwingt uns, anders zu handeln. Das Leben gleicht einer Lotterie, deren Chancen man nie berechnen kann.

13.

Jedes Lebensalter hat seinen Charakter, sein Glück und seine Vollendung, wie eine jede Jahreszeit. Wer es versuchen wollte, alle Eigenschaften, Freuden und Vorzüge der verschiedenen Alter in Einem zu vereinigen, würde gerade das Gegentheil bewirken. Nur durch eine naturgemäße Folgeleistung der nicht zu ändernden Gesetze wird man in jedem Abschnitt des Lebens sich genügen können.

14.

Die Begierde regt unsere Phantasie auf; die Schwierigkeit der Erreichung steigert den Reiz; der Besitz beruhigt und die Gewohnheit des Besitzes stumpft am Ende gänzlich ab.

Mutterfreuden.

Ein heit'rer Maiensonntag hat die Erde
Verschönt, und durch die Thore drängen sich
Geschmückte Menschen, um den Frühlingsgruß
Dem Wald' zu bringen und der grünen Au.
Verödet steh'n die Gassen und die Pforten
Der Häuser sind verschlossen; Alles ist
Hinausgegangen in die Sonntagswelt,
Daheim die Sorgen lassend und den Gram.
Doch eine Mutter ist zurückgeblieben,
Ihr kaum gene'nes Kind treu zu verpflegen.
Beklagt die Mutter nicht, daß sie entsagen
Auf Waldesgrün und Maiensonne muß!
Beklagt sie nicht; — an ihrem Mutterherzen
Liegt ja der Frühling eines Menschenlebens,
Die zarte Knospe einer Kinderseele.
Hier blüht ein Lenz, wie er auf grünen Auen
Nicht schöner blühen kann, nicht strahlender;
Hier glänzt ein blauer Himmel aus den Augen
Des Kindes und mit jungen Rosen schmückt
Beseligende Hoffnung seine Stirne.

Euch rief der Frühling auf besonnte Fluren;
Sie findet ihn am Herzen ihres Kindes.
Auch sie ist nicht allein und nicht verlassen;
Denn Hoffnung, Lieb' und Treue sind bei ihr.
Ihr Kind ist ihre Welt, ist ihre Krone,
Ihr Lorbeerkranz und ihr olympisch Spiel;
Bei ihrem Kinde ist die Mutter froher,
Als ein Eroberer bei seinen Siegen.
Beklagt die edle Mutter nicht; — entsagen
Und Opfer bringen, dulden und entbehren
Ist ihre Freude, ihre Seeligkeit,
Sie ist die hohe Priest'rin am Altare
Der Menschheit, deren Blüthen sie bewacht,
Und Gottes Engel stehen ihr zur Seite.

Das Alter.

Die Alten lieben meistens das Alte. Der Grund hievon liegt darin, daß sie dasjenige, was war, als sie in der Zeit ihres kräftigen Lebens standen, zu lieb gewonnen haben, um es zu vergessen und gegen Neues zu vertauschen. Zwischen jeder Neuerung und ihren Gedanken steht die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit und verdrängt das Neue, dessen Vortheile sie nicht einsehen können. Was sollte auch die Neuerung denen noch, die mit einem Fuße schon im Grabe stehen? Was sollten sie nach so vielen Mühseligkeiten und Kämpfen des Lebens den Kampf noch einmal anfangen, da dessen Ende und Sieg zu erwarten, sie nicht berechtigt sind? Das Neue bedarf zu seiner Reife lange Zeit, und die ihrige ist nur noch kurz. Sie stehen stille und wünschen daher, Alles möge stille stehen; ihre Zeit liegt unter der Erde, und eine neue verstehen sie nicht.

Auch sind die Alten eigensinnig. Sie sehen es nicht gerne, wenn die Jugend sie meistern, und wenn das Ei klüger als die Henne seyn will; sie prahlen mit ihrer Erfahrung und meinen, es müsse ewig gut bleiben, was einmal gut war, ohne zu bedenken, wie

nach Zeit und Umständen sich Alles ändert. Demzufolge steht das Alter im Kampfe mit der unruhigen Jugend; und wie jenes zu sehr in seiner Ruhe beharrt, so geht diese meistens in ihrer Unruhe zu weit, woraus ein das Ganze fördernder Widerstreit entsteht. Blieben alle Menschen jung, so würde die Welt nie aus der Gährung und Umwälzung kommen; wäre Alles alt, so würde es nie eine bessere Zukunft geben. Wir wollen den Greis hoch achten; er bleibe uns ehrwürdig! Aber er möge auch nicht die Zuchtruthe über uns schwingen wollen, wenn wir selbst mündig geworden sind. In den Herzen der Jugend lebt das heilige Feuer der Begeisterung, welche wohl oft in ihren Mitteln, seltner in ihrem Ziele irrt; um das, was sie *will*, sey ihr oft vergeben was sie *thut*. Ihr *Alten*, wir wollen, daß Ihr uns Freunde und Rathgeber, nicht aber, daß Ihr uns mürrische und eigensinnige Zuchtmeister seyd. Sollen wir mit Euch zerfallen, anstatt Euch zu lieben?

Gewöhnlich wird auch das Alter *mißtrauisch*. So geht es Jedem, der sich nicht mehr auf die eigene Kraft verlassen kann, er fürchtet und argwöhnt und sieht Gespenster überall. Auch haben die Alten so viele bittere Erfahrungen gemacht, und sind so oft betrogen worden, daß ihr Glaube an die Menschheit nachläßt; sie haben zu viel Verdorbenheit gesehen, um viel an Tugend zu glauben. Wie schön und wahr sind in dieser Beziehung Schillers Worte:

Das Herz, in kalter, stolzer Ruh'
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Der Verstand ist ein arger Egoist, ein berechnender Diplomat, ein kalter, gewinnsüchtiger Spekulant, und er wohnt mehr bei den Alten, während dagegen die Jungen in der blühenden Heimath des Herzens leben und unter dem goldenen Wunderbaume der Liebe stehen. Jene vertrauen zu wenig, diese zu viel; jene sehen Teufel, diese Engel um sich, und beide sind doch gleich selten auf unserer von Menschen bewohnten Erde.

So wenig die Alten, wie wir oben gezeigt haben, das Neue lieben, so sind sie doch sehr neugierig, und dies wollen wir ihnen gerne verzeihen. In ihrem stillen Leben ereignet sich wenig; ein Tag gleicht dem andern und jede neue Sonne beleuchtet die stille Vorhalle des dahinterliegenden Kirchhofes. Weil sie nichts mehr erleben, nichts mehr sehen, darum wollen sie von Andern hören; fremde Thaten und Ereignisse wecken die Erinnerung an eigene; in dem Lebensbuche Anderer lesen sie das eigene noch einmal durch und das freut sie. Die lebendige Jugend handelt, das ruhige Alter beschauet gerne. Und unter dem Anhören dessen, der der Alten Neugierde befriedigt, werden sie oft gewaltig redselig. Sagt doch das Sprüchwort: — „Er ist redselig wie ein Alter." Ja, wie die Kinder, so blättern auch die Greise gerne im Bilderbuche; für jene stehen Wünsche und Hoffnungen, für diese verlorenes Glück und Erinnerungen darin. Der Greis ist redselig, und läßt gern an der weißen kalten Wand seiner winterlichen Zelle die Schattengestalten seiner Camera obscura erscheinen. Laßt ihnen ja diese Freude und spöttelt nicht, wenn sie dabei in ihren Erzählun-

gen der alten Seefahrten und Abentheuer auch ein wenig übertreiben. Die Erinnerung ist ja eine liebevolle Wittwe, die um den verstorbenen Gatten trauert, und um der Liebe willen sey ihr verziehen, wenn sie der Elegie einen Hymnus beimischt.

Wenn man dem Alter vorwirft, es sey mürrisch, so thut man ihm nicht Unrecht, und schon Horaz sagt, man solle sich freuen, — **donec virenti canities abest morosa.** Im Alter wohnt man in einem zu baufälligen und unbequemen Hause, um nicht öfters übler Laune zu werden; das Fortepiano der Gedanken und Gefühlswelt wird verstimmt, und seine Tasten klappern; es dunkelt oft vor den Augen, und man sieht daher oft Schattengestalten. Warum wollte man dem Alter nicht manche Laune verzeihen, da ja schon die Jugend deren so viele hat?

Der Abend.

Oft, wann in der Abendstunde
Heft und Bücher mich umfangen,
Treibt mich weg von dürren Blättern
Ein gewaltiges Verlangen;
Oft, wann in der Abendstunde
Im Salon man Thee serviret,
Viel von Novitäten plaudert
Und dazwischen musiciret.

Oder wann ich im Theater
Aus Beruf muß Schildwach' stehen,
Während Aubers Melodien
Im Quadrillen-Takt sich drehen,
Während holde Primadonnen
Nach dem Lorbeerkränzchen langen,
Treibt mich aus dem engen Hause
Ein gewaltiges Verlangen.

Und wer hat mich abgerufen,
Von den Andern abgewendet?
Einen trauten Liebesboten
Hat der Abend mir gesendet;
In das Herz ist durch die Augen
Mir ein Purpurstrahl gefallen,
Und wie Abendglocken hör' ich's,
Rufend mir, entgegenschallen.

Holder Abend! — ja, ich komme,
Habe Deinen Ruf vernommen,
Und Du sollst nicht scheiden, eh' ich
Abschied erst von Dir genommen! —
Eh' Dein trauerndes Erröthen
Erst noch einmal ich gesehen,
Darfst Du hinter jene Berge,
Abend! nicht hinuntergehen.

Denn Du bist so schön. — Die Matten
Deckest Du mit rosigem Schleier
Und auf allen Wipfeln brennen
Purpurkerzen Deiner Feier;
Durch die grüne Waldnacht fallen
Deine blitzenden Rubinen;
Von dem Abglanz Deiner Wangen
Liegt die ganze Flur beschienen.

Holder Abend! von den Bergen
Wehen Deine glüh'nden Fahnen,
Ihren Widerschein verbreitend
Auf des Flusses ferne Bahnen,
Und die hohen Thürme, Einen
Liebesblick noch zu erlangen,
Scheinen sich emporzustrecken
Mit sehnsüchtigem Verlangen.

Laß auch mich die letzten Strahlen
Deines Glanzes noch erschauen,
Während rings in Schlummer sinken
Alle Blumen auf den Auen.
Jeder Tag weiß so viel Liebe,
So viel Treu' uns zu erzeigen,
Daß man ihm bei seinem Scheiden
Eine Freundeshand muß reichen.

Jeder Tag gießt seines Lebens
Ströme über alle Wesen,
Läßt in seinen heil'gen Büchern
Alle Menschenseelen lesen;
Jeder Tag bringt mit dem Lichte
So viel wechselnde Gestalten,
So viel kräftige Gedanken,
Die die Welt umschlungen halten!

Ach! — wer weiß, ob heut' der letzte
War von allen, die mir scheinen,
Und ob morgen schon am Grabe
Ein Paar treue Augen weinen?
Doch schon dämmern tausend Sterne
Und ich stehe auf der Schwelle
Einer unermeßlich großen
Seligmachenden Kapelle.

Lobrede auf den Sommer.

Nicht ohne Grund beklagst Du dich, schöner Sommer, über die Ungerechtigkeit der Menschen. Deinen jüngeren Bruder, den liebenswürdigen Knaben Lenz, loben sie bis zur Uebertreibung, während sie Deiner schon weniger gedenken. Was ist nicht Alles schon dem Frühlinge zu Ehren gesungen und gesagt worden! Er ist ein verwöhntes Kind; — Dichter und Verliebte, die mit ihm spielen, sind auch Kinder. Ich will die Ehre der ungerechten Menschheit retten und Dir eine Lobrede halten. Und somit begrüße ich Dich, o Sommer, mit Deinen langen, sonnenhellen Tagen, mit Deinen klaren und lauen Sternennächten, mit Deinem schon weit entwickelten und doch noch jugendlichen Leben, mit der Gluth Deiner Phantasie, mit der Fülle Deiner hesperischen Gaben!

Du bist ein feuriger Jüngling, und die Jünglingszeit ist die schönste eines jeden Lebens. Die Kindheit liegt noch unentwickelt; ihr Kreis ist noch zu enge; es liegt noch zu viel Dämmerung auf ihrer Welt; —

der Jüngling aber ist der ächte Vermittler zwischen Himmel und Erde. Alle seine Pulse schlagen für den Genuß der Gegenwart; er lebt Shakespeare'sche Sommernachtsträume; zum Liebchen kommt er zwischen Nachtigall und Lerche; mit dem kecken Phantasus steht er auf Du und Du; Helden und Götter sind ihm befreundet und er lebt jeden Tag ein Gedicht; wann er auch keines schreibt. Jüngling und Sommer, wie seyd ihr so warm und so feurig! — wie so rüstig und so thatkräftig! Die Ruhe ist Euch lästig und das Schaffen ist Eure Lust. Jugendlicher Sommer, der Du so früh Morgens Deine Aurora mit glühenden Küssen weckst, der Du lächelnd alle Thauthränen den Blumen von den erwachenden Augen küssest, der Du den Waldvögeln den Takt schlägst zu ihren Morgenouvertüren, der Du die Quellennymphen bei ihrer frühen Toilette überraschest, daß sie verschämt untertauchen, der Du umherwandelst den ganzen Tag, Berg auf und ab, verschönernd und erwärmend, der Du spät am Tage noch Kraft genug hast, mit der Nacht, die Dich besiegen will, lange zu ringen, wie schön bist Du! — Endlich siegt die Nacht; aber der Sieg ist kurz. Nur eine kurze Weile vermag sie Dich zu fesseln; dann raffst Du dich wieder auf; geblendet fliehen die Riesen der Finsterniß und die erwachte und befreite Welt singt ein Tedeum, in welches Wurm und Sandkorn freudebebend hineinzittern. — Nur Deine Altersgenossen unter den Menschen, nur die Jünglinge verstehen Dich ganz. Nur ein weites Herz vermag Dich aufzunehmen. Sommer und Jüngling, trinket die Er-

neuerung Euerer Brüderschaft mit einander! Genießt eine Stunde von Unsterblichkeit! Zeus ist nicht mächtig genug, sie euch zu verweigern.

Wie reich bist Du, schöner Sommer! — und wie machst Du Alle so reich. Im öden und kalten Winter ist es wirklich fatal, ein armer Teufel zu seyn; da wird die Armuth eine schwere Bürde; aber im schönen, warmen Sommer giebt's eigentlich gar keine Armuth, als etwa die des Kopfes. Im Sommer ist ja jede Straße ein geheizter Vorplatz, wo's der Bettelmann so billig hat, wie der Reiche; jede Wiese, jeder Rain ist ein, wenn auch nicht mit See-, doch mit Landgras gepolstertes Kanapee; der ärmste Bauer hat grüne Gardinen vor der Schlafkammer und frische Luft darin; die ärmste Bäuerin kann sich mit Blumen zur Kirchweih putzen, und zwar mit natürlichen, denen doch die Pariser nur nachgebildet sind. Licht und Oel bedarf der arme Teufel auch nicht, denn der Sonnengasfabrikant liefert es ihm gratis und in Fülle. Jeder Hofraum, jedes Gärtchen ist für die spielenden Kinder ein Paradies und der silberne Mond ist ihre Laterna magica und an der Gartenmauer tanzen ihre phantastischen Schatten; sie sind frei im Freien und sind geschickt, weil ihnen Niemand befiehlt, geschickt zu seyn; sie spielen Versteckens und die Sorgen des Lebens können sie darum nicht finden; Alle sind gleich und der Schusterjunge prügelt den Sohn der Excellenz, wenn dieser ihn beleidigt. Die Poeten sind Sommers Millionaire. Der Wind, der im grünen Liederbuche der Bäume blättert, er flüstert ihnen Reime zu und sie

brauchen weiter kein Reimlexicon und es wird ihnen leicht, ein Sonett zu dichten, wo ja Alles umher nur Klang und Wohllaut ist. Der Verliebte, der auf der Lauer steht, verfriert sich die Finger nicht, und in den warmen Sommernächten, in den Monaten ohne r, sollen die Küsse am besten schmecken. Im Winter beklage ich oft die Kutscher auf dem Bocke, wenn sie in der Kälte auf die vornehme Herrschaft warten müssen, die unterdessen am warmen Ofen sitzt; — im Sommer dagegen beklage ich die Herrschaft, die im dunstigen Salon schwitzt, obgleich Eis und Limonade servirt wird, während der Kutscher auf der Straße ein stärkendes Luftbad nimmt, philosophirend nach den Sternen sieht und fragt, ob es wohl dort oben auch Equipagen und Kutscher gebe. — So wird Alles in der Welt entschädigt; so hat der Reiche seine armen und der Arme seine reichen Stunden. Der arme Handwerksbursche wandelt seine Straße und ist fidel und munter; Se. Excellenz der Sommer behandelt ihn mit humaner Herablassung und schenkt ihm an jedem Brunnenwirthshaus unentgeldlich einen frischen Labetrunk, der klare Augen macht und ein gesundes Herz. Und was geht über diese zwei Dinge? Wer klar aus den Augen sieht, der beneidet seinen Bruder nicht um einen feineren Frack, um eine goldene Uhrkette, um vier Pferde, die ihn ziehen müssen; — ein gesundes Herz vergißt die eigenen Thränen, wo es fremde sieht, und theilt die eigene Armuth mit der noch größeren eines Andern. Guter, lieber Sommer! o mache Alle reich, Alle glücklich, Alle fidel!

Aber man klagt über Deine Wärme. Wie ungerecht! Dein Schwitzofen ist doch noch der angenehmste von allen und Niemand stirbt an Deiner Wärme. Weit drückender ist's, als Candidat im Examen, als Secretair in der Schreibstube, als Prozessirender auf dem Amte zu schwitzen, was oft mitten im Januar geschehen muß. Und warum wird es den Leuten im Sommer leicht so warm? Weil sie es hundertmal jeden Tag sagen, die Hitze sey lästig; — und was man oft sagt, das glaubt man endlich. Denkt weniger an die Hitze und sogleich wird es kühler werden, — oder leset ein frostiges Gedicht oder einen wäss'rigen Roman. Gehöret nicht zu denjenigen Leuten, welche immer begehren, was gerade nicht zu haben ist, denen Mittags es zu helle und Mitternachts zu dunkel ist, die gerne Kirschen essen möchten, wann die Trauben gepflückt werden, die auf dem Wasser fahren wollen, wann sie in der Kutsche sitzen und die vielleicht über den Setzer zürnen, weil er ein Komma vergessen hat.

Nun, lieber Sommer! fahre nur fort, uns zu erwärmen! Das wird uns heilsam seyn; denn es giebt ja der kalten Menschen mehr, als zu viele. Erwärme Alle, die an Schillers Ideale liebevoll hängen und doch keinen Groschen zu seinem Monumente geben wollen, die den Mainzer Guttenberg verehren, so lange man von seinem Denkmal nicht redet, die das Vaterland zu lieben vorgeben, aber über Kopfweh klagen, wann sie in dessen Angelegenheiten ein kräftiges Wort ausgeben sollen, die von Kunstliebe reden, aber einem Maler nur dann ein Bild abnehmen, wann er es ihnen schenkt, die sich

Jünger der Wahrheit nennen, aber ihre Meisterin verläugnen, wann es Geld einbringt, die in die Freiheitsposaune stoßen, welche sie mit der linken Hand halten, während sie mit der Rechten den Johann beohrfeigen, der ihre Stiefel nicht gut gewichst hat. Liebenswürdiger Sommer! — fahre nur fort, zu erwärmen; es giebt der kalten und lauen Menschen gar zu viele noch.

Du wirst, verehrter Herr Sommer! die Gunst aller Besseren nicht verlieren; denn Du bist ein Lichtfreund. Keiner Deiner Jahreszeitbrüder liebt das Licht so sehr, als Du; — Das Licht ist Dein eigentliches Element; Alles dürstet nach Licht und Allem spendest Du Licht. Welche Ströme dieses göttlichen Fluidums gießest Du über die Welt! Wie diese ätherischen Wogen Alles überfluthen und umglänzen! Purpurne Festfackeln pflanzest Du auf die Berge und heilige Ampeln hängest Du im Waldesdome auf; goldene Girandolen erleuchten kostbare Teppiche des Wiesensaales und weiße Lilienkerzen brennen an den Quellen.

Es wiegen sich die Lichtstrahlen in smaragdenen Vasen und sie liegen auf den Rubinen der Rosen; sie umschlingen den zarten Stengel der Nelken und halten ihn empor und sie schlüpfen durch die verschlungenen Gezweige; sie treiben ihre tändelnden Spiele mit den Wassertropfen und malen den Grashalm an der grünenden Erde ab. O, ihr goldenen, sonnigen Strahlen, gegen deren Anzahl die Tropfen im Meere nur gering sind, wie seyd ihr so schön und so mannichfaltig. Zwar suchen eure Feinde, Neider und Gegenfüßler, die

Schatten, euch zu verschwärzen und zu entstellen und zu verhöhnen, indem sie euch stets verfolgen; aber sie vermögen es nicht; — sie erhöhen nur euern Glanz und verschönern euch nur. Je höher eure Mutter, die Sonne, steigt, desto kleiner werden die Schatten; sie schämen sich ihrer Feindseligkeit und kriechen in ihrer Aermlichkeit bettelnd in die Erde; — Abends, wann die Sonne schläfrig wird, dann erheben sie sich wieder und dehnen sich aus, die feigen Prahler, die langbeinigen Sichgroßmacher:

Es freue sich,
Was da athmet im rosigen Licht! —

Ja, im Lichte freuet sich Alles und lebt Alles. — Im Lichte singt die Lerche ihre Oden und die Nachtigall ihre Elegien; im Lichte schwillt die Traube und wird gewürzig und färben sich die Flügel des Schmetterlings bunt; im Lichte streut die Nachtviole ihren Duft aus und wälzt sich die Wasserwelle schäumend an's Ufer. — Licht! — ruft Alles, was lebt — und der Gefangene, den man in kaltem Kerkersarge lebendig begraben hält, wirft sich in sprachlosem Entzücken vor dem Lichtstrahle nieder, der durch eine Spalte seiner Mauer plötzlich zu ihm dringt. — Galiläi faßt den Gedanken von der Bewegung der Erde fest auf; — es ist ein Gedanke des Lichtes und tausend Strahlen gehen von ihm aus über die Welt. Auch eine geistige Sonne giebt es und überleuchtet die Kirchhöfe der Jahrhunderte; die Menschen steigen unter die Erde und verwesen, nicht so ihre Gedanken.

Dank Dir! o Sommer! für Dein Licht, Dank Dir, Du Lichtfreund! Unheimlich wird es dem Menschen unter den Schauern der Nacht; er fühlt sich allein und hülfsbedürftig und schwach; der Tod scheint ihm zuzurufen; er zählt den langen Pulsschlag der sterbenden Zeit und die Särge der Vergangenheit thun sich auf. Die Finsterniß liegt wie ein Alp auf ihm und er athmet aus enger Brust. — Aber das Licht und der Tag und die Lebendigen kommen wieder und — es freuet sich,

Was da athmet im rosigen Licht! —

Doch, das gilt nur von rauhen, kalten, finstern Nächten, nicht aber von Deinen lauen Mond- und Sternennächten, o Sommer! Das sind helle, heitere, italische Nächte, oft schöner noch, als der Tag. Wie schön sind sie für den stillen Beschauer, der von der kleinen Erde aus nach den großen Welten über ihm schaut, für den Dichter, in dessen Phantasie-Garten der Nachtwind zauberischen Blüthenstaub weht, für den Verliebten, dem die niedere Gartenschwelle, wo er Schildwache steht, zur Terrasse von Bellriguardo wird, für den Jüngling, der noch in der Zeit lebt, wo man singt: **o quam jucundum, poculis fraternis gaudere!** —

So vereinigst Du, schöner Sommer, Jugend und Reichthum, Wärme und Licht mehr in Dir, als die anderen Jahreszeiten; so bist Du ihnen vorzuziehen. Nur poetische Narren sprechen immer vom Frühling, vom Wonnemond, von der Blüthenpracht, —

nur die Philister und Haushälterinnen sprechen vom Herbst, wo man das Obst verkauft und die Speisekammer füllt, — nur die reichen Salon-Menschen sprechen vom Winter, wo man Soirée und Ball giebt, und beim dampfenden Thee plaudert. — Vom Winter sollte man gar nicht reden; er ist ein alter Mann und somit auch ein armer Mann, mag er auch Reichthum und selbst Geist besitzen; er lebt nur von Erinnerung und schaut nur durch die Fenster in die weite Welt. — Der Herbst ist ein Philister; er hat alle Hände voll zu thun, quält sich ab, und macht gar oft ein unfreundliches Gesicht. — Der Frühling ist freilich sehr liebenswürdig, aber er lebt zu viel von Hoffnung, von Schwärmerei und von Träumen; er ist ein Phantast und verdreht den Leuten den Kopf. — Dir, o schöner Sommer, müssen sie alle nachstehen.

Noch gar viel wäre zu erzählen, o schöner Sommer! von Deinen lauen Nachtregen, die, wie mancher edle Mensch, im Stillen und ungesehen, Gutes thun, — von Deinen majestätischen Gewittern, die mit ihren donnernden Reden die Erhabenheit der Naturkräfte verkünden, — von Deinen schönen Erndtefesten und amüsanten Kirchweihen, von Deinen Einladungen zu Landparthien und zur Brunnencour, von Deinen bals champêtres u. s. w. — Doch das Loblied würde zu lang werden. Damit es aber nicht prosaisch und ungereimt schließe (denn man sagt: Ende gut, Alles gut) — so höre! Nimm dieses Verslein mit auf den Weg und lächle darüber, wenn es Dir behagt, oder wehe es hinweg, wie so viele Tausende Deiner Rosen-

und Lilienblätter. Es war gut gemeint, das darfst Du mir glauben.

Sey uns gegrüßt, o Sommer, dessen Leben
In voller Kraft der frischen Jugend steht!
Es ward zum Licht die Wärme Dir gegeben,
Und reich beschenkt ein Jeder von Dir geht.
Wie sich bei Dir die Herzen freudig heben,
Wie sie Dein Athem kräftigend umweht!
Und wie bei Dir so leicht die Reime fließen!
Erlaube mir, Verehrter! jetzt zu schließen.

Die Schwestern.

„Du sagst: Es schwellen alle Knospen
Und alle Lüfte wehen mild;
Den Frühling wieder zu empfangen,
Bereitet Thal sich und Gefild. —
Schon hat mit jungen Märzviolen
Sich ausgeschmückt der Wiesengrund,
Bald, wann die Maienblumen kommen,
Erhebst Du Dich und bist gesund.

Ich aber sage: — Meine Schwester!
Mir wird kein Maitag mehr erglüh'n;
Auf meinem stillen Grabeshügel
Wird eine weiße Rose blüh'n!
Im Frühling wird mein Frühling enden,
Und einer Jungfrau, fromm und rein,
Noch unbefleckt vom Schmutz des Lebens,
Wirst Du die Schwesterthräne weih'n.

Ja, Du wirst weinen; denn ich ziehe
So früh aus Deinen Armen fort.
Wie Deine Zukunft freudig töne,
Ein Ton wird schrillen im Accord.
Vergessen kann man viel im Leben,
Das wie ein flücht'ger Traum entschwebt,
Doch nie vergißt man eine Seele,
Mit der man schwesterlich gelebt.

Wo der Kastanienbaum im Garten
Weitschattend seine Aeste dehnt,
Da gehe hin, wann krank und trübe
Dein Herz sich nach dem meinen sehnt.
Dort ganz allein und ohne Zeugen
Versinke in Erinnerung;
Der Liebe heilig Angedenken
Weckt Schmerz und giebt Beseligung.

Kurz ist das Leben, schön der Frühling. —
Ob bei dem Maiensonnenschein,
Ob bei des Herbstes kaltem Nebel,
Einmal muß doch geschieden seyn.
Warum? — Das wird der Vater wissen,
Dess' Sonne Wieg' und Grab bescheint,
Und der zu ew'gem Liebesbunde
Auch uns're Seelen hat vereint."

So sprachen sie und hielten lange
Sich dann umschlungen schwesterlich,
Und ihre tiefbewegten Seelen
Gelobten ew'ge Treue sich. —
Bald — bei'm Kastanienbaum im Garten
Weilt trauernd die Erinnerung.
Der Liebe heilig Angedenken
Weckt Schmerz und giebt Beseligung.

Bunte Betrachtungen.

15.

Warum liegt so viel Rührendes und Schmerzliches in dem Sterben eines Kindes, und warum weniger in dem eines Erwachsenen? Dieser hat mehr oder minder seinen Theil am Leben bereits genossen, seine Bestimmung erreicht und sich an Gottes Sonne erwärmt; er hat schon gelebt und geliebt, gedacht und empfunden; eine Vergangenheit, ein Frühling liegen hinter ihm, — so wie seine erste Liebe, seine erste Begeisterung, seine ersten Entzückungen. Wenn die Frucht reif geworden, so darf man nicht trauern, wenn sie niederfällt. Aber Kinder sind zarte Blüthen. Kinder warten noch auf des Lebens Preis und Wonne, auf die seligen herrlichen Tage der Jugend, auf Mondnächte und Sommerabende; sie stehen an den Tempelpforten voll freudiger Ahnung und vom Morgenlichte ist ihr Antlitz geröthet. O wie rührend ist es, wenn die Blüthe eines Kinderlebens dahin welkt!

16.

Was man auch von Seiten des Praktischen der ruhigen Reflexion und der nüchternen Erfahrung mit gutem Grunde gegen die Unzuläßigkeit und Unausführbarkeit vieler Freiheitsideen einwenden mag, so bleibt der Gedanke der Freiheit doch ein begeisternder, edler und erhebender. In allen edlen Gemüthern muß diese Blüthe sprießen und zur Beglückung der Menschheit wie zur Verbesserung der Welt uns anfeuern. Der Gedanke der Freiheit ist und bleibt die Poesie der Völker, und ohne ihn würden wir in den gröbsten Egoismus und Materialismus versinken. Mit der Freiheit ist es gerade wie mit der Liebe; diese hat ihre Irrthümer und Uebertreibungen, sieht viele ihrer Ideale nie verwirklicht, muß manche bittere Enttäuschung erdulden und oft der harten Noth des Lebens unterliegen. Dennoch bleibt sie schön und herrlich, und wer wollte auf die Liebe verzichten, weil sie nicht alle ihre Ideale und Träume verwirklichen?

17.

Wer ein erhabenes Ziel mit Begeisterung verfolgt und mit Ausdauer nach ihm strebt, der wird nie vergebens gerungen haben, wenn er auch an's Ende der Bahn nie gelangen sollte und wenn er auch in einer schönen Täuschung befangen gewesen wäre. Wer nur den Glauben an das Große wach erhält, der hat schon dadurch allein Anspruch auf unsere Dankbarkeit zu machen.

18.

Durch Schönheit und durch Herzensadel sollen
Die Frauen herrschen, ohne es zu wollen.
Schönheit entzückt; — auf allen ihren Wegen
Bringt man ihr freudig Huldigung entgegen.
Schönheit weckt Liebe; — diese ist die Blüthe
Von Allem, was da schlummert im Gemüthe.
Wann Herzensadel sich mit Schönheit eint,
So ist sie siegreich, wo sie nur erscheint.

Durch Kraft und Geist — so sollen Männer walten,
Und durch Gedanken sich und That entfalten.
Der Geist beherrscht die Welt; — der wird gebieten,
Dem viel des Geistes die Natur beschieden.
In Kraft und Würde ruht des Mannes Adel;
Den süßen Schwätzer trifft gerechter Tadel.
Wo Geist und Kraft des Willens sich vereint,
Da ist er siegreich, wo er nur erscheint.

19.

Eine jede wahre Liebe hat ihre Freuden, ihre Bitterkeit, ihren geheimen Kummer und ihren stillen Vorwurf; aber jede wahre Liebe hat auch ihren Muth, ihre Aufopferung und ihre Seelengröße. Wer nur mit kalter Ueberlegung liebt, der kann die Kraft und Milde, die Begeisterung und die Treue jener wahren Liebe nicht begreifen. Eben so wenig begreifen auch kleine Seelen die Freuden und Qualen einer hohen und sich aufopfernden Tugend.

Arien und Lieder.

(Ein Brief an eine Freundin.)

Der Eifer, mit welchem Sie, meine geehrte junge Freundin! die Musik betreiben, hat mich sehr erfreut. Musik ist Schönheit und Poesie, ist Sprache des Herzens, und darum den Frauen so verständlich; — Musik mildert die strengen Gedanken und die brausenden Leidenschaften, und auch darum wird sie von Frauen so gepflegt. Wie viele schöne Stunden wird Ihnen der Umgang mit den Tongestalten noch gewähren! Jene herrlichen Symphonien, jene seelenvollen Lieder, jene duftenden Blumensträuße des Wohllauts, jenes Quellen- und Blätterrauschen von Accorden, — wie oft wird Sie das noch entzücken und beseligen! Wir Männer treiben gewöhnlich die Musik, entweder um von ihr zu leben, oder um eine Wissenschaft mehr zu verstehen, — ihr Frauen dagegen lebt mit ihr, wie mit einer lieben, zärtlichen Schwester, und erfreut euch an ihren Blüthen, ohne nach ihren Früchten zu geizen. Ueber diese Punkte also wären wir völlig einverstanden, und auch darüber, daß Sie das Klavier, dies kleine,

vielstimmige Orchester, gewählt haben. Die Harfe ist zu romantisch und die Guitarre zu kleinlich. Von andern Instrumenten kann bei Frauenzimmern keine Rede seyn, und eine Dame mit der Violine kommt mir vor, wie ein Mann mit dem Kochlöffel.

Nun, nach den nöthigen Vorbereitungen wollen Sie auch singen. Schön! — und was geht über das Instrument der menschlichen Stimme? Jedes andere klingt doch mehr oder minder nach Holz, Metall, Saiten, — aber die Stimme klingt nach Seele. Singen Sie nur nach Herzenslust, froh aufjauchzend, wie die Lerche, und schwärmerisch klagend, wie die Nachtigall; lassen Sie Kehle und Seele immer mit einander singen, auf daß Ihr Gesang nicht ungereimt werde; singen Sie so, daß es zu den Morgenglocken stimmt, denn die Stimme ist die Glocke des Herzens, — und daß es zur heiligen Sternennacht paßt, denn Lieder sind auch Sterne der Empfindung. Aber hier, meine Freundin! — erlauben Sie, daß ich Ihnen einen guten Rath gebe und Sie vor einer falschen, obgleich jetzt modischen Richtung warne.

Auch die Musik wird von Vielen mißbraucht, aus Eitelkeit, Gefallsucht und aus Sucht zu glänzen. Man behandelt die Muse als eine Gesellschaftsdame, nicht aber als eine traute, liebe Schwester; man will lieber mit Arien prunken, als mit Liedern entzücken und rühren. Unsere jungen musikalischen Damen müssen erst genöthigt und um Gotteswillen gebeten werden, ehe sie sich an den Flügel setzen und der Prüderie ein Ende machen. „Singen Sie uns etwas, schönste Auguste! Sie haben

eine Stimme, wie die Sonntag." Sie singt — und was? — Eine Arie aus Tancred oder aus Zampa, von Bellini oder von Caraffa! Sie singt zum Erbarmen, ohne Takt, ohne Festhaltung der Melodie, ohne Ausdruck; sie gleicht einem ABC-Schüler, der einem ein Kapitel von Schelling vorlesen will. Nun hat sie geendet. Bravo! Bravo! tönt es von allen Seiten und man bedauert, daß der famose Lorbeerhändler N. N., dieser Dörrgemüshändler für schlechte Komödianten, dieser Bühnentrödler und Kontraktmäkler, nicht anwesend ist, daß man ein Kränzlein haben könne. Ja, so suchen unsere Dämchen ihr Gesangstalent geltend zu machen. Sie singen Arien aus Opern, oder vielmehr — sie verstümmeln sie, und wagen sich an Dinge, denen sie nicht gewachsen sind, und machen sich lächerlich in den Augen des Vernünftigen. Der Dilettant sollte seine Grenzen nicht überschreiten, und ein Dämchen, das die Kunst nur wie ein Toilettenstück kennt, sollte mit einer Prima-Donna nicht wetteifern wollen. Jeder bleibe bei seinem Leisten, und es ist besser, gut buchstabirt, als schlecht gelesen.

Verfallen Sie nicht, meine geehrte Freundin, in diese prahlerische Modesucht. Wenn Sie singen wollen, so thun Sie wohl daran, — aber singen Sie nur Lieder, schöne, gemüth- und kraftvolle, einfache deutsche Lieder! Streben Sie nicht nach Bewunderung, sondern nach dem aufrichtigen Beifall der Herzen. Singen Sie, um sich zu erheitern, wenn Sie einen Anflug von Verstimmung fühlen, um Ihre Seele zu erheben, um die Musik veredelnd auf sich wirken zu lassen. Giebt

es doch so viele herrlichen Lieder, von guten Dichtern gedichtet und von guten Componisten componirt! — Lieder, in denen ein wahres und warmes Gefühl glüht, die verwandte Seelenstimmungen erwecken, in denen der Athem der Liebe weht, die von Sehnsucht und Hoffnung überströmen, — Lieder, denen der sinnige Hörer mit Entzücken lauscht, die in schöner Form die schöne Seele bieten, und wo Natur, Berg und Thal, Wald und Strom sich freundlich abspiegeln, — Lieder, wie sie Hölty und Salis, Goethe und Novalis, Uhland und Rückert, Lenau und A. Grün und Andere gedichtet haben. Solche Lieder sind einfach gehalten und verlangen weniger Gesangsmeisterschaft, als vielmehr Vortrag und Ausdruck. Um sie zu singen, brauchen Sie keinen Kapellmeister, als nur den Kapellmeister des Herzens, der meistens den rechten Ton und den rechten Takt trifft. — Wann Sie dann mit guten und frohen Menschen in liebevoller Geselligkeit beisammen sind und man bittet Sie, zu singen eines dieser Lieder, Sie werden dann Herzen gewinnen und wahre Poesie um sich her verbreiten. Ueberlassen Sie die großen Arien den großen Sängerinnen, von denen man Kunstleistungen erwartet und solche fordern darf. Von Beethoven, Mozart, Schubert, Creuzer, Reisiger, Reichert u. A. giebt es so viele schönen Lieder.

Nur dann, meine Freundin, wann Sie in diesem Sinne dem Gesange obliegen, treiben Sie ihn auf die rechte Weise. Ihr Gesang wird dann die Geselligkeit verschönern, das Gemüth anregen und stets willkommen seyn. Was die Hoffnung träumt, was die Liebe

ersehnt, was Hohes und Edles die Menschenbrust belebt, Lenz und Ideale, Treue und Kraft, Schönheit und Poesie, — das Alles wird in Ihren Liedern leben. Je einfacher, je inniger Ihr Gesang, desto besser. Rouladen, Cadenzen und Schnörkeleien wird man Ihnen gerne erlassen; denn im einfachen Anzuge der anspruchlosen Muse werden Sie am reizendsten erscheinen.

So viel Schönes ich Ihnen über Musik und Gesang auch noch zu sagen hätte, so muß ich doch abbrechen. Da die Frauen nur kurze Briefe schreiben, so wollen sie damit gewiß andeuten, daß sie auch nur kurze Briefe von uns erwarten. Langweilig zu werden, das habe ich stets vermieden. Lieber sollte man mich unartig, grob, neckisch, und wer weiß was Alles schelten, nur nicht langweilig! Also zu Ende! — und es empfiehlt sich ein Verehrer, der noch jung genug ist, um Ihre schönen Lippen und feurigen Augen zu bewundern, und auch schon alt genug, um seiner Bewunderung die legitimen Grenzen anzuweisen.

Hoffnung und Erinnerung.

Zwei freundliche Genossen nehmen
Sich liebevoll des Menschen an
Und streuen tausend duft'ge Blüthen
Und Blumen auf die Lebensbahn. —
Der Jüngling ruht im Arm der Einen;
Der Greis wird durch die Andre jung.
Des Menschen freundliche Genossen
Sind Hoffnung und Erinnerung.

Die Hoffnung schlingt um gold'ne Locken
Der Jugend ihren Festeskranz.
Sie füllt das Herz mit frommem Glauben
Und füllt das Aug' mit Sehnsuchtsglanz;
Sie schiffet uns nach Zauberlanden
In ihrem diamant'nen Kahn;
Sie treibt den Springquell der Gedanken
Bis zu der Sternenhöh' hinan;

Sie öffnet uns die dunkeln Schachten,
Wo Demant wächst und Goldgestein;
Leiht uns den Paradiesesschlüssel
Und führt in den Olymp uns ein;
Sie zeigt uns in geweihten Stunden
Der Menschheit heil'ges Ideal
Und auf den Altar unsrer Liebe
Fällt ihrer Flamme Opferstrahl.

Doch höher steigt die Lebenssonne;
Der schöne Hoffnungstraum zerrinnt.
Wir rühmen uns, die Welt zu kennen
Und sehen ein, wie arm wir sind.
Die Wahrheit haben wir gewonnen;
Sie ist ein kaltes Bild von Stein.
Wir träumten viel von künft'ger Größe. —
Wie sind wir bettelarm und klein! —

Schon decket uns der Schnee des Alters,
Da naht sich die Erinnerung. —
Wie ist sie schön im Witwenschleier!
Das alte Herz wird wieder jung.
Melodisch tönt aus tiefer Ferne
Ein Ostertagsgeläut' herauf;
Ein Purpurstrom wogt aus der Tiefe
Und manches traute Bild steigt auf.

Die alten Tage kommen wieder,
Der alte Schmerz, die alte Lust,
Vergießen eine Wehmuthsthräne
Und legen sich an uns're Brust,
Da wird es uns, als ob noch einmal
Erblühet sey die Lenzeswelt,
Und wie vom Licht des Maienmondes
Ist uns're Winternacht erhellt.

Erinnerung hält uns umschlungen,
Bis unser Haupt ermüdet sinkt,
Bis uns der heit're Todesengel
Mit seiner Friedenspalme winkt.
— Doch sieh! — da ist die Hoffnung wieder;
Wir reichen gläubig ihr die Hand. —
Wird auch Erinn'rung mit uns ziehen
Hinüber in's gelobte Land? —

Die wahren Opern.

Diejenigen, welche das Theater besuchen aus dem dreifachen Grunde, um sich von den Geschäften des Tages auf möglichst bequeme Weise zu erholen, um sich an Aeußerlichkeiten, von Costümen, Dekorationen, schönen Tänzerinnen, zu amüsiren, oder auch um die Läufe, Cadenzen und Bravourstellen der prima donna zu bewundern, werden moderne Opern, wie einen Gustav, eine Jüdin, ein ehernes Pferd, einen Lestoc u. s. w. immer vorzuziehen geneigt seyn, und man kann ihnen deshalb eigentlich keinen Vorwurf zuweisen, da der Geschmack des Tages von jeher seine Rechte geltend gemacht hat, und da der Reiz des Neuen immer mächtiger bleiben wird. Anderen, die es strenger nehmen, seyen dagegen eben so gut größere Anforderungen vergönnt und die Kritik, welche die wahre Schönheit nur im Auge haben soll, möge zwar tolerant, aber nicht indifferent seyn, und nie die höheren Tendenzen unterordnen.

Die wahre Oper ist dem Süjet nach ein zur musikalischen Composition geeignetes Drama. Nur müssen

Handlung, Charactere, Situationen und Dialog von möglichster Gedrängtheit und Einfachheit gehalten seyn, gleichsam nur in Umrissen, damit der Tondichter Spielraum übrig habe und die nüancirte Ausführung ihm überlassen sey. Ein Shakespearescher Hamlet bedarf der Musik zur Unterstützung eben so wenig, als ein Don Juan von Schikaneder ohne Musik aufgeführt werden könnte. Ein überfüllter Text, ein von Gedanken strotzender Dialog würden den Componisten überall hemmen. Leidenschaften, Empfindungen aller Art dürfen nicht fehlen; lyrische Momente müssen vorhanden seyn; Phantasus muß seinen Flügelschlag regen; der Dialog kann nur kurz und markirt seyn; bei den Arien und Liedern ist das malerische Wort und der klangreine Vers unerläßlich. Wer ein Opernsujet zu bearbeiten hat, der nehme sich den Decorationsmaler zum Vorbild und gebe starke Schatten, große Pinselstriche, richtige Perspective; er überlasse die feineren Tinten dem Tonsetzer, so wie dieser Theatermaler den Effekt der Beleuchtung überlassen muß. Es handelt sich beim Operntext weder um schöne Reime, noch um geistreiche Phrasen. Der Dichter möge die Umgrenzung und die Wegverschlingung des Parkes vorzeichnen und auch für einen guten, malerischen Baumschlag sorgen, aber die Pflanzung der einzelnen Blumen, die Einfassung der Wege, die Ausschmückung des Gartens soll er dem Meister des Tones überlassen. Wie das Orchester nicht den Sänger, so darf auch das Textbuch die Partitur nicht überstimmen.

Bei so gestaltetem Sujet wird die Musik ihren rechten Wirkungskreis finden. Sie wird die Sprache

des Herzens reden, den Ausdruck der Leidenschaft im Ton wiedergeben, die rührende Situation festhalten; es wird aus ihr Alles uns antönen, was die Liebe empfindet, was die Treue glaubt, was der Schmerz beweint, was die Sehnsucht begehrt, was die heitere Laune bewegt; wir werden die Seele in der Melodie vernehmen und den Duft der Poesie athmen. Märsche, Umzüge, Tänze und dergleichen werden nicht Hauptsache seyn für den Tonsetzer. Die wahre Oper ist ein Gemälde, mit Tönen gemalt, wozu der Text die Zeichnung abgiebt. Fehlt im Letzteren das musikalische Lebenselement, so ist der Componist übel berathen. Eine lärmende Instrumentation, glänzende, aber charakterlose Arien und Chöre, Tanzmelodien, akustische Effecte, Bravourstellen, machen eine Oper nicht werthvoll, sondern dies vermag nur die Seele und das geistige Leben eines wirklich musikalischen Tonwerkes. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen.

An guten Opern sind wir nicht arm, an Opern, welche diesen Anforderungen vollkommen entsprechen und in denen Sujet und Musik zusammenstimmen. Sollen wir an Mozarts Don Juan, wo Leidenschaft und Empfindung aus jeder Nummer athmen; an die Zauberflöte, dieser Vereinigung von hoher Würde und Milde, an die Entführung, wo Ernst und Humor sich einen, erinnern? Sollen wir reden von Beethoven's Fidelio, diesem musikalischen Hymnus auf die eheliche Liebe und Treue; oder von Glucks Iphigenia, wo die Melodieen und Accorde zu Marmorsäulen geworden scheinen; oder von Cherubini's Wasserträger,

dessen Chöre in gewaltiger Manneskraft einherschreiten? Sollen wir Mehuls Jacob und seine Söhne nennen, wo biblische Frömmigkeit und Einfachheit beisammen sind; Gretry's Blaubart, dies romantische Nachtstück; oder Paers rührende Camilla, deren Schmerz uns tief erschüttert? Wer die heitere Tonwelt liebt, den verweisen wir an Boieldieu's ritterlichen Jean de Paris und an dessen Berg- und Heimathsluft athmende Dame blanche, oder an den köstlichen Barbier, von Rossini, dem die Muse ein Füllhorn von Melodien geschenkt hat. Wen hätten Weigl's idyllische Schweizerfamilie, Winters von keinem Wechsel des Geschmacks unterbrochenes Opferfest oder Bertou's Aline nicht entzückt? — Wollen wir weiter gehen, so begegnen wir Opern, wie Spohrs Faust und Zemire und Azor, Webers Freischütz und Oberon, Aubers Fra Diavolo und Halevy's Ludovic, Gläsers Adlers Horst und Bellini's Straniera, Rossini's Graf Ory und Othello, Spontini's Vestalin und auch Meyerbeer's Robert der Teufel. — Da haben wir schon zwei Dutzend guter Opern, — und wir könnten weiter zählen.

Wir sehen die Dinge gerne practisch an und verlangen nicht, daß die modernen, neuesten und en vogue beim großen Publikum stehenden Opern vom Repertoire fern bleiben sollen. Das wäre ein zu weit getriebener Rigorismus, dessen Wünsche man nicht beachten könnte. Aber man vernachlässige eben so wenig die guten und wahren ältern Opern! Mannichfaltigkeit ist die Seele eines Repertoirs. — Auf denn, Ihr Herren Kapell-

meister! zeigt, daß Ihr nicht allein an Bellini und Auber Gefallen habt, sondern daß Ihr auch die edleren Tendenzen der Musik hochschätzt, daß Ihr auch für die wahre Kunst erglüht und daß Ihr nicht vergessen habt, wie viel Ihr zur Belebung und Erhaltung des guten Geschmacks beitragen könnt. Werdet ja des Beifalls der Kenner und Verehrer wahrer Kunst nicht verlustig, wofern Ihr nach dem Lorbeer strebt und ihn ergreifen wollt!

Die Heimath.

Auf hohem Meere ziehet
Ein Schiff die schnelle Bahn;
Da schwimmt auf grünen Wogen
Ein trautes Bild heran.
Ein Jüngling, es zu beschauen,
Blickt über des Schiffes Rand
Und seufzt: — „O wär' ich wieder
Im lieben Heimathland!"

Ein Pilger blickt vom Berge
Auf weites Land umher;
Doch plötzlich, wie er schauet,
Da wird das Herz ihm schwer,
Er sieht im Abendglanze
Eine Wolke vor sich steh'n
Und seufzt: — „So hab' ich manche
Im Heimathland geseh'n!"

Wie reizend ist die Blüthe
Dort an des Oelbaums Zweig!
Wie ist an Pracht und Fülle
Italien so reich!
Doch, wie auch milde Lüfte
Den Pilgersmann umzieh'n,
Es wallen die Gedanken
Zum Heimathlande hin.

O Heimath, beste Mutter
Von allen in der Welt,
Die Millionen Kinder
An ihrem Herzen hält,
Du vielgeliebte Mutter,
Die an der Wiege steht
Und mit dem Menschenkinde
Bis zu dem Sarge geht,

Der auf des Herzens Altar
Die Opferflamme glüht
Und der im Dichtergarten
Die schönste Blume blüht.
O Heimath, beste Mutter,
So liebevoll, so warm,
So zärtlich Alle fassend
Mit Deinem starken Arm!

Dir tönt in Weihestunden
Manch tief empfund'nes Lied
Und über Land und Meere
Die Sehnsucht heimwärts zieht.
Du führst des Lebens Freuden
An Deiner Mutterhand,
Und glücklich lebt die Seele
Nur in dem Heimathland.

Beglückt, wer endlich wieder
In's Angesicht Dir schaut
Und endlich wieder höret
Den vielbekannten Laut!
Dir ist die ganze Seele
Andächtig zugewandt;
Du bist ein Palästina,
Geliebtes Heimathland!

Quodlibet.

Wer zum Gefühle gekommen ist, daß er einen Kopf hat, der stellt sich gerne auf diesen Kopf.

Es gehört zu den Modeansichten, das Alter des Menschen sey blumenleer. Blüht aber in ihm nicht das Schneeglöckchen, welches einen neuen Frühling verkündet?

Die Mondwechsel sind das Modejournal der Sentimentalität. —

Den Regierungen und Regenten kann man nicht vorwerfen, daß sie die Mode lieben; sie bleiben gerne beim Alten.

Zwei Dinge versteht jedes Frauenzimmer gut zu beurtheilen, nämlich, was ihr gut und was einer andern schlecht steht. Sich für schön zu halten, ist erlaubt; — sich für häßlich zu halten, braucht kein Staatsgesetz zu verbieten.

Es ist mit Menschen meistens gerade so, wie mit den in Oel gemalten Portraits derselben; man muß beide aus einer gewissen Entfernung betrachten, um sie recht schön zu finden.

Die beste Verbündete der Mode ist die Gewohnheit; sie befreundet uns ganz allmählig mit den Bizarrerien von jener.

Die Menschenkenner sind eben so selten Menschenfreunde, als es umgekehrt der Fall ist. Herz und Kopf sind selten beisammen.

Gefährlich ist es, sich selbst zu loben, gefährlicher, sich selbst zu tadeln; denn Jenes wird für Eitelkeit, Dieses für Wahrheit gehalten.

Wir würden es gar nicht wissen, wie wenig wir meistens ausführen, wenn wir nicht so viel gute Vorsätze faßten.

Kommt Zeit, kommt Rath.

„Kommt Zeit, kommt Rath!" ein alter Spruch,
Dem Ihr vertrauen sollt. —
Es hätte Thränen nicht genug,
Wer gleich verzweifeln wollt!
Das Leben ist ein buntes Spiel;
Die Wage fällt und steigt;
Heut hast Du Noth und Sorgen viel
Und morgen Glück vielleicht.

Das munt're Festgelag vergeht;
Der Kranke wird gesund;
Der erste Liebesrausch verweht;
Der Tod zerreißt den Bund
Vertrauter Herzen; Armuth hebt
Sich aus dem Staub empor;
Reichthum ist oft mit Schmerz durchwebt;
Was welkte, blüht hervor.

Kommt Zeit, kommt Rath! — Das Mißgeschick
Wohnt' lang in Deinem Haus;
Da naht ein Weib mit heit'rem Blick
Und treibt es rasch hinaus.
Fortuna füllt den Thränenkrug
Mit Perlen Dir und Gold.
Kommt Zeit, kommt Rath! — ein alter Spruch,
Dem Ihr vertrauen sollt!

Bunte Betrachtungen.

20.

Die große Streitfrage der Aesthetiker: — Was ist schön? — entscheidet die Mode, indem sie sagt: — Schön ist, was Mode ist. — Die Männer lächeln oft über die Weiber, weil diese sich von Moden beherrschen lassen. Sind denn Jene der Mode gar nicht zinsbar? — Systeme, Schulen, Methoden sind eben so gut Mode, als Schlafhauben, Pelerinen und Gilot-Aermel. Wir haben eine Zeit gehabt, wo Sentimentalität, dann eine, wo Intelligenz, dann Pädagogik, dann Pietät, dann Dramaturgie u. s. w. à l'ordre du jour gewesen. Heute führt die große Modezeitung der Welt die Aufschrift: — Freiheit und Gleichheit. — Die Mode ergreift und beherrscht und umgestaltet Alles, die Gefühle, die Knopflöcher, die Gedanken, die Schuhspitzen der Menschen, — nur ihre Leidenschaften nicht. Die bleiben immer und überall dieselben.

21.

Jeder ist durch etwas zu bestechen, wenn auch nicht gerade durch klingende Münze, — und der Unbestechlichste vielleicht dadurch, daß man seine Unbestechlichkeit bewundert und preist. Auch die Tugend hat ihre Coquetterien, und Achilles hatte wenigstens Eine Stelle, wo er zu verwunden war. Nicht diejenigen sind uns am gefährlichsten, welche uns ihren Muth und ihre Kraft offen entgegensetzen, sondern die, welche ganz in der Stille und auf den Zehen leise heranschleichend unsere Schwächen auffinden und studiren. Diese werfen uns unvermerkt die Schlingen über. Die Schleicher kommen gewöhnlich eher zum Ziele, als die Läufer. „Der gerade Weg der beste", sagt das alte, ehrliche Sprüchwort; aber heutigen Tages wendet man es auf die krummen Wege an.

22.

Das Gefühl der Dankbarkeit ist eine schöne wie Gold glänzende Münze, die aber gewöhnlich bald verrostet und nur so lange einigen Werth besitzt, als ihr Gepräge noch neu ist. Inschrift und Jahreszahl werden gar bald unleserlich. Oft arg betrogen ist, wer solche Münzen ausgeben will. Am besten, man rechnet gar nicht auf Dankbarkeit, oder — man läßt sich auf dem üblichen und kürzesten Geschäftswege bezahlen.

23.

Welche Wahrheit darf man sagen,
Ohne d'rum verfolgt zu werden?
Solche nur, die aus dem Schlummer
Keinen einz'gen Hörer rüttelt,
Solche nur, die vom Gemeinplatz
Der Gewohnheit nicht abweichet
Und es gerne läßt beim Alten;
Solche nur, die höflich, zierlich,
Und in feingedrehten Worten
Immer unterthänig redet; —
Aber solche nicht, die strenge
Fordert, und verbessern will;
Solche nicht, die den Gedanken
Ganz in seinem hohen Ernste
Geltend machen will; nicht solche,
Die mit feur'gen Zungen redet,
Jede Heuchelei entlarvend,
Jeden Unterdrücker hassend.
Wahrheit ist ein Schwerd, das meistens
Den Besitzer selbst verwundet.

24.

Du sollst nicht suchen, einen Freund zu finden,
Der ganz vollendet sey und tadellos.
Er wäre ja zu gut für Dich und würde
Beschämen Deine Unvollkommenheit.
Man muß den Menschen nehmen, wie er ist,

Mit seinen Tugenden und seinen Mängeln.
Allein man frage nur, — was überwiegt? —
Und wann des Guten mehr ist, als des Schlimmen,
Vereine man die liebevollen Herzen.
Veredeln soll man durch Verbrüd'rung sich;
Die Duldsamkeit ist mancher Tugend Mutter.
Ein Bild mit Licht und Schatten ist der Mensch;
Von Licht umflossen denkt man sich die Engel.

25.

Lieb' und Freundschaft sind unsterblich —
Nur so lange sie als Kerzen
Brennen auf dem Opferaltar
In dem jugendlichen Herzen;

Wann die Opferzeit vollendet,
Wann wir schaffen und erwerben,
Sieht man meist die heil'gen Kerzen
Matt nur brennen und ersterben.

Ist denn kein Asyl zu finden,
Jene Flammen zu erhalten?
Pflanzt sie auf am eig'nen Heerde;
Götter werden gnädig walten!
Neue Opferfeste kommen,
Wann sich liebevoll umfangen
Eltern, Kinder und Geschwister
Mit unsterblichem Verlangen.

Die Gedanken.

Welch' ein wandelbares Völkchen
Sind die menschlichen Gedanken! —
Schweifend in die fernsten Räume
Und begrenzt in enge Schranken,
Sind sie nie geneigt zur Ruhe,
Können nimmer Friede finden
Und ihr Leben ist ein Chaos
Von Erscheinen und Verschwinden.

Welch' ein launenvolles Völkchen!
Heute weich, bewegt von Liebe,
Morgen streng, dem Hasse folgend
Und dem eigennütz'gen Triebe,
Heute klar, wie Licht der Sonne,
Morgen nebelgrau und düster,
Heut' dem Glauben hingegeben,
Morgen zweifelndem Geflüster, —

Bald zufrieden mit dem Loose,
Das nicht wird berührt vom Neide,
Bald nach Tonnen Goldes gierig
Und nach hohem Ordenskleide,
Bald beseligt unter Bäumen
Die am Vaterhause stehen,
Bald voll Sehnsucht nach der Ferne,
Wo Orangendüfte wehen!

Welch' ein launenvolles Völkchen!
Gerne nach Erinn'rung greifend,
Mit der Gegenwart im Streite,
Träum'risch in die Zukunft schweifend,
Im Besitze immer wünschend,
Im Verluste bald verzagend,
Bald des Lebens Schönheit preisend,
Seine Armuth bald beklagend!

Sonderbar sind die Gedanken!
Bald gleich Riesen alter Sagen,
Die, den Himmel zu erstürmen,
Felsen kühn auf Felsen tragen,
Bald so zahm, wie gute Kinder,
Die vor Blitz und Donner beben,
Und in Herzensangst nicht wagen,
Ihre Stimme zu erheben. —

Keiner möge sich berühmen,
Daß er Herr sey der Gedanken!
Denn dies wanderlust'ge Völkchen
Springt oft plötzlich aus den Schranken,
Will der Krone Last nicht dulden,
Will sich nimmer meistern l ssen;
Denn ein Jeder nach der Reihe
Möchte gern den Zügel fassen.

Launenvoll sind die Gedanken,
Und sie wechseln nach dem Winde,
Nach den Wolken an dem Himmel,
Nach der Luft, rauh oder linde,
Nach dem Blute in den Adern
Und nach tausend andern Dingen,
Die auf wunderbare Weise
Nach dem Sitz des Geistes dringen,

Dieser hört des Lebens Wogen
An die ird'sche Hülle schlagen,
Und er träumt von weißen Flügeln,
Die ihn aufwärts sollen tragen
Aus den labyrinth'schen Gängen,
Aus des Hauses finstern Schranken.
Ach! sich selber stets ein Räthsel
Sind die menschlichen Gedanken!

Mutterliebe.

Mutterliebe ist ein Engel;
Er bekränzt der Wiege Saum
Mit der Hoffnung Rosen, pflanzt sie
An des Grabes dunkeln Raum;
Mutterliebe ist ein Brunnen,
Unversiegbar stets und rein;
Harmonie quillt aus der Tiefe,
Aus der Höh' fällt Opferschein.

Mutterliebe ist ein Garten,
Lebensduft'ge Blüthen glühen
An den Bäumen des Gemüthes;
Reine Herzensblumen blühen.
Mutterliebe ist die Krone
Aller menschlichen Empfindung,
Und kein Sturm, kein Zwiespalt löst
Ihre geistige Verbindung.

Die Ausgleichungen im Leben.

In welchem Stande, in welchem Alter, an welchem Orte findet man die meisten Glücklichen? Wo weilt das Glück am liebsten? — So hab' ich mich schon oft gefragt. Aber Glück und Unglück sind gleich vertheilt und ein wunderbares, unendlich weises Entschädigungssystem regelt und erhält das große Ganze. So gewiß in den Hütten der Armuth bald der herzzerreißende Jammer und dann wieder die Seligkeit einer alle Noth überfliegende Stunde wohnen, so gewiß verdeckt in den Palästen des Reichthums alles Gold die blutigen Spuren des zermalmenden Schicksals nicht, und der Schmerz drängt sich mitten unter die glänzenden Gäste. Man durchwandle die marmornen Säle und die elenden Zellen, man frage bei der glühenden Jugend und bei dem abgekühlten Alter nach, und man wird von Glück und Unglück eine gleiche Summe finden, eine gleiche Entschädigung.

Gewohnheit bettet den Armen auf Stroh so weich, wie den Reichen auf zartem Flaum; sie macht

den Wein zu Wasser und Wasser zu Wein; sie giebt den Geldrollen einen Alltagsklang und dem Scherflein der Wittwen Goldeswerth; sie nimmt dem Fürstenmantel seine stolze Pracht und dem rauhen Kleide seine Rauheit. Man kann doch am Ende bei allen Schätzen nicht mehr, als essen, trinken, schlafen, sich an- und ausziehen, — und das kann man auch bei ärmlichem Besitze. An das wie? — an das mehr oder minder hat man sich bald gewöhnt, und dann ist's gleich, reich oder arm.

Ein leichtes Mahl wiegt darum nicht geringe,
Lust am Genuß bestimmt den Werth der Dinge.

Gewohnheit giebt uns den Maßstab, mit dem wir messen, und so ist bald kein Unterschied mehr zwischen dem Minister uud dem Taglöhner, zwischen dem Jüngling und dem Greise, zwischen dem Weisen und dem Thoren, zwischen dem Herrn und dem Knechte.

Die Uebel, an denen wir krank sind, oder die wenigstens jeden Augenblick unsere Gesundheit bedrohen, — die finden sich überall. Ein Fieber, ein zerbrochener Fuß, ein siecher Körper, schmerzen im Palast nicht minder, als in der Hütte; Thränen um geliebte Todten sprudelt der Champagner eben so wenig weg, als das klare Quellwasser sie ablöset; unter den Geldsäcken wird man mit der Zeit eben so altergrau, als unter der Bürde des Lastträgers. Eitle Wünsche, zerschlagene Hoffnungen, mit der Welt zerfallene Gedanken, trübselige Stunden, wechselnde Launen, böse Träume, die aus dem Bauche kommen, unendliche Sehnsucht

und ekle Abspannung, Haß und Zorn, die das Schönste besudeln, unklare Augen und trübe Herzen, — sind sie nicht überall gleich vertheilt? Kann sie der Klang der alten Thaler wegbannen oder sind sie in leere Kasten gefesselt? Die wahren, die eigentlichen Uebel findet man überall, in allen Altern und Ständen. Hier gilt kein Privilegium, kein Titel, keine Schönheit, keine Anmuth, keine Geldklumpen.

Aber auch eben so ist's mit den wahren Gütern des Lebens. — Augen, die von Liebe überfließen, Herzen, die begeistert an der Schönheit hangen, ein heiterer Sinn, der unter Thränen lächelt, Freudigkeit im Reichthum, Sterne der Wahrheit und der Tugend, ein ruhiges Gewissen, ein munterer Humor, der sich jubelnd an die Glockenstränge der Freude hängt und sie anzieht, Fülle der Gesundheit und das fröhliche Bewußtseyn des Lebens, — auch sie erscheinen überall, und fragen nicht, ob ein Reicher sie besitzt oder ob ein Armer. Sonne, Mond und Sterne gehören der ganzen Welt und der Frühling blüht auch für den, der ihm in zerlumpten Kleidern auf den grünen Teppich seiner Wiesen nachgeht. Eine Perlenschnur ist kostbarer, aber nicht köstlicher, als ein Blumenkranz und in der heiligen Stille einer Sommernacht ist ein großes Herz nicht arm, und der Reiche wird demüthig bei seinen irdischen Schätzen, wann er zu den überirdischen hinaufblickt.

Wenn Gewohnheit Alles ausgleicht, wenn die wahren Uebel und die wahren Güter des Lebens sich überall vertheilt finden, so kommt noch dazu, daß die Dinge

sind, wie wir sie sehen wollen. Es war ein großer Gedanke, als Voltaire sagte: Tout est opinion. Alles ist nur Meinung. — Ja, Meinung macht glücklich und unglücklich, reich und arm, geehrt und verachtet. Und hier besonders stehen wir vor einem Grundsatze jenes erwähnten Entschädigungssystems. Erziehung, Umgebung, Temperament, Gewohnheit stempeln unsere Meinung, und wie sie gestempelt ist, so gilt sie. Der reiche Banquier meint, man könne nur mit Millionen ein Geschäft machen und der kleine Krämer rühmt sich seines Werkes, wann er einen Centner Zucker verkauft hat; der Feldherr will einen europäischen Namen haben und der Corporal sieht sein Pantheon in der engen Wachtstube; — worin liegt nun für die Individuen selbst der Unterschied ihres Glückes. Wenn es für den Kammerdiener keinen Helden giebt, so liegt gerade darin die Entscheidung für den letzteren, daß er kein Held ist. Größe, Macht und Reichthum sind relative Begriffe, und Alles ist nur Meinung. Ein armer Dorfschulmeister ist unter seinen Bauernbuben so gelehrt, als ein akademischer Professor unter seinen Studenten. Wer nur einen einzigen Thaler braucht, um die Miethe eines Stübchens, in dem er selige Stunden verlebt, zu bezahlen, der ist nicht ärmer als Derjenige, welcher mit einer Brieftasche voll Metalliques sich ein prangendes Haus erbaut. Alles ist Meinung, und darum können wir unter verschiedenartigen Verhältnissen gleich glücklich leben.

So könnte man noch gar Vieles sagen, um den Satz zu beweisen, daß Glück und Unglück gleich

vertheilt sind, und daß ein weises Entschädigungssystem Alles durchzieht. Doch es mögen diese Andeutungen genügen.

Die Glücklichen sind gleich, aber freilich auch gleich selten. Die Wunderblume Zufriedenheit finden nur Wenige; man durchpilgert die Welt, um sie zu suchen und man findet sie nicht. Platen sagt:

Ein Jeder hofft doch, daß das Glück ihm lache;
Allein das Glück, wann's endlich kommt, ertragen,
Ist keines Menschen, wäre Gottes Sache.

Zufriedenheit! — Ein schönes Wort! — Wer's nur recht verstünde!

Man mögte gern sein Glück machen. — Soll man eine reiche Frau nehmen? Ach! die bekommt man nur, wenn man schon reich ist. Wie Freude die Fröhlichen, Geist die Geistreichen, Thorheit die Thoren, so zieht der Geldsack den Geldsack an. Wer um ein reiches Mädchen freit, der muß mit vielen Verbündeten gegangen oder vielmehr gefahren kommen, mit Dienern in Livrée und mit schön geschirrten Pferden. Er darf nicht sagen: Laura, ich liebe Dich! — sondern: Fräulein, ich wiege 100,000 Thaler schwer! — Soll man nach einem Amte streben? — Ach! das viele Krümmen macht Rückweh und beim Antichambriren leidet man arge Langweile. Und hat man das Amt, so ist man ein geplagter Mann, ein graduirter Packesel, ein privilegirter Knecht, so fürchtet man, gestürzt zu werden, macht es Keinem recht, wird verlästert und angefeindet, überlaufen und vermieden. —

Soll man auf eine Erbschaft warten? — Ach! darüber entflieht die rosige Jugend mit ihren heitern Gaukelspielen und der mürrische Brummbär, das Alter, kommt. Man besitzt, wann man nicht mehr genießen kann. — Soll man nach Weisheit ringen? — Ach! dann wird man ein Prediger in der Wüste. Mit wem soll man umgehen, da Einem die Thoren nicht mehr wollen? Die Münzen der Weisheit haben nur antiquarischen Werth. Wir leben' in einer geselligen Zeit und die Weisen sind Einsiedler. Die Quelle des Wissens löscht oft den Durst, aber sie befriedigt den Hunger nicht. —

Was ist da zu thun? — Glück muß gemacht werden, es koste, was es wolle! — Spiele ein Lotterieloos! sagt die innere Stimme. Heisa! nun ist's gefunden. Schnell zum Collekteur! Bezahlt — empfangen! Es lebe Fortuna! Fortuna ist ein herrlich Weib und unter die Menge greift sie mit Eigenwillen. Dem Holzhacker entreißt sie das Beil und drückt ihm ein Adelsdiplom in die Hand; dem dummen Jungen hängt sie einen Geldsack auf und er giebt den Gelehrten Diners und wird ein geistreicher Mäcenas der Wissenschaften genannt; die Paar letzten Thaler des Bonvivants vertausendfacht sie und der Himmel hängt voller Geigen. Es lebe Fortuna! Ohne sie kann man neue Welttheile entdecken und doch mit Ketten belohnt werden, ohne sie ein Genie seyn und doch am Hungertuche nagen. Lotterieloose sind die Visitenkarten, mit denen man bei ihr Einlaß begehren darf, sind die Creditive, die man bei ihrem Kassier vorzeigt,

sind die Jakobsleitern, auf denen man im Traume in den Himmel steigt.

Der Mann muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Das Geschick der Menschen ist wechselvoll und wandelbar; Reiche werden arm und Arme werden reich. Jeder will es besser haben.

Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Und der Mensch hofft immer Verbesserung.

Geld, — so sagt man, — verleiht dem Alter Anmuth und der Jugend Zauber, ist der Welthauptschlüssel zu allen verschlossenen Herzensthüren, ist der kleine Napoleon des Friedens, ist das poulet chéri aller betöchterten Mütter, ist der Wunderarzt, der Blinde sehend macht, ist der liebenswürdigste maître de plaisir, ist der feste Eisbrecher gegen die Eisschollen des Lebens, ist die große Glocke, die den Ostertag der Freude anläutet.

Also ein Lotterieloos! Und wann Sie die Viertel-Million gewinnen? — So verliere ich vor Entzücken den Kopf. Der redliche Finder wird mir ihn doch wieder bringen, sobald ich ihn in dem Intelligenzblatt dazu auffordere. Was thäte er mit einem Kopfe? Ist er leer, so taugt er nichts; — ist er voll, dann kann man ihn noch weniger brauchen, und die besten Köpfe sind ja die ärmsten Teufel und irren verfolgt, verachtet, heimathlos durch die Welt. Eine Viertel-Million ist besser als hundert gute Köpfe. Mit

meinen neuen Schätzen könnte ich auch ohne Kopf in glänzende Soirées gehen, in eine Deputirtenkammer gelangen, eine diplomatische Rolle spielen und ein reiches Fräulein bezaubern. Am Wagen Fortuna's ist der Kopf das fünfte Rad; man fährt weit besser ohne ihn. Doch mit oder ohne Kopf, — ich hätte meine Viertel-Million! — Und was nun? — Ach Gott! was soll ich anfangen. Soll ich ein Narrenhaus bauen und alle gescheidten Leute meiner Vaterstadt darin zu Proselyten machen und all ihre Gedanken in Champagner ersäufen? Soll ich ein Theater bauen und jeden Abend mit freiem Entrée Lumpacivagabundus spielen lassen? — Soll ich Purzelbäume schlagen oder mir aus Jean Pauls Titan vorlesen lassen? — Soll ich eine Akademie der Zotologie fundiren und summa cum laude neue Doktoren creiren? Soll ich eine Eisenbahn nach dem Monde bauen? Soll ich alle faden Romane des letzten Decenniums aufkaufen, sie verbrennen, dabei einen Punsch für zehntausend Mann brauen und allen Romanen ein Pereat bringen lassen?

So würden Tausende in Verlegenheit gerathen und nicht wissen, was sie mit der Viertel-Million anfangen sollen. Was würden Sie thun, Verehrtester? Und was Sie? — Was Sie, Mademoiselle? Was Sie, Jungfer Köchin? — Was Sie, Herr Doktor? —

Wie es eine Kunst ist, ohne Langweile zu faullenzen, so ist es auch eine, ohne Gefahr Reichthum zu besitzen. Besonders gefährlich scheint mir das plötzlich reich werden, das sogenannte Parveniren au galopp.

Da kommt der reich gewordene arme Teufel plötzlich in ein fremdes Land, dessen Sprache und Sitten ihm unbekannt sind; das neue Klima ist seiner Gesundheit nachtheilig; die neue Toga weiß er nicht mit Anstand zu tragen; er ist frei geworden, versteht sich aber auf die Freiheit nicht; ist Herr, kann aber nicht herrschen. Das Lied der Hexen im Macbeth, die den Fischer einen Schatz finden lassen, um ihn zu verderben, trägt eine tief erschütternde Wahrheit.

Aber das Alles glaubt Niemand, der ein Lotterieloos spielt. Die alles verschönernde Hoffnung umgaukelt ihn. Sie hält ihm ihr Kaleidoscop vor und zeigt ihm phantastische Gestalten. Von den Conjugationen des Lebens verstehen wir Schulkinder des Schicksals uns am schlechtesten auf das Präsens; das Perfectum und Futurum gefällt uns viel mehr. Zwei Drittheile der Uebel, an denen wir leiden, sind eingebildet, wie überhaupt keine Art von Bildung häufiger vorkommt, als die Einbildung.

Doch es ertönt ein Schreckenswort: — Durchgefallen! — Frau Fortuna hat die gestempelten Visitenkarten abgewiesen und das Creditiv verworfen. Der marmorne Palast der Hoffnung stürzt zusammen. Es ist aus. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde. — Und giebt es denn keinen Trost für solche bittere Enttäuschung? —

Also durchgefallen? — Nur nicht gleich verzweifelt, Ihr lieben Kinder! — Die verwünschte Hoffnung, — die schlechte Worthalterin, — die aufgeputzte Komödiantin! — Seyd nur nicht so böse! Wer

weiß, ob Ihr mit der Viertel-Million glücklicher geworden wäret, als Ihr es jetzt seyd? Alles ist Meinung, und es herrscht Entschädigung in der Welt. Die Gedanken sind die Könige der Welt. An ihren Siegeswagen fesseln sie die überwundenen Schaaren des Mißgeschicks und ziehen im Triumphe einher. Und was hättet Ihr mit dem vielen Gelde gewonnen?

Ein Haus und einen Garten? Halten wir einmal das System der Meinung und Entschädigung fest! — Jetzt wohnt Ihr nur zur Miethe? Ist's anders im eigenen Hause? Morgen kommt vielleicht der strenge Schuldherr, Freund Hain, und jagt Euch von dannen, und der fragt nicht, ob Miethe, ob Eigenthum. Ihr müßt fort! Oder schläft man fester im eigenen Hause? Schmeckt darin der Braten oder der Kaffee besser? Liebt Euch darin ein liebes, treues Weib mehr, oder gerathen die Kinder besser? Oder schmerzt es minder, wann Ihr im eigenen Hause das Podagra habt? Oder werdet Ihr darin gescheidter? Einen Garten! — Was wollt Ihr ein paar handbreit Land mit einer chinesischen Mauer umziehen und stolz seyn auf dieses Winkelchen? Laßt die Mauer weg und Ihr habt dann einen weit schöneren Garten! und der große Kapitalist, dem er angehört, der Herr aller Gärten, gegen den ein Crösus ein Bettelmann ist, er wird Euch ungestört genießen lassen. An seinen Quellen dürft Ihr Blumen pflücken, auf seinen Hügeln dürfen am Ostertage Eure Kinder spielen, in seinen Waldkapellen dürft Ihr unter den heiligen Schat-

ten wandeln, den Champagner seiner Lenzluft dürft Ihr trinken und seine Sterne dürft Ihr jubelnd begrüßen. Das Alles kostet kein Viertel-Million!

Oder wollt Ihr Gesellschaften geben? Täuscht Euch nicht! Man kauft die Freude nicht. Und habt Ihr nie gehört, daß man sich auch in vornehmen Soiréen sehr langweilen kann, daß die Komplimente den Wassersuppen gleichen, daß nicht alle Adeligen von Adel sind, daß die Schmeichelei wie die Schlange kriecht? Seyd liebevoll und heiter und man wird Eure Gesellschaft suchen, ohne daß Ihr Visitenkarten ausgebt. Trostbedürftige werden Euren Trost, Traurige Eure Heiterkeit, Fröhliche Eure Freude, Gedankenvolle Eure Gedanken suchen. Visitenkarten laden Euch Visitenmenschen ein; Herzen kommen nur auf den Ruf der Herzen. Gold wird oft mit Blei belohnt, aber Liebe meistens mit Liebe.

Ihr sucht ein treues, edles Weib. — O hänget den Geldsack nicht über, um sie einzukaufen, und setzt die Schellenkappe eines Titels nicht auf, um sie herbeizulocken! Die Besten lassen sich nicht erkaufen und die Erkauften sind des Preises nicht werth. Mancher Freier ist schon ein armer Sklave geworden. Es giebt vornehme Damen, die französisch sprechen, aber nicht deutsch fühlen, die auf hölzernen Flügeln ein Concertino von Herz klimpern, aber nicht auf den goldenen Flügeln des Herzens in die Welt der Ideale sich erheben können. Nehmt Euch in Acht mit dem Geldsack, daß Ihr Eure Kronenthaler nicht vergeudet, wie mancher Gekrönte sein Vertrauen in

einen feilen Günstling! Oder sind die Reichen in ihren Ehen so glücklich? — Die Antwort möchte sehr verneinend, sehr bitter, sehr satyrisch ausfallen.

Wollt Ihr gern mit der Viertels-Million zu einem hohen Amte und zu Titeln gelangen? Das Amt eines Menschenfreundes und den Titel eines Biedermannes könnt Ihr wohlfeilen Kaufes haben. Die Zeiten sind nicht mehr, wo ein Amt so gewaltig imponirt und man einen Titel anbetet. Und sollte man Euch auch äußerlich große Ehre anthun, wo Ihr sie nicht verdient, so wäre es doch nur Heuchelei. Man sagt oft — verehrter Herr! — und meint damit — verwünschter Schurke! Man beugt sich oft tief, wo man den Andern beugen möchte. Die Menschen sind gar arglistig und es bedarf keines Muthes, um eine Faust im Sacke zu machen. Die wahre Bürgerkrone ist die gute öffentliche Meinung, und diese zu erkaufen, ist der Haupttreffer in der Lotterie zu gering.

Darum könnt Ihr immer in der Lotterie durchfallen, wann Ihr nur nicht mit Euch selber zerfallet. Söhnt Euch mit Eurem Stande, mit Euren Verhältnissen aus! Denkt einmal recht ernstlich über das Entschädigungssystem nach! Ihr könnt dabei viel lernen. Wie wahr, wie rührend wahr ist der alte, fromme, einfache Vers:

Genieße, was Dir Gott beschieden;
Entbehre gern, was Du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Behaltet den Kopf stets oben, das Herz in der Mitte und die Hand darunter! So werdet Ihr zufrieden leben.

Wer sich nicht über die niederen Ameisenhaufen der irdischen Plackerei zu erheben vermag, der bleibt doch stets ein armer Teufel und hätte er auch das Geldmachen erfunden.

Verworren ist das Getriebe der Menschen, kleinlich ihr Werk; eitel ihr Sinn, ihre Marionettenpuppen putzen sie mit lächerlicher Selbstgefälligkeit aus und ihrer Gebrechlichkeit geben sie allerlei hochfahrende Namen; mit dem Augenblick, der ihnen angehört, thun sie groß, wie mit einer Ewigkeit, und wann sie einen Strohhalm gelüftet haben, sey's nun mit roher Kraft oder mit glatter Diplomatik, so brüsten sie sich, als seyen sie Weltschöpfer, und können doch kein Sandkörnlein schaffen. Erhebt Euch über die Krähwinkeleien des Alltagslebens, zieht die Kinderschuhe der ärmlichen Befangenheit aus, laßt den Katzenbuckel und die Kratzfüße, nennt den Biedermann und den Schuft bei ihren rechten Namen, seyd frei, ohne Frechheit, wahr, ohne Grobheit, geehrt, ohne Schande! Euer Corpus juris stehe im Herzen und vom Himmel geschrieben. Dann habt Ihr einen Haupttreffer in der Güterlotterie des Lebens. Wann Ihr dann den der Frankfurter Stadt-Lotterie dazu gewinnt, so bestellt ein Jubelgedicht bei mir und zahlt mir zehn Brabanter für jeden Reim; ich lasse dann die Reime kompagnienweise aufmarschiren und vergesse am Ende gar, was ich eben

gepredigt habe. — Darum führt mich lieber nicht in Versuchung! — Bon soir!

Der Mensch ist ein wunderlich Wesen, dahin und dorthin treiben ihn seine Wünsche; Alle jagen wir nach dem Glücke, aber wenn wir es zu erfassen glauben, so nimmt es plötzlich eine andere Gestalt an. Nichts ist beständig, hat ein Weiser gesagt, als der Wechsel.

Die Kinderwelt.

Dem Kindesauge zeigt sich immer
Das Bächlein ungetrübt und hell;
Es glänzen ihm in buntem Schimmer
Die Bäum', der Himmel und der Quell.

Ihm ziehen noch die Wolken heiter
Der blauen, hellen Ferne zu;
Die Phantasie ist sein Begleiter,
Ihm singen Vöglein Träume zu.

Noch liegt die Welt im Glanz der Sterne
Für eine junge Seele da,
Und ihr scheint alle Nähe ferne
Und jede Ferne scheint ihr nah.

Da ist das Herz noch nicht erstorben,
Die Seele ist noch überreich;
Das Kind, es hat noch nichts erworben;
Es nimmt und giebt noch allzugleich.

Noch fremd ist seinem zarten Herzen
Der Leidenschaften tiefe Spur;
Noch ferne bleiben alle Schmerzen;
Das Kind kennt Lust und Freude nur.

Ja, werdet wie die Kindlein wieder
Und liebt Euch kindlich allzugleich!
Dann sinkt die heil'ge Liebe nieder
Und Euer ist das Himmelreich.

Bunte Betrachtungen.

26.

Wenn Liebende, Dichter und Kinder den Mondschein lieben, so ist das sehr natürlich. Der Mondschein zeigt uns Alles in phantastischem Dämmerlicht und läßt uns die Dinge nicht deutlich erkennen; man sieht sie vergrößert, schwankend, verworren. So die Dichter, die Verliebten, die Kinder. Ihre Anschauungen sind unklar, aber poetisch; sie träumen viel und reflektiren wenig; sie täuschen sich oft, sind aber bei ihren Täuschungen am glücklichsten. Phantasie ist ihre gute Mutter, welche sie mit tausend herrlichen Spielsachen beschenkt und mit tausend entzückenden Traumgestalten umgiebt. Verliebte sind Nachtwandler und Dichter Somnambulen; Beide sehen mit geschlossenen Augen.

27.

Man hört oft von jungen Mädchen, namentlich von zarten Blondinen, sagen, daß sie heute ihren schönen Tag haben, einen Tag, an welchem ihr Teint sich verklärt, ihre Augen einen seelenvollern Aus-

druck annehmen und ihre ganze Persönlichkeit reizender erscheint. Das beruht nicht auf einer Täuschung, sondern ist wirklich also und läßt sich auch aus natürlichen Ursachen erklären. Die Blumen haben ja auch ihre Stunden, in welchen ihre Farben lebhafter strahlen. Dieselbe Erscheinung finden wir in der Welt des Seelenlebens. Hier giebt es Tage, wo alle Gedanken, kräftiger und alle Empfindungen wärmer sind, Tage, wo die Seele schönere Blüthen treibt, als gewöhnlich, und wo Alles idealisirt scheint. Je poetischer ein Gemüth ist, desto öfter hat es seine schönen Tage. Goethe's „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" ist ein wahres Wort für alle Menschen von regsamer Empfindung. Unsere schönen Tage mögen nun immerhin mit uns schalten und walten lassen, aber leider! haben wir auch unsere häßlichen, — und diese sollten wir etwas zu beherrschen suchen.

28.

Wer Kinder erzieht, der gleicht einem Gärtner. Dieser kann die Pflanze nähren, beschützen, erquicken, bewahren, emporziehen, stärken, ja sogar veredeln; — aber so wenig er je aus einem Holzapfel einen Oelbaum erziehen wird, so wenig wird der Lehrer ein Talent herausbilden, dessen Keime nicht daliegen. Die Natur läßt sich durch Kunst nie ersetzen. Man vermeide daher jede Künstelei und Ueberbietung in der Erziehung.

29.

Es geht mit der Zeit gerade, wie mit dem Gelde; man verliert am meisten durch die tausend kleinen, wenig beachteten Ausgaben. Aus Kreuzern werden Gulden und aus Tage Monaten.

In der Jugend treibt der Mensch mit dem Leben den Engros-Handel der Ideale und der Begeisterung; — in späteren Jahren beginnt der Detail-Handel mit der kleinlichen, ärmlichen Wirklichkeit. Ach! diese jämmerlichen Kramladen-Details, — sie sind es, die den Flug des Geistes hemmen und die schwer auf der Brust des Gefesselten liegen.

30.

Unter glücklichen Umständen ist man am wenigsten frei, weil man vom Besitz abhängig und meistens ein Sclave desselben ist, aber im Unglück ist man freier, kräftiger, größer und mehr auf seine eigne Person hingewiesen. Der Vogel auf der Wanderschaft ist freier, als der im warmen Neste.

31.

Wann Menschen, die uns viel Liebes gethan, die uns manche Thräne getrocknet und manche Bürde von der Seele genommen haben, unter der Erde liegen, dann erst fühlen wir, was wir ihnen schuldig waren. Dankbarkei ist eine Blume, die meistens nur auf

Grabhügeln wächst. Das Menschenherz lernt oft nicht eher lieben, bis es verloren hat, was ihm lieb war. Kinder! — wann der Lebensbaum Eurer guten Eltern welk und morsch wird, so bedenkt, wer den Eurigen erhalten und unterstützt hat! — und seyd dankbar! Der Vorwurf, den uns geliebte Todte machen, ist der härteste von Allen.

32.

O ihr guten Eltern, wie oft werden Eure schönsten Hoffnungen bitter getäuscht! Mit aller Sorgfalt und Aufopferung der Liebe habt ihr Eure Kinder erzogen und sie sollen Eures Alters Trost und Stütze seyn. Da vereitelt Ein Tag Alles, was Ihr gehofft. Eine unglückliche Neigung Eurer Tochter für einen Unwürdigen, eine traurige Verblendung, die man durch den Namen der ersten Liebe beschönigt, ein kurzer Wahn, dem eine lange Reue folgen wird, — oder von Seiten Eures Sohnes eine plötzlich hervorbrechende Leidenschaft, ein Augenblick unglückseliger Aufwallung, ein politischer Wahn, von rascher Handlung begleitet, — o ihr guten Eltern, wie bald sind Eure Hoffnungen oft zerstört! Eure Töchter in ihrer Verblendung reißen sich los von Euerm Herzen und Eure Söhne, einem harten Geschicke verfallen, müßt Ihr beweinen. Ihr habt das Glück Eurer Kinder begründen wollen, aber anders fallen die Loose. Euer Alter ist einsam.

Frühling und Kindheit.

I.

Wann aus der Erd' die Märzviolen steigen
Mit ihren dunkelblauen Aeugelein;
Wann Busch und Baum die Kinderhände reichen
In die belebte Lenzeswelt hinein;
Wann zarte Halme ihre Spitzen neigen,
Den ersten Gruß dem kühlen Quell zu weih'n,
Und wann im Strom die warmen Sonnenstrahlen
In mannichfachem Farbenspiel sich malen;

Wann rings im Land auf den enteis'ten Bergen
Des Frühlings bunte Freiheitsfahnen weh'n;
Wann jubelnd dann aus ihren kalten Särgen
Im Sabbathkleid die Blumen auferstehn;
Wann in der Waldnacht mit phantast'schen Zwergen
Die Elfenkinder Arm im Arme geh'n,
Und wann die Mutter Erde an den Himmel
Sich küssend drängt mit ihrem Blüthgewimmel;

Dann rufen uns die Österlichen Klänge
In die zum Tempelhaus geschmückte Welt;
Dann fließen um uns festliche Gesänge;
Von Harmonie scheint jede Blüth' geschwellt;
Dann treibt es aus der dumpfen Häuserenge
Uns nach dem Thale und dem Waldgezelt;
Dann tritt uns freundlich auf begrünten Wegen
Mit holdem Gruß das Frühlingskind entgegen!

II.

Ich lag am Rand des Sees und meine Blicke ruhten
Bald auf dem Wogenplan, bald auf der Wolken Spiel,
Die gaukelnd hin und her im Dämmerlicht sich wiegten.
— Ich sah die Schatten zieh'n und träumte lang und viel.
Als in den See hinab die Abendschatten sanken,
Da zogen ihnen nach die träumenden Gedanken
Und stille ward es in der Brust.

Doch aus der Tiefe stieg ein wundersam Geflimmer;
Es blitzten Strahlen auf, als sey der Tag erwacht,
Der purpurne — und hell und heller ward es immer,
Und in der blauen Tief' verschwand die feuchte Nacht.
Viel holde Bilder sah ich reizend sich entfalten;
Es drängten freundlich sich Gestalten an Gestalten
Tief unten auf verschwieg'nem Grund,

Ich sah hinab. — Da lag vor meinen trunk'nen Blicken
Im frischen Farbenglanz mein liebes Heimathsthal.
Ein Städtchen zeigte sich mit seinen Häusergruppen;
Des Thurmes goldne Kreuz erglänzt im Sonnenstrahl;
Manch Gärtchen sah ich auch, umhegt von grünen Hecken;
Ich konnt' die weiße Blüth' im Fliederbusch entdecken,
Der an dem Gartenzaune stand.

Befreundet waren mir die Häuser und die Gassen
Und jeder Ort, wohin ich sah, war mir bekannt;
An jeden knüpfte sich ein Bild aus jenen Tagen,
Wo einst mein Lebensbaum in Frühlingsblüthe stand.
Und auf der Seele Grund der Träume viel erwachten
Bei diesen Bildern, die mir Gruß und Botschaft brachten
Aus dem geliebten Heimathsland.

Ich sah hinab. — Da lag, umgränzt von hohen Bäumen,
Ein grüner Rasenplatz und Kinder spielten drauf.
Sie eilten hin und her in fröhlicher Bewegung;
Sie haschten spielend sich in immer schnellerm Lauf.
Die Augen funkelten; die frischen Wangen glühten;
Der Wind zog durch's Gezweig und streute weiße Blüthen
Auf blonde Locken spielend hin.

Und wie ich nieder sah, da faßt' ein mächtig Sehnen
Mich an, als tönt' ein Ruf aus einer schönen Zeit.
Die Kinder, die im See in blauer Tiefe spielten,
Vom Abendwind umweht, von Blüthen überschneit,

Sie hatten einst mit mir am ros'gen Lebensmorgen,
Von allen Mühen fern und fern von allen Sorgen,
Der Kindheit gold'nen Traum geträumt.

Wohl war ich schmerzbewegt; mir dunkelt's vor den Augen.
Und wieder wagt' ich's dann, zur Tief' hinabzuseh'n.
Die Kinder waren jetzt, die spielenden, verschwunden
Und Todtenkreuze sah ich auf dem Rasen stehn.
Ob unter'm Rasen wohl die Jugendfreunde schliefen? —
Mir war's, als hörete ich Stimmen, die da riefen:
„Sie ruhen aus im kühlen Grab!"

— Und in der Tief' erlosch das leuchtende Geflimmer;
Den blauen Grund des Sees umhüllte düst're Nacht.
— Ich lag auf weichem Moos am grünen Uferrande
Und träumte lang und viel. — Da bin ich aufgewacht. —
Am Osterabend war's. — Die ernsten Schatten sanken;
Da zogen ihnen nach die traurigen Gedanken
Und stille ward es in der Brust.

III.

Holdsel'ger Lenz, der tausend Liebesthränen
In Blüthenkelch und Blumenkrone legt,
Der in der Menschenbrust ein mächtig Sehnen
Nach dem verlornen Paradies erregt;

O Lenz, in dem wir uns beseligt wähnen,
Der an die Knospen aller Herzen schlägt,
Der tausend Freuden weckt und tausend Schmerzen
Mit seinem Mond und seinen Sternenkerzen:

O lege lindernd Deine blüh'nden Kronen
Auf der gestorb'nen Jahre Todtengruft; —
Die Sorgen alle, die im Herzen wohnen,
O heile sie mit Deinem Balsamduft!
Die Liebe laß mit Gegenlieb' belohnen;
Den Geist erquicke mit nectarischer Luft,
Und wie die Blumen freudig sich erheben,
So lasse aufwärts die Gedanken streben!

Seyd mir gegrüßt, ihr osterlichen Klänge,
Bei deren Ruf die Frühlingswelt erwacht!
Im weiten All' ertönen Festgesänge
Der Auferstehung aus des Todes Nacht.
Welch' lebensvoll Gewimmel, welch' Gedränge!
Wie Alles blüht in jugendlicher Pracht!
— Wann aus der Erd' die Märzviolen steigen,
Beginnt das Frühlingskind den Festesreigen.

Ideal der Jugend.

Jugend, — Zeit der Ideale,
Die in Himmelsfarben glänzen,
Deine goldenen Pokale
Wollen wir mit Rosen kränzen,
Mit den Rosen erster Liebe,
Erster Seelenpoesie,
Erster, unentweihter Triebe,
Erster Kunst und Harmonie!

Jugend, deine Tage gleichen
Einem hochzeitlichen Feste,
Und die güt'gen Götter reichen
Dir der Lebensgaben beste!
Weisheit kann den Mann beglücken,
Edle Früchte trägt die Tugend; —
Schönheit nur kann uns entzücken
In dem Wonnerausch der Jugend.

Wirkungskreis der Frauen.

Der Wirkungskreis der Frauen ist ausgedehnter als der unserige; sie könnten darauf antworten, daß doch nur die Männer im Besitze aller Aemter und Ehrenstellen sind, daß nur sie das Schwerdt tragen und das Ordenskreuz, den Doktorhut und den Priesterrock, daß nur sie in der Deputirtenkammer und in der Staatsverwaltung ein Wort zu reden haben. Sie würden das aber nur im Scherz behaupten, da sie wohl wissen, wie ausgedehnt die Herrschaft der Weiber ist, wie eine Schöne im Ballanzug oft einen Minister und eine andere im Negligée oft einen General besiegt, wie freundliche Augen den strengen Gebieter entwaffnen, wie ein schalkhaftes Lächeln die Grundsäulen eines philosophischen Systems gewaltig erschüttert, wie ein schmollendes Wort den festesten Willen selbst eines Polizei-Direktors wankend machen kann und wie der Pantoffel vielleicht größere Wunder bewirkt, als der gewaltige Scepter. Sie wissen es wohl, wie ausgedehnt ihr Wirkungskreis ist.

Nichts ist beengender und störender als der Zwang, der sich so mannigfaltig durchkreuzenden Verhältnisse

der Gesellschaft im Staate. Ein Hauptrad setzt das Ganze in Bewegung, Ein Regulator leitet Alles; die tausend übrigen Räder und Theile hängen alle von jenem und unter sich selbst wieder Eins vom Andern ab. Wehe dem Revisor, wenn er den Reformator spielen will, während der Herr Rath gerne bei der alten Lehre verharrt! Was kann der, für Staatsverbesserungen warm sich interessirende, auf einer niedrigen Stelle im Dienstrange stehende Mann wirken, wenn seine Vorgesetzten ihm entgegen stehen! Wie viele Köpfe müssen erst unter einen Hut gebracht werden, bevor Etwas geschehen soll! Ueberall finden sich Hindernisse und ein intriguanter Portier kann oft zur Klippe werden, an welcher der schönste Plan eines edeln Menschenfreundes scheitert. Wer seinem Zwecke nahe kommen will, muß so viele Seitenwege einschlagen, so viele Umwege machen, so viel Zeit verlieren, so viel Steine wegräumen, daß viel Geduld und Ausdauer dazu gehört, nicht auf der Mitte des Weges stehen zu bleiben, oder ganz unverrichteter Sache zurückzukehren. Der Wirkungskreis des Mannes ist gewiß in vielem Bezuge und meistens sehr beschränkt und von Hindernissen aller Art umlagert. Die Frau dagegen, wenn sie mit ihrem Manne in Eintracht lebt — was doch wohl so selten nicht ist — steht frei in ihrer Sphäre da; sie ist in ihrem stillen Kreise die erste Behörde, ordnet an, lenkt, verbessert, belohnt, bestraft, handelt und schafft wie es ihr gefällt, räumt kleine Hindernisse bald und leicht weg und hat nicht zu befürchten, daß ein Ungerufener und Unbefugter sich störend eindränge.

Die Frau, wenn nicht grade von aussen all zu große und unerwartete Störungen eintreten, verbessert ihren Hausstand, erzieht ihre Kinder, bereitet ihrer Familie heitere Stunden und glückliche Tage, erreicht ihr schönes Ziel. Die Frau ist frei, wenn sie es seyn will, und wenn Putz, brillante Soirées, Bälle, Visitenkarten, Commeragen, Gefallsucht, Eitelkeit u. s. w. nicht zu den Fesseln werden, die sie gefangen nehmen. Giebt es einen schöneren Beruf, als den der Hausfrau, der Gattin, der Mutter? — Wenn aber die Hausfrau ihre Küche kaum an einem Feiertage und nur en passant sieht, wenn die Gattin den Friseur mit größerer Sehnsucht erwartet als den Gemahl, wenn die Mutter lieber allein einen Spindler'schen Almanach als mit ihren Kindern ein ABC-Buch liest, so kann allerdings von der eben berührten schönen Freiheit im weiblichen Wirkungskreise keine Rede mehr seyn. Wer sich selbst seiner Freiheit begiebt, der darf sich über ihren Verlust nicht beklagen.

Man spricht und träumt viel von der Verbesserung der Welt. Wenn heutigen Tages Einer eine neue Kaffeemaschine erfunden hat, so preist er sie an — was ihm Niemand verargen wird — und schließt mit der Nutzanwendung, daß die Welt immer voran schreite; versteht jetzt ein nach der Lautirmethode unterrichtetes Kind zu lesen, ehe es noch zu denken gelernt hat, so staunt Mancher über ein so großes Wunder einer so aufgeklärten Zeit. In vielem Bezuge sind wir allerdings vorangeschritten, aber diese Fortschritte sind mehr äußerliche; wir haben das Haus, welches wir bewohnen,

bequemer eingerichtet und schöner ausstaffirt, aber wir selbst sind deßwegen weder viel verständiger, noch viel besser, weder viel größer, noch viel kräftiger geworden. Die moralische und ästhetische Verbesserung hat ihre Blüthenknospen noch lange nicht eröffnet, ist noch wenig bei der Menge durchgedrungen. Im Ganzen mag ein Fortgang statt gefunden haben; im Einzelnen bemerkt man ihn kaum, und wer Satyren schreiben wollte, der hätte wohl nicht nöthig, allzuweit zu suchen, um Bilder von anmaßenden Halbgebildeten, von aufgeblasenen Künstlern, von vorlauten Spöttern, von zerbildeten Genien, von leichtsinnigen Burschen u. s. w. aufzufinden. Schule und Kirche wachen zwar ihres Amtes, aber von ihnen geht die Verbesserung nicht allein aus. An Sie, Geneigteste, wende ich mich daher, Sie haben Gelegenheit, erfolgreicher zu wirken. Aus der Familie geht die Verbesserung in die Welt; die Mütter sind die wahren Priesterinnen der Humanität und die Musen und Grazien sind Frauen; wer ein edler Mann geworden, der hat meistens eine fromme Mutter gehabt. Sie streuen den ersten Saamen in das noch unverdorbene und noch empfängliche Menschengemüth; Sie theilen der jungen Seele jene Eindrücke mit, welche allen folgenden als Grundformen verbleiben; Sie spinnen mit zarter Hand die ersten Fäden jener wunderbaren Ideenverknüpfung, welche immer kunstreicher, immer mannigfaltiger wird, je mehr wir an Jahren voranschreiten; Sie haben so zu sagen das Geschick der folgenden Generationen in Ihrer Hand; Sie können durchgreifend wirken.

Sind Sie nun Bürgerinnen einer besseren Zeit, die da kommen soll, und gehören Sie nicht den rohen Halbbarbaren an, welche sich begnügen mit dem, was einmal ist, so stehen Sie an einem schönen Posten, von welchem aus Sie sehr erfolgreich wirken werden; zwar im Stillen, zwar nicht bewundert und beklatscht von der lauten Welt, zwar nicht beneidet, — aber doch belohnt auf eine Weise, welche Ihnen Nichts zu wünschen übrig läßt.

Sie stehen stets bei Ihrem Werke, sehen es wachsen und gedeihen und können es meistens selbst vollenden, — während dagegen das Schaffen des Mannes nur Stückwerk bleibt, während er einem Andern, der ihn davon verdrängt, plötzlich Platz machen muß, während er selten auf ein Ganzes, sondern meistens nur auf einen, oft dazu noch sehr unbedeutenden Punkt hinwirken kann, während hier Einer mit seinem Eigensinn ihm entgegentritt, dort ein Anderer mit beschränkter Einsicht, hier einer mit Böswilligkeit und Mißbehagen, dort ein Anderer mit Stolz und Anmaßung.

Was giebt es Wichtigeres und Schöneres als die Menschenbildung? Das haben wir längst eingesehen und daher so viel über Erziehung geschrieben, daß es Einer in vier Menschenaltern nicht Alles lesen könnte. Aber alle unsere Erziehungstheorien und Systeme sind nur so etwas für einstweilen; wollte und müßte man aus ihnen die Kinderzucht erst lernen, so ginge es schlimm. Man wird zum Maler, zum Dichter, zum Künstler geboren; so sind auch die Mütter geborne Erzieherinnen; sie haben meistens den richtigen Takt, tref-

fen gleich das Rechte, verstehen die Kindesnatur, besitzen die Milde und Sanftmuth des Herzens, die sich aufopfernde, nie ermüdende Geduld, nie geschwächte Liebe, den frommen Sinn u. s. w. Jedes Weib *kann*, aber nicht jede *will* eine gute Mutter seyn.

O! füllet doch Euren *schönen* Wirkungskreis recht aus! Erhebt Euch doch an dem Gedanken, daß Ihr das Wohl des kommenden Geschlechtes in Eurer Obhut habt! Das Kind, mit welchem Ihr heute spielt, ist vielleicht bestimmt, ein weiser, segenverbreitender Staatsmann zu werden; — Dichter, Vaterlandsfreunde, Tugendhafte, große Redner, Reformatoren, stehen vielleicht jetzt schon in der Blüthenknospe um Euch. — Ein erhebender Gedanke! —

Sommernacht.

O wie beneid' ich Dich, holdsel'ger Mond,
Du viel geliebter Bräutigam der Nacht!
Jungfräulich hüllet sie ihr Angesicht
In einen dunkelgrauen Wolkenschleier
Und weinet Thränen, die in Blumenkelche
Und in das Angesicht der Quelle fallen.
So steht sie da und harret, daß Du kommest.
Dir rufen ihre jungen Nachtigallen
Und ihre bleichen, gelben Enzianen;
Dir rufen Gnomen mit den Demantkronen
Und Elfen, die sich träumerisch schaukeln auf
Dem Blüthenzweige des Kastanienbaums.
Sag', warum kommst Du nicht, holdsel'ger Jüngling?
Hat Dich der Tag, der blendende, verführt,
An seiner lauten Freude Dich zu laben,
An seinem Reichthum, seiner Ueppigkeit
Dich zu berauschen? — Hat der Abendstern
Mit seinem milden Glanze Dir das Herz
Bewegt? — O sage, wo verweilest Du? —

Sprich, liebst Du nicht die jugendliche Braut,
Weil sie so still ist und so sanft und ernst?
Weil sie so ferne von Bewund'rern lebt,
Und nicht gepriesen wird und nicht geehrt?
Und glaubest Du, sie sey nicht schön, weil sie
Ihr mildes Angesicht so dicht verschleiert?
Glaubst Du, sie liebe nicht, weil sie nicht redet?
O holder Bräutigam, Du bist ein Thor,
Wann Du verschmähst, was Tausende beneiden,
Wofür der Dichter hundert blüh'nde Lieder,
Der Elfenkönig seine Kronen gäbe! —
— — Doch sieh! — was überglänzet dort den Hügel
Und küßt ihn auf die lichtumfloss'ne Stirn?
Was regt sich dort? — Wer klettert muthentbrannt
Die Felsenwand hinauf? Wer faßt die Eichen
Mit starkem Arm und schwingt sich über sie?
— Es ist der Bräutigam — er kommt, er kommt! —
Da steht der Jüngling, festlich ausgeschmückt,
Bekleidet mit dem prächtigen Talar,
Den ihm aus Silberstrahlen man gewirkt
Und aus der Sterne gold'nen Fäden und
Aus zarter Wolken seidengleichem Flaum.
O seht ihn an, wie er holdselig ist!
Sehnsüchtig Feuer fließt aus seinen Augen,
Und schlingt sich um den Baumstamm, um den Hügel,
Steigt, sich zu kühlen, in die feuchte Quelle
Und drängt sich an die grüne Erde.

Da steht der Jüngling! — Seine Perlen wirft
Er weit umher; der Grashalm streckt sich, um
Ihn zu beschauen; die Welle springt an's Ufer;
Der Käfer fliegt entgegen ihm; der Vogel,
Er träumet jetzt, da ihn sein Strahl berührt.
— Jetzt wirft die Nacht verschämt den Schleier weg,
Und sieht ihn an mit himmelblauen Augen,
Den tausendfach geliebten Bräutigam. —
Seyd still, ihr Nachtigallen! — Schweigt, ihr Wellen,
Mit eu'rer leisen Melodie. — Was könntet
Ihr sagen, das so vielberedtsam wäre,
Als dieser Liebenden beredt Verstummen.
— Es hält der Mond die Nacht, die Braut, umfangen.

Bunte Betrachtungen.

33.

Nur in den Frühlings- und Sommermonaten kann man der schönen Mondnächte wirklich froh werden und sie im Freien oder beim offenen Fenster genießen, bei dem Gesang der Nachtigallen, dem würzigen Duft und den lauen Lüften. In den andern Jahreszeiten thut man besser, den Mondschein von der warmen Stube aus, oder in das Pelzwerk gehüllt, zu betrachten. So ist es auch mit der Poesie des Lebens, welche man nur in der Kindheit und Jugend genießt und durchlebt; später ist es nur noch eine Abstraction, eine bleiche Erinnerung, eine Beschauung hinter dem Gitter hervor.

34.

Es ist gut, ein kurzes Gedächtniß zu haben. Wie viele Erwartungen werden uns getäuscht und wie viele Hoffnungen bleiben uns unerfüllt! Von Freunden werden wir oft betrogen und nicht immer hält die Liebe ihre Schwüre. Kurz sind die schönsten Stunden der Freude und das Glück ist sehr wankelmüthig. Wer

leicht vergißt und leicht entsagt, wer ein kurzes Gedächtniß hat, der ist am Glücklichsten. Wenn er verloren hat, so beginnt er das Spiel von Neuem mit fröhlichem Muthe und der Gegenwart weiß er stets ihr Recht zu geben.

35.

Ihr thut wohl daran, ihr Kinder! — daß ihr mit Blumen spielt; denn eure Blumen haben noch keine Dornen, und in euerem Garten wuchern noch keine Nesseln. Ich würde euer engbegränztes Daseyn das Paradies des Lebens nennen, wenn nur Krankheit und Tod es nicht so oft verwüsteten und wenn eure Eltern und Pfleger nicht so oft die Cherubim mit dem feurigen Schwerdte wären. Spielt nur mit Blumen. Seyd ihr doch eben so zart und schön, so zerbrechlich und verwelklich, so voll von Hoffnung und Anmuth, wie diese! Wollt ihr aber eurer Blumen froh werden, ihr Eltern, so berührt sie nicht mit roher Hand, denn die schönsten zerknicken am leichtesten.

36.

Wir sind nur selten glücklich, weil wir nur selten unsere Wünsche und unsere Kräfte in gehörigen Einklang bringen können. Die Einen sind im Besitz großer Kräfte, aber es mangelt ihnen der Spielraum für dieselben, und wer könnte eine kleinliche Beschränkung der Wünsche von ihnen verlangen? Die Andern haben

große Wünsche und nur geringe Kraft, wodurch sie mit sich selbst in Zwiespalt gerathen, sich überschätzen und unglücklich fühlen. Mit seinen Wünschen über seine Kräfte hinauszufliegen, das ist eine gewöhnliche Erscheinung, und eine seltene ist es, beide im Einklang zu sehen.

37.

Geistreiche Menschen gleichen darin wenigstens den Reichen, daß sie von ihrem Reichthume einen verschiedenartigen Gebrauch machen. Der Eine ist verschwenderisch mit seinem Geiste und zersplittert dadurch sein Vermögen; der Andere treibt Wucher mit seinen Gedanken und wird seines Besitzes nie recht froh; — Dieser gefällt und verarmt sich durch verkehrte, unpraktische Spekulationen und Jener verwendet seinen Reichthum auf eine frivole, nur seinem Egoismus schmeichelnde Weise. Eine weise, wahrhaft humane Verwendung des Geldes und des Geistes trifft man selten an. Daher kommt es, daß die Minderbegüterten, welche zur Oekonomie und Sparsamkeit gezwungen sind, oft eben so weit ausreichen und sogar noch mehr bezwecken, als die Reichen.

Das Maiblümchen.

(Nach Jean Paul.)

Weißes Glöckchen, mit dem gelben Klöppel,
Warum senkest Du die Krone, sprich?
Ist's vor Schaam, weil Du so bleich wie Schnee bist,
Weil Du früher aus der Erde Dich
Als die Tulpen drängtest und die Rosen,
Als die Lilien, die prangend großen?

Oder senkest Du das weiße Glöckchen
Vor dem Himmel, der gewaltig glüht,
Und die alte Erde überstrahlet,
Daß aus ihr die neue jubelnd blüht?
Oder senkst Du vor dem Mai die Krone,
Der sich schmückt mit Tulp' und Anemone?

Oder willst Du gern der Mutter Erde
Deine Freudenthränen schenken, sprich? —
Zartes weißes Knospenblümchen, hebe
Holdes Maienglöckchen, hebe Dich!
Eile Dich, Dein Herz empor zu tragen,
Freudig laß die kleinen Pulse schlagen!

O, erheb' Dein Herz! — Mit Liebesblicken
Und mit Wonnethränen füll' ich's Dir!
O, erheb' es, zarte Frühlingsknospe,
Denn erwartend, Holde, steh' ich hier!
O, Du erstes Kind der Frühlingsminne,
Hebe Dich mit engelreinem Sinne!

Ueber die Zeit.

Alles in der Zeit ist ein fortwährender Uebergang, ein leises, kaum bemerkbares Fortrücken; wir gewahren es nicht eher, bis wir plötzlich einmal stille stehen, um uns sehen und dann den Schauplatz und uns selbst verändert finden. Gewohnheit macht uns die leeren Stunden erträglich; schöne Entschließungen füllen die Lücken aus; tausend Wünsche betrügen uns abwechselnd. So viele Hoffnungen, die nicht erfüllt, so viele Werke, die unvollendet geblieben, so viele Entwürfe, die in der Knospe schon untergegangen, so viele Gestalten, die sichtbarlich gealtert, so viele Kräfte, die abgenommen, so viele Thränen, die geflossen, so viele frohe Stunden, die vorüber gegangen, — das Alles redet mit mächtiger Sprache von der Flüchtigkeit der Zeit. In seiner eigenen Geschichte findet Jeder die Geschichte der Menschheit; Alle traf ein gleiches Loos; das Kleine schwand mit dem Größten; die Hütte sank ein, wie der Tempel, der Thron, wie der Hausaltar. Eines muß das Andere verdrängen; Entstehen und Vergehen liegen ganz nahe zusammen; Keines hört auf; die Ewigkeit besteht aus ewig flüchtigen Stunden. Das Alles ist schon oft gesagt, schon oft gehört worden, und doch ergreift es jedesmal wieder mit neuer Gewalt.

Weil die Zeit nun so schnell vorübereilt, so genießt sie und verbittert Euch einander nicht das Leben. Wie können oft die Menschen so kalt und theilnahmlos neben einander stehen sich erst Jahre lang Complimente machen, erst genau ausforschen, wie reich, wie alt, aus welcher Familie Einer geboren sey, ehe sie sich einander die Bruderhand reichen! Wie trennt sie oft ein in der Uebereilung hingeworfenes Wort auf lange Monate, in welchen sie in freundschaftlicher Einigkeit manche schöne Stunde hätten zusammen verleben können! Wie liegt ein unbeholfener Titel wie ein breiter Graben und ein seidenes Ordensband wie ein starker Schlagbaum zwischen ihnen! Ist denn das Leben so lang, daß man es noch mit Uneinigkeit und Unfrieden überfüllen darf? — Aus jeder entfliehenden Stunde, aus jedem welkenden Blatte, aus jeder verschwindenden Freude ergeht laut genug der Ruf an uns, uns in Liebe an einander zu schließen. — Aber noch eine andere Mahnung bringt uns die fliehende Zeit; es ist die, nicht allzufest uns an das Irdische zu schließen, sondern nach Höherem zu streben. Nur was wir gedacht, geglaubt und im Geiste geliebt, ist beständig und vergeht nicht mit der flüchtigen Stunde. Wer den Genuß der Sinnenwelt festhalten will, der ist stets betrogen; wer nach Geistigem strebt, der bereichert sich. Zwar erreicht er das hohe Ziel nie; zwar ist es sehr wahr, was ein geistreicher Schriftsteller gesagt hat, daß der Mensch oft die Welt und sich selbst umschifft, aber nie an die Pole gelangt von Beiden; aber das Streben und Forschen an sich selbst sind schon beglückend genug.

Freundschaft.

Der Freundschaft Blume schlägt nicht ihre Wurzel
Auf uns'res Lebens steiler Alpenhöhe,
Wo scharfe Bergluft weht, wo schwere Wolken
Dicht über unserm Haupte hängen; — nur
Im stillen Thale uns'rer Kindheit, nur
Auf uns'rer Jugend reichbegrüntem Hügel
Wächst sie, der Freundschaft schöne Maienblume: —
Ja, eine Maienblum', ein Kind des Lenzes,
Entsproßt sie nur dem jungfräulichen Boden,
Dem jugendlich begeisterten Gemüthe,
Die Freundschaft wurzelt in den Kinderspielen,
Im trauten Du der Schulzeit, in den Träumen,
Lenzabendlich verdämmert vor dem Hause,
Im Mährchenbuch, das man zusammen liest,
Indeß die Bienen in den Lindenzweigen
Gleich einem Strome rauschen, in den ersten
Gedanken, die sich kindlich-fromm begegnen;
Die Freundschaft wurzelt in den Idealen
Der Jugend, die noch an die alten Sagen
Von Pylades und von Orestes glaubt,

In jenen Stunden, wo zum Erstenmale
Man vom Pythagoras und Plato schwärmt,
In jenen Tagen, wo es Helden noch
Und Götter giebt und gottgeweihte Priester.
In spätern Jahren, auf des Lebens Höhe,
Schließt man Bekanntschaft, aber Freundschaft nicht,
Lernt man sich schätzen, aber lieben nicht,
Tauscht man Gedanken, aber Herzen nicht;
Verbrüdern können sich die Menschen nur,
Wenn noch der Mai die Knospen ihrer Seele
Mit seiner milden Sonne wärmt, und wann
Der Reiche noch zum Armen sagt: „Mein Bruder,
Nimm Alles hin, wie Du mir Alles gabst!
Ich wär' ein Bettler ohne Deine Liebe."
O heil'ge Freundschaft, streue Deine Blüthen
Auf guter Menschen Frühlingspfade hin!
Verweig're Alles uns, o Schicksal! nur
Dies Einz'ge nicht! —

Quodlibet.

Kunst und Künstelei verhalten sich zu einander wie Liebe und Liebelei, wie Traum und Träumerei, wie Zierde und Ziererei.

Ein Kind hat nie den Geist eines Weisen. Wie selten aber auch hat der Weise das Gemüth eines Kindes?

Kleider machen Leute. — Das Sprüchwort hat in unseren Tagen Vieles von seiner Wahrheit verloren, da nicht einmal Ordensbänder mehr hinreichen, Leute zu machen.

Die größte Klugheit besteht darin, sich auch mit Unklugen zu vertragen. Ganz klug und weise werden wir ja ohnehin nie, und nur durch das Mehr oder Minder unterscheiden wir uns von einander.

Je größer der Wunsch, desto kleiner der Besitz.

Kindern und Großen muß man nicht zu viel verbieten. Gebt ihnen Gelegenheit, das Rechte zu thun, so werden sie das Unrechte nicht wollen. Ein Verbot ist immer ein Stein im Wege, den die Meisten überspringen, ohne sich bei ihm aufzuhalten.

Ein Hochzeitskranz verschönert das Weib, wie ein Lorbeerkranz den Mann.

Tacitus schon sagte, es sey die Zeit glücklich zu nennen, wo man denken dürfe, was man wolle, aber auch sagen dürfe, was man gedacht. In den Jahrbüchern der Geschichte sind solche Zeitabschnitte selten.

In kleinen Beweisen von Liebe und fortwährender Aufmerksamkeit spricht sich die schöne Theilnahme des weiblichen Geschlechtes für Andere am liebenswürdigsten aus. Männer bringen wohl auch gerne einmal ein Opfer, aber nur sehr selten ein kleines.

Kleinigkeiten zerreißen am häufigsten das Band der Gemeinschaft, verunreinigen die Familie, reizen die Partheien auf. Heute noch hätte ein Wort hingereicht, den Frieden wieder herzustellen; morgen schon bedarf es einer sehr langen Rede und übermorgen ist kein Demosthenes beredt genug, die Dinge auszugleichen. Kleinigkeiten sind brennende Nesseln und Unkraut; nichts wächst schneller, als sie. Auch ist es nie genug, sie umzuschlagen oder niederzutreten, sondern man muß sie mit der Wurzel ausreißen und verbrennen.

Man muß Kinder nicht fragen, ob sie Dies oder Jenes verstehen, was man ihnen eben erklärt hat. Aber man lehre sie fragen. Eine Frage des Kindes ist besser, als zehn Fragen und zehn Antworten von uns.

Die Kunst, die Schönheit zu erhalten, wird von denjenigen am eifrigsten betrieben, welchen sie am wenigsten nützen kann.

Gewohnheit des Lebens.

Jeder treibt's auf seine Weise
In dem bunten Spiel der Welt;
Jeder schafft in seinem Kreise,
Was ihm frommt und wohlgefällt.
Alles gleicht sich aus im Leben.
Reich ist arm und arm ist reich.
Jedem ist sein Theil gegeben;
Die Zufriedenen sind gleich.

Ob auf seid'nem Polsterkissen,
Ob im hohen Marmorsaal,
Ob im Kleide halb zerrissen,
Ob beim ärmlich kleinen Mahl,
Ob im lauten Weltgewühle,
Ob im friedlich-stillen Haus,
Mittagsgluth und Abendkühle, —
Die Gewohnheit gleicht es aus.

Die Gedanken, sie versöhnen
Selber mit dem Bettelstab,
Mit des Jammers bangem Stöhnen
Mit dem Sarg und mit dem Grab.
Hier der Kindheit Maienglocken
Und der Jugend Rosenzweig,
Dort des Alters Silberlocken, —
Die Gedanken machen's gleich.

Wer von einem Ort zum andern
Lang gepilgert ohne Rast,
Findet Freude nur am Wandern
Und die Ruh' wird ihm zur Last;
Aber wer in heitern Träumen
Eines stillen Glückes lebt,
Wird mit seinen engen Räumen
Ganz verschlungen und verwebt.

Dieser speculirt und waget,
Zählt und rechnet früh und spät,
Ist untröstlich fast und klaget,
Wenn ein Vortheil ihm entgeht;
Aber Jener lebt zufrieden,
Sehnt sich nicht nach Schätzen hin;
Eines hat ihm Gott beschieden, —
Einen still ergeb'nen Sinn.

Wem auf holden Mädchenwangen
Seines Lebens Rosen blüh'n,
Wem in's Herz die Blicke drangen,
Der wird schwärmerisch erglüh'n;
Wer die ernsteren Gedanken
Ferne von der Liebe hält,
Lebt in minder engen Schranken,
Seine Heimath ist die Welt.

Dieser liebt den Ruf der Schlachten,
Jener Wissenschaft und Kunst;
Diese nach dem Lorbeer trachten,
Andere nach Fürstengunst;
Einer wohnt im großen Hause,
Doch Gewohnheit macht es klein;
In des Andern nied're Klause
Ziehen Götter freudig ein.

Die Gewohnheit mildert Thränen,
Heilet langsam jeden Schmerz,
Lindert Liebesgram und Sehnen
Und beruhigt unser Herz.
Tröstet, wenn die flücht'gen Stunden
Eines kurzen Glückes flieh'n,
Wenn der Jugendtraum entschwunden,
Wenn die Sterne abwärts zieh'n.

Jedem ist sein Theil beschieden
Von Entbehrung und Genuß,
Von Befehdung und von Frieden,
Von Besitz und Ueberdruß.
Jeder treibt's auf seine Weise
In dem bunten Spiel der Welt,
Und dem Kind, so wie dem Greise,
Strahlet Gottes Himmelszelt.

Inhalt.

	Seit
Prolog	1
Die Jahreszeiten des Lebens	5
Die vier Prieſter	9
Ueber Frauen und Mädchen	11
Heut' und Morgen	17
Bunte Betrachtungen	20
Guter Rath	23
Jeder treibt's auf ſeine Weiſe	25
Ueber den Roman	31
Die Lampe des Gefangenen	35
Die ſchönen Stunden des Lebens	39
Des Wanderers Traumgeſicht	45
Jugend und Alter	51
Mutter und Kind	55
Ueber Freundſchaft und Liebe	58
Bunte Betrachtungen	61
Lebensbetrachtungen	65
Die trüben Tage	69
Humanität	77
Lenz und Amor	80
Herzensergießungen eines Theaterrezenſenten	81
Bunte Betrachtungen	91
Menſchenherz	93
Lied	95
Einige Betrachtungen über das Faullenzen	97
Troſt	101
Maiblume	104
Sonſt und Jetzt	105

Seite

Der Genius der Dichtkunst 111
Bunte Betrachtungen 116
Mutterfreuden 119
Das Alter 121
Der Abend 125
Lobrede auf den Sommer 129
Die Schwestern 139
Bunte Betrachtungen 142
Arien und Lieder 145
Hoffnung und Erinnerung 150
Die wahren Opern 153
Die Heimath 158
Quodlibet 161
Kommt Zeit, kommt Rath 163
Bunte Betrachtungen 165
Die Gedanken 169
Mutterliebe 172
Die Ausgleichungen im Leben 173
Die Kinderwelt 187
Bunte Betrachtungen 189
Frühling und Kindheit 193
Ideal der Jugend 198
Wirkungskreis der Frauen 199
Sommernacht 203
Bunte Betrachtungen 208
Maiblümchen 211
Ueber die Zeit 213
Freundschaft 215
Quodlibet 217
Gewohnheit des Lebens 219

Licht- und Schattenbilder.

Von

Wilhelm Wagner.

Darmstadt.

J. W. Heyer's Hofbuchhandlung, G. Jonghaus.

1841.

Gedruckt bei Heller und Rohm.

Licht- und Schattenbilder.

Vorwort.

Seit Gutenberg seine weltumgestaltende Kunst erfunden, sind so viele Bücher geschrieben worden, daß man Seen damit ausfüllen und Berge damit aufthürmen könnte. Was die Weisen aller Zeiten gedacht, was die Dichter je begeistert, was die Satyriker je gegeißelt, was Welteroberer je Großes vollbracht, was edle Männer zum Wohle der Menschheit gewirkt, das Alles finden wir in Büchern wieder. Sie führen uns zurück in des Alterthums eingesunkene Majestät, wie voran nach jener immer bessern Zukunft, welcher wir glaubensvoll entgegen sehen; sie umduften uns mit des Südens Wunderblumen und versetzen uns in des Nordens Schneegefilde.

Es giebt der Bücher so viele, — und doch wieder ein Neues? Und warum nicht? Hat doch der Lebende sein Recht und seinen Anspruch, und will doch die Welt immer Neues! Volksvertreter verlangen neue Gesetze, Gelehrte neue Systeme, Glaubensbekenner neue Lehrsätze, vornehme Leute neue Moden, große Herren neue Schmeicheleien, Banquierhäuser neue Anlehen und Leser neue Bücher. Diese werden immer Bedürfniß bleiben.

Wann aber könnten sie willkommener erscheinen, als zu der Zeit, wo man nach Unterhaltung in den langen Winterabenden sucht und wo das Fest herannaht, für welches man Geschenke und Angebinde aller Art braucht. Es sey darum dies anspruchlose Büchlein geboten und möge es freundliche Aufnahme finden. Der Verfasser bildet sich nicht ein, daß es großes Aufsehen in der Welt machen und einen neuen Abschnitt in der Literaturgeschichte bezeichnen werde; aber er schmeichelt sich, daß es geeignet seyn dürfte, bei manchem ihm verwandten Gemüthe Sympathieen zu erwecken, und durch Natur und Wahrheit anzusprechen. Was er bringt, sind Bilder des Lebens; es sind Blätter aus einem Stillleben; Blumen, gesammelt auf ländlicher Flur, Blüthen der Verehrung und Huldigung, dargebracht dem Wahren, Guten und Schönen. Was den Verfasser angeregt und erwärmt hat, im Kreise geist- und gemüthvoller Menschen, nach dem Genusse edler Werke der Kunst, auf einsamem Spaziergange durch Wald und Flur, in der Stille der Studirzelle oder auch auf dem geräuschvollen Markte des öffentlichen Lebens, das findet der Leser hier wiedergegeben und abgespiegelt. Was den Werth des Büchleins betrifft, so dürfte sich auf der großen Stufenleiter vom Gewöhnlichen bis zum Vortrefflichen vielleicht ein Plätzchen für denselben ausfindig machen lassen, nicht so hoch, um bewundert, und nicht so niedrig, um verachtet zu werden.

Frankfurt, im Nov. 1840.

Wilh. Wagner.

Inhalt.

	Seite
Ein Sonntag auf dem Lande	1
Sommertage auf dem Lande	5
Das Posthorn	24
Bücher und Menschen	28
Mondschein	36
Die Botanisirbüchse	41
Bunte Betrachtungen	43
Wanderlust	47
Betrachtungen über Schlafröcke	49
Ostern	55
Brief an einen jungen Mann	59
Pfingsten	64
Licht- und Schattenseiten unserer Zeit	67
Hoffen und Fürchten	80
Bunte Betrachtungen	84
Wer ist ein Dichter	87
Ueber moderne Opern	91
Gruß an Gutenberg	99
Bunte Betrachtungen	103
Die drei Schulen des Lebens	105
Chloe und der Schmetterling	110
Eine Familien-Chronik	115
Bunte Betrachtungen	119
Poesie und Prosa	121

Seite

Rede am Grabe eines welken Blattes 125
Der Carneval des Lebens 136
Was ist Wahrheit 140
Bunte Betrachtungen 144
Mozart 147
Ueber das Recensiren 152
Der Dorfpfarrer 157
Ein Wort über Journalistik 161
Bunte Betrachtungen 166
Welke Blätter 169
Ueber Missionsunternehmungen 172
An die Ruhe 177
Meer und Wald 179
Bunte Betrachtungen 187
Herbstabendbilder 191
Bunte Betrachtungen 196
Viel und wenig 199
Bunte Betrachtungen 203
Die Träume 213

Ein Sonntag auf dem Lande.

Seyd gegrüßt, ihr Feierstunden,
Mit dem Friedenszweig umwunden,
Sey willkommen, Sonntagsruh'!
Nach der Last des Alltagslebens
Und des mühevollen Strebens
Mild und freundlich naheſt du.
Wie ſich Alles rings verſchönt,
Wenn dein Freudenruf ertönt!

Morgenroth auf Bergesgipfeln,
Sängerluſt auf allen Wipfeln,
Perlenthau im Wieſenthal,
Blumen an begrünten Wegen,
An den ländlichen Gehegen,
Saatgefild im Sonnenſtrahl,
Sprudelquellen friſch und klar,
Alles bringt dir Opfer dar.

Wie das Dörfchen hinter Hecken,
Die es halb dem Blick verstecken,
Seine niedern Giebel hebt;
Wie der graue Thurm, umzogen
Von des Epheu's grünen Wogen,
Höher in die Lüfte strebt,
Wie die Morgenglocke schallt
Durch den dichten Obstbaumwald!

Dich im Freien zu erquicken,
Weite Flur zu überblicken,
Eilest du schon früh hinaus,
Folgst dem schmalen Wiesenpfade,
Hörst den Schlag vom Mühlenrade
Und des Baches Schaumgebraus.
Müllers Töchterlein, es blickt
Ueber'n Gartenzaun und nickt.

Dürstend nach dem Glaubensworte,
Wallet durch des Kirchleins Pforte
Jetzt die andachtvolle Schaar,
Und ein Greis, durch lange Jahre
Führer zwischen Wieg' und Bahre,
Steht am festlichen Altar,
Betend zu dem Herrn der Welt,
Der uns All' umfangen hält.

Bald beim wohlbesetzten Mahle
Perlt der Rheinwein im Pokale,
Regt die Geister mächtig an;
Viel weiß Jeder mitzutheilen
Und die flücht'gen Stunden eilen,
Aber Keiner denkt daran.
In beglückter Tafelrund'
Ueberfließen Herz und Mund.

Draußen unter'm Dach der Linden
Wirst ein Ruhebett du finden,
Schutz vor glühn'dem Sonnenschein.
Bienen summen in den Zweigen;
Blüthengeister niedersteigen,
Lullen dich in Schlummer ein.
Und ein reizend Feenbild
Lächelt dir im Traume mild.

Doch erwache aus den schönen
Träumen! — Geig' und Flöte tönen,
Hundert Jahre lebt man nicht.
Such' ein Mädchen dir zum Tanze,
Jene, die mit dunkelm Glanze
Schwarzer Augen Gluth verspricht;
Und ein Kuß, im Flug geraubt,
Auf dem Lande ist's erlaubt!

Spät erst kehrest du zurücke,
Auf des Mühlenbaches Brücke
Bleibest du verweilend steh'n.
Mitternacht auf seinem Horne
Bläst der Hirt; im Wiesenborne
Kannst du Mondesflimmer seh'n.
O wie herrlich ist die Nacht,
Unter'm Himmelszelt durchwacht!

Ein beglückter Tag war's heute,
Reich an reinster Lust und Freude,
Reich an ungetrübtem Glück.
O ihr Sonntagsfeierstunden,
Mit dem Friedenszweig umwunden,
Freundlich kehret bald zurück!
Wie die Welt sich rings verschönt,
Wenn die Sonntagsglocke tönt!

Sommertage auf dem Lande.

(Skizzen aus einem Tagebuch.)

I.

Mein Versprechen will ich halten. Ich führe ein kleines Tagebuch, wie Du es wünschest. Aber erwarte nur wenig davon! Nicht um zu schriftstellern bin ich auf's Land gezogen. Ich werde Dir höchstens flüchtige Skizzen bieten, Aphorismen, sentimentale Bruchstücke, ein humoristisches Quodlibet, Alles ohne Plan, ohne Ordnung. Ich werde die Feder ergreifen und sie wieder weglegen, wie es mir gerade einfällt. Uebel wäre es indessen nicht, wenn man seine Briefe an Freunde immer gerade auf diese Weise schriebe; es käme dann mehr Natur hinein und mehr Wahrheit, und sie würden wenigstens ein Spiegel des Augenblickes. Briefe an Freunde sollte man nie als Arbeit behandeln.

Ob mir die Stadt leid thut? Das gerade nicht, aber doch gehen mir ihre Gewohnheiten noch ein wenig nahe und es war mir heute fast ärgerlich zu Muthe, daß ich des Morgens beim Frühstück die neuesten Zeitungen vermißte. Die Gewohnheit übt doch eine große

Gewalt über den Menschen. Jede Aenderung, jeder Uebergang ist daher unangenehm. Gewohnheit giebt uns am Ende den Maßstab ab, mit dem wir messen, und wenn sich ein starker Geist auch von Allem frei macht, der Gewohnheit des Lebens entwächst er nicht.

Ein Städter, der auf's Land zieht, muß ein wenig Philosophie mitnehmen. Die Einsamkeit muß man mit Gedanken und mit Gefühlen bevölkern, sonst wird sie lästig. Auch gehört weniger Kopf dazu, einen Roman von Clauren zu lesen, als das Buch der Natur zu verstehen. Ich habe alle Bücher zu Hause gelassen, da ich in letzterem gerne einmal studiren möchte. Vor meinem Fenster erheben sich zwei alte Kastanienbäume. Sie kommen mir vor, wie zwei Gebetbücher. Auf jedem Blatte stehen fromme Betrachtungen, lehrreiche Worte von der weisen Einrichtung der Welt, von der Liebe Gottes, die Alles erhält. Jene Blumen dort sind lyrische Gedichte und sagen, daß die Liebe die bescheidene Stille liebt und daß der schönste Traum des Lebens nur kurz ist. Wie ein gemüthlicher Roman rauscht hier der Bach dahin und murmelt mir einfache, aber rührende Novellen zu von einer Bäuerin von sechzehn Jahren, die am letzten Ostertage ihr junges Herz verschenkt hat, und von einem Reisenden, der auf dem Brückchen dort oben gestanden und dem Bache einen Gruß in die Heimath mitgegeben hat. Bei dieser lebendigen, poetischen Bibliothek vermisse ich die Stadtromane, die so voll sind von blutigen und gräßlichen Abenteuern, von Schande und Unnatur, von Affectation und Lüge, durchaus nicht.

II.

Hier auf dem Lande geht man nicht in Gesellschaften. Dagegen hat man seine Lieblingsplätze, die man oft und gern besucht. Ich habe heute einen solchen ausgewählt und zwar als Ruheort nach der Mittagsmahlzeit. Es ist ein ächt ländlicher Wiesenborn.

Auf der Südseite des Wiesenthales erhebt sich der Rasen und bildet ein weiches Ruhebett. Eine Gruppe weithin schattender Kastanienbäume wölbt sich zu einem Baldachin. Das saftige, junge Grün und das klare, zarte Himmelsblau fließen in eine dem Auge ungemein wohlthuende Farbenmischung zusammen. Wann nun zur Mittagzeit die Sonne ihren goldenen Strahlenregen niedergießt, der in die Kelche der Blätter und Blüthen träufelt, wann die Blumen um den Born in hellem Lichte wie Sterne des Tages glänzen, wann die Wiese, wie ein seidener Teppich, mit schwarzgrauen Schattenarabesken durchwirkt ist, wann die Thalfläche wie eine heitere Gemälde-Ausstellung vor mir liegt, hier ein unter Bäumen gelagertes Dorf, dort einen vergoldeten Thurmknopf, hier eine besonnte Waldecke und dort einen umzäunten Meierhof darstellend, — wann der warme Hauch des Mittags sich an den Küssen der Najade kühlt, wann die Bienen und Mücken über mir schwärmen und summen und die Quelle unter mir murmelt, wie eine aus der Tiefe aufströmende Geistermusik —, dann sitzt es sich gar anmuthiglich an meinem Wiesenborn. Das Dolce farniente bettet mir ein weiches Lager. Ich versinke in ein träumerisches Nichtsthun und vergesse alle Welthändel bis auf die Erinnerung und vergesse,

daß die Menschen sich so oft einander das Leben verbittern, daß der morgende Tag mir Sorgen bringen kann und daß ein Jeder krank ist am Leben.

III.

Man sieht ganz deutlich, wenn man nur ein Paar Stunden auf dem Lande ist, daß die Dichter und Novellenschreiber die Natur gewöhnlich gar nicht studiren; Einer studirt, oder Einer kopirt höchstens den Andern. Wenn sie eine Mondnacht, einen Sonnenuntergang beschreiben, so sind es stets die alten, abgenutzten wiederkehrenden Bilder. Und doch, wie unerschöpflich wäre der Stoff, wie viel Variationen ließe das große Thema zu. Jede Baumgruppe, jeder Waldbach, jeder Rasen, jede Hügelreihe bietet eine eigenthümliche Ansicht, aber es fehlt das Auge und die Hand des Künstlers. Neu zu seyn, das ist jedes Künstlers Aufgabe; er muß schöpferisch wiedergeben, nicht sclavisch copiren, und neue Fehler sind doch am Ende noch besser, als alte, nachgemachte Tugenden. Heutigen Tages, wo so viele Bücher geschrieben werden, studirt man alle, — aber man vergißt das Buch der Natur. Ueber dem Lesen verlernt man das Leben. Man verliert dasjenige, was gerade am meisten Werth hat, die Eigenthümlichkeit. Bücher machen oft gelehrt, aber nie geistreich. Selbstproduzirende Köpfe sind eben so selten, als recapitulirende häufig.

IV.

Auch ein fleißiger Kirchengänger bin ich wieder geworden. Hier auf dem Lande braucht man nicht erst

auf den Sonntag zu warten; es ist alle Tage Kirche, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Ich wohnte heute einem Feste bei, das mir seit Jahren ganz fremd geworden, nämlich einem Sonnenaufgang. Als ich den Berg erstieg, war die Kirche Gottes noch dunkel und Stille herrschte in ihren Hallen; nur ein Paar Sternen-Ampeln sah ich in tiefer Ferne. Nun stand ich auf dem Berge. Ich schwieg und mir war, als ob ich betete. Bald lichtete sich mehr und mehr der dämmernde Himmel; es flohen die Schatten und die Lichtstrahlen wuchsen wie Knospen hervor. Unter mir eine Wiederholung der Erschaffung der Welt, eine allmählige, zauberisch-schöne Enthüllung der verschleierten Tempelbilder — und über mir ein Himmel, der sich eben der Umarmung der Erde zu entwinden schien. Schon flogen die luftigen Chorknaben, die Lerchen, um den Berg-Altar und die Morgenlüfte weckten die schlummernden Blätter und alle Blumenaugen waren voll Freudenthränen, daß sie bald ihre gute Mutter, die Sonne, wiedersehen würden. Sie erschien, mit glühenden Fersen über die Giebel der Berge schreitend und die Diamanten ihres Strahlenmeeres weithin ausstreuend über Thal und Flur; — sie erschien und jeder Thautropfen sog liebe-inbrünstig ihr Bild ein, jeder Grashalm spiegelte es ab, jede Quelle hielt ihm die ruhige Fläche entgegen; — sie erschien und wie eine wundersame, tausendstimmige Orgel grüßte alles Leben ihr entgegen.

Die große Kirche war nun ganz erleuchtet. Kein Altar war ohne Opferkerzen, keine Baumkapelle ohne Opferkränze und durch die hohen Domeshallen der Lin-

den und Buchen träufelte eine Cascade von Licht hernieder. Ich sah den Prediger nicht und suchte ihn nicht. Aber doch glaubte ich seine Worte zu vernehmen und zu hören, wie über den Text gesprochen wurde: Gott ist allmächtig und allgütig! — Aller Zeiten, aller Orten wird dieser heilige Text wiederholt, aber nie erschöpft; die Weisen aller Nationen suchen ihn zu erläutern, aber sie kommen über das ABC-Buch nicht hinaus! Die Werke der Menschen kann man ausmessen; Gottes Werke sind gerade da fast am unermeßlichsten, wo sie am kleinsten sind. —

Wenn mir in dieser Stunde, wo jeder meiner Gedanken ein Gebet war, Einer gekommen wäre und mir gesagt hätte: Die Flamme hat Dein Haus verzehrt. Fasse Muth! — so würde ich geantwortet haben: Des Herrn Wille geschehe! — Der Mensch hat Stunden, wo ihm das Leben sehr schwer wird, aber auch andere, wo die großen Gedanken jede Bürde von ihm abwälzen. Der Glaube weitet den Geist aus und macht ihn stark. Und was ist das für ein Glaube? Seine Beweisgründe keimen aus der Erde, glänzen aus den Sonnenstrahlen, stehen am blauen Himmel geschrieben und in den granitenen Säulen der Berge. Man lernt ihn auch ohne Katechismus.

V.

Nach dieser Morgenandacht besuchte ich den Pfarrer des Dorfes, dem ich sagte, daß ich so eben aus der Kirche komme und mich sehr erbaut habe. Ich fügte noch hinzu: Wie die Sonne im Wassertropfen, so spiegelt sich die Sonne

des Glaubens in jedem Menschengeiste; aber in jedem wirft sie andere Farben, malt sie sich anders. Was Einer glauben soll, das kann man ihm nicht befehlen. Was die Religionsform betrifft, so ist sie wie ein Kleid. Nach Ort und Zeit ist der Zuschnitt verschieden, die Farbe und die Güte des Tuches ebenfalls. Wir wollen demnach Duldung üben und Denjenigen nicht anfeinden, der einen andern Rock trägt, als wir.

Der Pfarrer, ein aufgeklärter Mann, stimmte mit mir überein. Wir gingen im Garten auf und ab und ich bemerkte, wie viel Freude er seinem Besitzer machte. So lebt sich jeder Mensch in Dasjenige hinein, was er besitzt, und in den Kreis, der ihm angewiesen ist. Die Art, wie wir die Dinge ansehen, verfeindet oder söhnt uns mit ihnen aus. Jedes Verhältniß hat seine hellen und seine trüben Seiten; Mancher fühlt sich auf breiter Straße beengt, und Mancher bewegt sich frei auf schmalem Pfade. Dem Städter ist es nur wohl auf dem geräuschvollen Markte des Lebens und der Dorfbewohner macht sich mit der ländlichen Stille vertraut; der Künstler durchsegelt die luftige Welt seiner Ideale und der Kaufmann spricht nur der Waare einen Werth zu, die er mit Händen greifen kann. Einer lebt mit Gedanken und ein Anderer mit klingenden Thalern, Einer in behaglicher Ruhe und ein Anderer in stürmischer Thätigkeit; darum ist Keiner glücklicher als der Andere und seinen Theil am Mißgeschick hat Jeder. Ich beneidete den Pfarrer nicht, aber es freute mich, daß ich ihn nicht zu beklagen hatte. Er erzählte mir Manches aus seinem Leben. Der Blick in die Ver-

gangenheit stärkt das Auge für den Blick in die Zukunft. Hinter uns sehen wir meistens das Walten einer gütigen Vorsehung, warum nicht auch vor uns? Kann uns das Gestern nicht trösten über das Heute? Und wie selten wird Einem mehr aufgebürdet, als er tragen kann? Wohl dem, der mit Vertrauen durch's wechselvolle Leben geht und einen höheren Standpunkt gewinnt, daß die Wolken und die Gewitter unter seinen Füßen hinziehen. Jede Lebensgeschichte ist ein Wunder und meistens ein beruhigendes. Wir zahlen dem Schmerz die Schuld und die Freude zahlt uns die ihrige.

Ueber diese und ähnliche Dinge wurde noch viel gesprochen. Die ländliche Stille ladet zur Einkehr in uns selbst ein. Im Gewühl der Stadt verliert man oft nichts so sehr aus den Augen, als gerade sich selbst. Man gewinnt kaum Zeit, einen Blick der Betrachtung in sich hineinzuwerfen; man hat zu viel dahin und dorthin, über sich und unter sich zu sehen; man wird zerstreut und sucht Zerstreuungen; man verfolgt und wird verfolgt. Doch giebt es so viele wichtige Fragen, deren Ernst mächtig ergreift, deren Lösung schwierig, ja unmöglich ist. Für das Glück der Menschen ist es vielleicht gut, daß die meisten weder Zeit noch Muse haben, sich um diese Fragen zu bekümmern.

VI.

Es lebe der Sommer! Wie ist er so schön und lieblich, feurig und kräftig! Kaum vergönnt er sich eine Stunde der Ruhe. Kurz nach Mitternacht erwacht

der Sommertag, von den jubelnden Lerchen begrüßt, und küßt mit rosigem Munde die Spitzen der Berge und die Wipfel der Bäume. Wie ein Zauberer aus Osten verwandelt er Alles. Nun eilt er unermüdet umher, steigt von Hügel zu Hügel, wirft Blumen über die Auen und Schatten über die Bäche. So geht es den ganzen langen Tag, bis er am späten Abend erst ausruht, in Schlummer gesungen von seinen Nachtigallen. Der Sommer ist der König des Jahres und geht einher in prächtigem Schmucke, in grünem, reichgesticktem Talare, mit einer Krone aus Sonnenstrahlen! O, werdet doch dieser herrlichen Tage recht froh! Macht euch bittere Vorwürfe um jede Minute, die ihr nicht genossen habt! Werdet nicht müde, dem Himmel in die blauen Augen zu sehen, und badet sie in der grünen Welle des Lindenbaumes! Rechnet nicht aus, wie viel Jahre ihr etwa noch leben könntet, sondern wie viel Lebensgenuß sich in eine Stunde hineinlegen läßt! Die Gegenwart sey eure Zukunft! —

Aber weg mit der Feder! Mit den grünen Zweigen klopft der Kastanienbaum an mein Fenster und der junge Vogel singt mir zu, wie schön es sey im Freien. Ich muß hinaus, fort, über die Hügel und in den kühligen Waldschatten. —

VII.

Ich habe neulich in der Stadt ein französisches Vaudeville gesehen, ich glaube, es ist von Scribe und heißt: nach Sonnenuntergang. — Ein gar poetischer Titel! Und ich glaubte, etwas Lyrisches zu fin-

den, etwas Gemüthliches. Es handelte sich um weiter Nichts, als von Schulden und von einem Taugenichts, den man nach französischem Gesetze nicht arretiren darf, sobald die Sonne untergegangen ist. Daß man doch die Misère des Lebens und den Jammer der Schulden so gerne zum dramatischen Motive macht! —

Heute wurde auf dem Lande auch aufgeführt: Nach Sonnenuntergang. Wie war dies Drama so voll Leben und Seele! —

Ueber allen Wipfeln
Ist Ruh';
Ueber allen Gipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch.

Ich sang das Lied weiter und es ruheten die Vöglein im Walde und die Spitzen der Tannen regten sich nicht. „Bald ruhest Du auch!" hat Göthe weiter gesagt — und Er ruht schon mit all seinen herrlichen Gedanken, mit dieser Seele, die ein Weltspiegel war. Tausende ruhen, wie er, da unten, wo es keine Rosenknospen mehr giebt und keinen Waldesschatten mehr. Eine Spanne lang ist unser Leben und das Ende macht Alles gleich, ob wir Bettler waren oder Könige!

Bald ruhen wir Alle! Es ergriff mich eine tiefe Wehmuth, als ich dies dachte, und es ward mir, als müsse ich mit tausend Armen an's Leben mich festklammern.

Wenn man doch das Wörtchen Sterben aus dem Lebensbuche streichen könnte! Es ist ein entsetzliches Wort und die Gedanken sinken ermattet zusammen,

wenn man darüber nachgrübelt. Millionen Fäden knüpfen uns an's Leben — und ein Schlag soll sie alle zerreißen, ein Schlag mit jener Sichel, deren Schneide von Pol zu Pol, von der Höhe bis in die Tiefe reicht! Alles, — Alles ergehe über uns, mein lieber Freund, für den ich diese Zeilen schreibe, nur der Tod nicht. Warum soll ich's nicht gestehen, ich lebe gern, für mein Leben gern. Giebt es doch jeden Tag in der Welt etwas Neues zu sehen und zu hören und die Menschen sind — neugierig. —

VIII.

Herrlich ist's im Grünen!
Mehr, als Opernbühnen,
Ist mir Abends unser Wald,
Wann das Dorfgeläute
Freundlich aus der Weite
Durch der Wipfel Dämm'rung schallt.

Ich schreibe diesen Vers aus dem Gedächtniß nieder. Schlage bei unserm lieben Matthisson nach und ändere, was ich etwa geändert habe, ohne es zu wollen. — Ich liebe in allen Dingen die Treue. — Man hat sich viel darüber gestritten, ob Matthisson ein Dichter sey. Sie mögen es unter einander ausmachen. Ich halte ihn für einen. Sie werden fortfahren zu streiten, man wird sie mit ihrem Streite und mit ihren Sophismen vergessen, — aber den Matthisson vergißt man nicht und seine Kinderjahre bleiben schön, so lange die Erinnerung des Herzens lebt. In diesen Gedichten findet man noch, was immer seltener wird bei den

neuern Poeten, — Natur und Wahrheit. — Sie wollen jetzt originell seyn und werden bizarr; sie wenden ihre sogenannte Subjectivität heraus, — aber diese ist krank, phantastisch verzerrt, eitel und süffisant. Man hört so oft, die ältere Literatur sey veraltet. Aber es sind das nur Redensarten. Hast Du Deinen Matthisson zur Hand genommen? Ich muß schließen; es ist schon spät; die Geisterstunde naht, und —

Die bretterne Kammer
Der Todten erbebt,
Wann zwölfmal den Hammer
Die Mitternacht hebt. —

IX.

Wie ist's so still umher. Man glaubt, den Pulsschlag der sterbenden Zeit zu vernehmen und den leisen Fußtritt der Priesterin Nacht und das Rauschen der Gewässer über uns, in denen die Sterne schwimmen. Heilige Stille der Nacht, — unter Deinem Flügel ruhen alle Seelen der Menschen und der Blumen und Deine erhabene Stille vernimmt die Gebete aller Frommen.

X.

Eine zweite Lieblingsstelle habe ich gefunden und zwar im Walde. In der Stadt habt ihr eure Lieblings-Opern, -Bücher, -Menschen, -Bilder, hier hat man seinen Lieblingsort.

Mitten im Walde liegt eine Anhöhe. Von hier herab beherrscht das Auge einen ziemlich weiten Gesichts-

kreis über ein wogendes Blätter-Meer. Zu beiden Seiten erhebt sich der Boden, mit Nadelholz bewachsen, und dazwischen liegt frisches Laubholz, eine schmale Waldstrecke, die sich nach Westen hinzieht, wie ein lustiger Strom von meergrünem Wasser. Im Norden, hinter mir, steigt das Waldgebirg höher empor und gleicht einer bemoosten Mauer. Wann nun der Abend sein Purpurroth mit den grünen Waldwellen mischt, wann der Farbenschaum emporspritzt und die Gipfel der Birken und der Buchen erglühen, wann der sanfte Widerschein auf den Tannen zittert, wann der Tag ermattet niedersinkt und die wilden Giesbäche rauschen, wann die Schatten der Hügel ihre langen Arme ausdehnen, — dann sitze ich hier und habe bis auf die Erinnerung vergessen, daß es in der Welt noch etwas Anderes giebt, als diesen Wald, als diese ernste, feierliche Einsamkeit. Ja, mehr als Opernbühnen ist mir Abends unser Wald. Hier haben die Menschen das Kirchenbauen gelernt und ihre Kirchen sind steinerne Wälder, gothisch nachgeahmte Waldhallen.

Ich saß heute an dieser Stelle, als ein jugendlicher Wanderer seines Weges vorüberzog. Er war leicht gekleidet und trug ein zierliches Ränzchen. Er fragte mich nach dem Wege; ich antwortete; es gab ein Wort das andere und wir wurden schnell bekannt. Auf Reisen trägt man das Herz auf der Zunge, um so mehr, wenn man, wie dieser Fremdling, ein Künstler ist; er war Maler. Künstler sollten oft reisen. Daheim hat oder bekommt das Leben bald eine gewisse Eintönigkeit, die den Geist abstumpft. Aber wie anregend ist das Wan-

derleben! Jeder Tag bringt neue Bilder, neue Menschen, neue Abenteuer. Da arbeiten die Gedanken frisch und munter, während sie daheim auf dem Sopha in bequemer Nachlässigkeit ausruhen. Der Maler war von guter Familie und seine Eltern hatten es ungern gesehen, daß er den Pinsel ergriff; lieber wäre es ihnen gewesen, er hätte nach einem Titelchen am Hofe gerungen. Er sagte, als ich von dem Hochmuthe des Adels sprach, er habe dagegen folgendes Motto:

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Von Hochmuth, den der Adel übt;
Des Adels Hochmuth wird sich geben,
Wann eure Kriecherei sich giebt.

Der Mond war bereits aufgegangen, als wir das Ende des Waldes erreichten. Wir verplauderten noch ein Paar Stunden unter Gottes freiem Himmel.

XI.

Meine heutige Morgenpromenade hat mich ganz philosophisch gestimmt. Ich habe an vergangene Tage gedacht und zwar an einen Sonntag, den ich vor etwa fünf Jahren hier verlebte in fröhlicher Gesellschaft. Die Erinnerung stimmt das Saiteninstrument unserer Seele immer in Moll, in eine rührende Harmonie. Wir können aber der Natur nicht genug dafür danken, daß sie uns so eingerichtet hat, daß wir der Leiden, Schmerzen, Entbehrungen, langweiligen Alltagsstunden, mühevollen Geschäfte so leicht vergessen und dagegen die Freuden und schönen Ereignisse tiefe Wurzeln in unserm Ge-

dächtnisse schlagen. Wer hat diese Bemerkung nicht schon selbst an sich gemacht? Und woher kommt es eben anders, daß wir immer von der schönen, lieben, alten, leider vergangenen Zeit reden? daß wir diese, wenn sie auch mühevoll war, so oft zurückwünschen? Diese Einrichtung unserer Natur scheint deßwegen gemacht, um uns eine kleine Entschädigung zu gewähren für das Unangenehme im Leben. Auch ist es ein so frohes und erhebendes Gefühl, unter den mancherlei Stürmen des Lebens herumgetrieben worden zu seyn und doch den Sieg über das empörte Element davongetragen zu haben. Der Mensch freut sich seiner Kraft und der Kampf ist ihm oft lieber, als der Sieg. Bei diesem Ringen nach einem Ziele sucht er immer sein Glück und sein Heil; alle Lebensereignisse demnach, welche diesem Glücke entgegengestanden haben, stößt er als ihm mißfällig ab und vergißt sie leicht und bald; die frohen Erscheinungen hingegen hält er so fest als möglich, schätzt sie um so mehr, da sie selten sind und dem Leben gleichsam abgezwungen. Auch deßwegen liegt uns die vergangene Zeit in einem angenehmen Licht, weil wir erst dann über ein Ereigniß richtig raisonniren, wann es vorbei ist, wann wir nicht mehr Handelnde, sondern nur Beschauende sind, wann wir kalt und ruhig betrachten. Das thätige Leben ist dem betrachtenden oft ungünstig.

XII.

Ein warmer Sommerregen ist gegen Abend gefallen und hat die Erde erquickt. Wie schön ist es während

und wie noch schöner nach einem solchen Regen. Der Abend ist kühl und frisch; der feuchte Moosteppich ist mit Perlen bedeckt; unter den Blättern regt sich der Vogel und schüttelt den nassen Flügel und betrachtet die Tropfen in seinem Neste; Wohlgerüche schwimmen durch die Luft und alle Farben haben neuen Glanz. Man muß es ja nicht versäumen, nach einem solchen Regen hinauszugehen und die neu belebte Welt zu beschauen.

XIII.

Man liest oft in älteren Büchern, wie viel Tugend auf dem Lande und bei den Bauern wohne. In neueren Schriften hat man das weggelassen und mit Recht. Die Menschen sind überall mangelhaft, nur die Art des Mangels unterscheidet sie. Der Bauer hat wilde, der Städter zahme Laster. Das ist vielleicht der ganze Unterschied. Jener führt Prozesse über das Mein und Dein, zerstört durch Saufen seine Gesundheit, prügelt seine Frau, verhöhnt seinen Pfarrer, betrügt seinen Nachbar, lohnt eine empfangene Wohlthat mit Undank, gleicht in der Leidenschaft einem wilden Thiere und verachtet oft genug Vater und Mutter. Und dagegen Dieser, der Städter? Ganz dasselbe, nur verfeinert. Von den patriarchalischen Tugenden der Landbewohner rede mir Einer nicht. Die Massen sind verderbt, — nur Einzelne besitzen einzelne Tugenden. Schon Voltaire hat gesagt: **L'homme est bon, mais les hommes ne valent rien.** — Die Armuth erzeugt Rohheit, der Reichthum entnervt und erschlafft; in der Niedrigkeit

bleibt man ungebildet, in der Hoheit wird man überbildet. Mir gefällt es auf dem Lande als Besuchmacher sehr wohl, aber nicht wegen der idyllischen Menschen, sondern wegen der frischen Luft, wegen des grünen Waldes, wegen der herrlichen Sommertage. Im öden Winter, wo der Mensch an den Menschen gewiesen ist, möchte ich hier nicht wohnen.

XIV.

Noch eine Morgenpromenade.

Schon entweicht der Mond mit den Gestirnen der Nacht und am dämmernden Himmel sieht man die ersten, sich eben eröffnenden Rosenknospen des Morgenlichtes. Bald entfliehen die dunkeln Schatten und scheinen sich in die Wälder zurückzuziehen; die Nebel bewegen sich um die Häupter der Berge, um mit der Sonne, die sie verscheuchen will, zu kämpfen; allmählig zerrafft die Nebeldecke und die grünenden Hügel steigen freudig empor; die Bäume baden ihre duftende Krone in der Morgenluft und bald werden auch die Wohnungen der Menschen sichtbar. Die Flüsse werden im Spiegel des Himmels und die Bäche sind mit den Rosenblättern des Morgenlichtes bestreut; ein kühler Wind spielt um den Saum der Quelle und die Wiesen liegen mit Perlen besäet. Wie sich das Museum des Morgens immer mehr entschleiert, wie der Himmel immer klarer und die Erde immer belebter wird! Der Osten hat sich entflammt und auf den Altären der Berge scheinen Opferflammen zu brennen, die Hügel glühen und der Wald

brennt in Morgenroth. Wann sich endlich die Sonne ganz erhoben hat und wie eine siegreiche Göttin ihren hohen Triumphbogen bauet, wann Ströme von Licht aus allen Höhen und in alle Tiefen fließen, wann der tausendfältige Farbenaccord des Tages in alle Augen strömt, wann jeder Baum eine singende und blühende Welt empor trägt und wann die Schöpfung der Welt sich erneut hat, daß Alles so reizend dasteht, wie am ersten Tage — dann erfüllt mich ein Gefühl der Bewunderung und des Dankes. Der Landmann, von der Stimme des Hahnes geweckt, hat sein Lager verlassen, und — wie der Naturmaler Hirschfeld sagt — „munter bereitet er seine Feldgeräthe vor der Hütte, von hohen Eichen beschattet und von nahen Wiesen umduftet. Am Eingange des Forstes steht der Hirsch und sieht den frühen Reisenden vorüberziehen, gafft ihn mit furchtsamer Neugier an und rauscht in die Gebüsche zurück. Die Thiere jauchzen dem jungen Tage entgegen und suchen ihre Nahrung; der Stier führt mit gemessenen Schritten die Heerde wieder zur Weide hin und das Gebrüll und der Klang der Schellen durchtönt den Weg; neben ihm springen die Schaafe aus ihren Hürden hervor, und die Hügel umher antworten auf das Geblöck und das Hom des Hirten."

Von allen Naturanschauungen, welche mir mein Aufenthalt auf dem Lande geboten hat, waren die des Sonnenaufgangs und des Morgens die schönsten. Indem ich jetzt die letzten Zeilen in das für Dich bestimmte Tagebuch schreibe, gebe ich Dir den Rath, die Last des Berufslebens auch einmal von Dir abzuwerfen, und in

den Armen der Natur die erneute Kraft und Erhebung zu gewinnen. Es ist nöthig, daß man jedes Jahr wenigstens einmal seines Lebens wieder recht froh zu werden sucht und hierzu ist Veränderung des Ortes erforderlich. Nimm nun diese anspruchlosen Blätter freundlich hin und lasse es nicht unbeachtet, daß ich sie als Skizzen und Umrisse, nicht aber als Arbeiten schriftstellerischer Ausführung geboten habe. Bald kehre ich in die Stadt zurück und das lebende Wort soll dann der Mangelhaftigkeit des todten Buchstaben nachhelfen.

Das Posthorn.

Sehnsucht wecken deine Klänge,
Rufen aus dem Vaterhaus
Fort in's bunte Weltgedränge
Ueber Strom und Flur hinaus; —
Doch auch Sehnsucht nach den Lieben,
Die uns lange fern geblieben,
Hoffnung bald'ger Wiederkehr;
Denn der Trennung Leid ist schwer.

Mit wehmüthigem Verlangen
Lauscht die Jungfrau deinem Ton.
Wird sie bald den Freund umfangen,
Ihrer treuen Lieb' zum Lohn?
Deines Klanges milde Welle
Strömt durch's Gitter in die Zelle
Des Gefang'nen und er fühlt
Sich von Waldesluft umkühlt.

Um die stolzen Buchenwipfel
Glühet ein Rubinenkranz!
Morgenwind im Tannengipfel
Spielt mit blauem Aetherglanz;
Specht und Kukuk schrei'n; es rauschen
Wilde Bäche; Blumen lauschen, —
Und des Posthorns voller Klang
Mischt sich in den Waldgesang.

Hoch dort wölben sich die Bogen
Einer Brücke. — Auf dem Stein
Ruht ein Wand'rer; in die Wogen
Schaut er trüben Blicks hinein.
Ach! das Posthorn weckt die hellen
Jugendträume; — auf den Wellen
Schwimmen sie in Mittagsgluth
Und elegisch wogt die Fluth.

Wie es durch's Gezweige flimmert,
Wie es dämmert abendlich!
Auf dem Bauholz, frisch gezimmert,
Schaukeln munt're Kinder sich.
Schon erglüh'n die ersten Sterne;
Posthorn tönet aus der Ferne,
Tönet näher, lauter nun, —
Und die muntern Spiele ruh'n.

Alles schläft, bis auf die Katze,
Die gern schwärmt bei Vollmondspracht;
Todt ist's auf dem Rathhausplatze,
Nur die Brunnenröhre wacht.
Posthorn schmettert, Mauern beben,
Und ein Dichter hört's, der eben,
Lüstern nach dem Minnesold,
Sich zum Liebchen schleichen wollt'.

Posthorn! du belebst die Auen,
Rufst der Quelle und dem Bach
Grüße zu, und in den lauen
Nächten wird dein Echo wach;
Durch das Laubdach der Platane
Zittert's und im Silberkahne,
Von der blauen Fluth umrauscht,
Hält Selene still und lauscht.

Mutter! wiederseh'n noch heute
Sollst du dein geliebtes Kind.
Diese Töne künden Freude
Und wie Tröstung weht es lind.
Posthorn schallt, — im Silberhaare
Lauscht ein Greis und denkt der Jahre
Seiner frohen Wanderschaft,
Der entschwund'nen Jugendkraft.

Weit durch alle deutschen Lande
Töne deine Melodie,
Schlinge fester stets die Bande
Deutscher Heimathpoesie!
Stimmet ein, ihr Posthorntöne:
Alle sind wir Deutschlands Söhne!
Schmettert freudig fern und nah:
Lebe hoch, Germania!

Bücher und Menschen.

Bücher und Menschen hat man seit Abraham a Santa Clara bis M. G. Saphir, seit Rabelais bis Jules Janin, seit Swift bis Bulwer, schon oft unter- und miteinander verglichen. Solche Parallelen erschöpfen sich nicht; — denn zwischen Menschen und Büchern herrscht große Aehnlichkeit. Sie stehen in fortwährendem Rapport, und nehmen Dies und Jenes von einander an. Alles liest oder schreibt heutigen Tages Bücher, und der Schreibenden sind nicht viel weniger, als der Lesenden; — nur der Kaufenden dürften mehr seyn. Der Engländer gefällt sich auf der wogenden See, der Franzose auf den Gefilden des Krieges, der Spanier am Hofe und im Kloster, der Italiener in der Kirche und in der Oper, der Schweizer auf den Bergen, der Holländer im Waarenlager und der Deutsche bei seinen Büchern. Mit und nach Büchern beherrschen wir den Staat, legen wir Eisenbahnen an, reformiren wir die Kirche, sieden wir Essig und brauen Bier, gehen wir in die Küche und in den Keller, kurz, beginnen und beschließen wir Alles.

Sonst waren die Bücher schwerfälliger und schwerer, jetzt sind sie leichtfertiger und leichter; — sonst arbeitete Einer ein halbes Leben oft an Einem Werke und förderte durch unermüdliche Arbeit ächtes Gold, wenn auch noch mit allen Schlacken, an den Tag, — jetzt verarbeitet man gewöhnlich einen Gran Gold, um hundert Geschirre oder Spielsachen von Blech damit zu vergolden; sonst war die Form und Abfassung herbe oder steif, jetzt ist sie glatt und elegant. Sonst vollendete man Bücher in Jahren, daß sie für Jahre dauern möchten, jetzt in Tagen, und ist zufrieden, wenn sie ein Paar Tage Aufsehen erregen. Es ist übrigens in der Bücher-, wie in der Handelswelt gegangen; sonst gab es mehr Engros-Geschäfte, jetzt giebt es mehr Detail-Handel. Sonst trieb man Abgötterei mit Wenigen, jetzt verehrt man Keinen mehr, und lebt mit Allen auf ganz familiärem Fuße. Sonst studirte man die Bücher, jetzt überblättert und durchfliegt man sie; sonst waren sie Hausfreunde oder liebe Verwandte, jetzt sind sie Leute, die uns en passant eine kurze Visite machen. Sonst kaufte man, jetzt leiht man Bücher.

Eine Hauptsache bei Büchern und Menschen ist der Titel. Je brillanter, je versprechender dieser, desto mehr gesucht sind jene. Ein guter Titel hat schon manches werthlose Buch zu einigem Ansehen gebracht, so wie oft ein unbedeutender Mensch durch einen stolzen Titel glänzt. Was wären die meisten Menschen ohne Titel? Man würde den Einen von dem Andern gar nicht unterscheiden können. Der ist der wahre Mann, dessen Namen keines Titels bedarf, um zu glänzen. Voltaire hatte es

nicht gerne, wenn seine Beurtheiler ihn **Monsieur de Voltaire** nannten, und er sagte zu einem derselben: **Je ne suis plus Monsieur. Qu'on me nomme Voltaire.** Den größten von allen Titeln gab der Kaiser von China dem berühmten Newton, als er ihm geschrieben haben soll: — An den großen Newton in Europa. Titel haben wirklich viel Aehnlichkeit mit Schellenkappen, welche aber oft ihren Zweck nicht verfehlen. Am drolligsten nehmen sich die großen Titel aus, wenn man sie an die kleinen Madamen richtet. Eine schöne oder liebenswürdige Frau bedarf keines Titels, um alle Herzen und Augen zu entzücken. Ihr schönster Titel ist der einer Jungfrau, Mutter, Gattin, Schwester, Hausfrau, Freundin. Titelstolze Frauen kommen mir vor, wie Leute, die mit erborgtem Gelde einen prachtvollen Haushalt führen. Wie jene Römerin sagte: ihre Kinder seyen ihre Perlen, so sollten alle Frauen sagen, ihre Tugenden seyen ihre Titel.

Nach dem Titel folgt die Vorrede. Sie ist am schönsten, wenn sie am kürzesten ist; — denn wem wäre ein langes Antichambriren angenehm? Vorreden sind meistens unnütze Fürsprecher und Scheinredner. Gute Bücher bedürfen ihrer nicht, und schlechten helfen sie wenig. Die Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen, ist ein natürliches Vorrecht des Genies. Wie ein gutes Gemälde keiner Unterschrift, so bedarf ein geistvoller Ausspruch keiner Einleitung. Auch die Menschen, wenn sie etwas vorzutragen haben, machen häufig gar lange Vorreden, die freilich als Verlegenheits-Aushelfer oft zu entschuldigen sind. Dazu kommt noch, daß es Personen

giebt, denen man nur auf Umwegen beikommen kann, und die erst den Hof gemacht haben wollen. Jemand hat gesagt, das Leben sey zu kurz für lange Vorreden. Könnte dies nicht auch von den langen und in den meisten Fällen üblen und gehässigen Nachreden gelten?

Der Inhalt der Bücher ist gar vielfarbig und verschiedenartig, so wie auch der unseres Lebens. Die Farbe der Kindheit ist das zarte Roth der Freude und das reine Weiß der Unschuld; die der Jugend, das Blau des Glaubens und das Grün der Hoffnung; die des Mannes, das Dunkelroth des ernsten Strebens und das Gold der Ehre; und die des Alters, das Aschgrau und das bleiche Gelb, die Farben des Ablebens und Verwelkens. Das Lebensbuch der meisten Menschen ist eine Ausgabe auf ordinärem Löschpapier, eng und schlecht gedruckt, mit winzig breitem Spatium. Pracht-Ausgaben sind selten. Duodez-Ausgaben und Duodez-Menschen sind sehr beliebt, weil man sie bequem in den Sack stecken und überall leicht unterbringen kann. Goldschnitt ist an Büchern und Menschen sehr empfehlend, und ein eleganter Einband macht oft Glück. Sonst waren die Bücher in Pergament und Schweinshaut gebunden, und ein solcher Band ist unverwüstlich; — jetzt werden sie elegant brochirt, welches aushält von 11 Uhr bis Mittag. So ist es mit Allem. Sonst dachte man nur an das Dauerhafte, jetzt denkt man an's Billigste, an's Leichteste, an's Eleganteste. So hat jede Zeit ihre Mode.

Ueber die Masse der vorhandenen Bücher wird mehr geklagt, als nöthig wäre. Aber ist der Geschmack, sind

die Bedürfnisse der Menschen nicht sehr verschieden? Nehmen wir an, daß ein halbes Dutzend von Individuen z. B. in einen Buchladen treten, um sich ein Lehrbuch der Geschichte zu kaufen. A. will Alles recht weitläuftig, vollständig und im Chronikstyle; B. verlangt eine pragmatische, gedrängte und raisonnirende Erzählung; — Dieser will, daß der Standpunkt des Historikers in den Prinzipien der Kirche und des Staates streng unterwürfiger, und Jener, daß er ein ultra-liberaler und durchaus rationalistischer sey; E. liebt einen blühenden, glänzenden Styl und originelle Bilder, — F. dagegen eine ruhige, besonnene, von aller Declamation, die man den Dichtern überlassen müsse, freie Darstellung. Man führe dies einzige Beispiel auf hundert andere Fälle und Meinungen aus, und man wird einsehen, daß es viele Arten von Büchern geben muß. Ist es anders im Zusammenleben der Menschen? Sucht doch ein Jeder seine Gesellschaft aus, wie er sie bedarf! Eines schickt sich nicht für Alle, — hat Göthe bemerkt. —

Wir würden der vorzüglichen und werthvollen Werke weit mehr erscheinen sehen, wenn Schriftsteller und Menschen sich mehr befleißigten, einfach und natürlich zu seyn. Aber die Affectation, die erkünstelten Manieren, der Schwulst der Worte, die Jagd nach Originalität, das wuchernde Unkraut der Phantasie — die verderben gar Vieles. Wie viele Autoren der Meinung sind, durch ganz außerordentliche, ihnen oft selber unverständliche Phrasen und durch bilderverworrenen Luxus imponiren zu müssen, so glauben auch viele Menschen, sich nur auf außerordentliche Weise bemerkbar machen zu

können. Welche Affectation und Verstellung in unserm gesellschaftlichen Zusammenleben; Jeder will mehr, oder wenigstens etwas anderes scheinen, als er ist. Da Viele nichts sind, so müssen sie freilich etwas zu scheinen suchen.

Wie keinen Menschen, so giebt es auch kein Buch ohne Druckfehler. Große Fehler sollte man zu verbessern, kleine zu entschuldigen suchen; aber leider! ist es eine Wahrheit, daß die Menschen einander lieber beschuldigen, als entschuldigen. Vorzüge bleiben oft, Mängel selten unerkannt. Die Besten sind am nachsichtigsten. Bei unserm Urtheile sollten wir um so vorsichtiger seyn, als es selten ganz unbefangen ist. Wie viel kommt auf unsere wechselnde Stimmung, auf unser angelerntes System, auf Parthei und äußerliche Verhältnisse, ja sogar auf viele Zufälligkeiten des Momentes an. Heute entzückt uns oft, was morgen uns kalt läßt; vor der Mahlzeit denken wir anders, als nach derselben. Ein hölzernes Ellenmaaß bleibt immer dasselbe, nicht so ein geistiges. Heute lachen wir nach Herzenslust über einen dummen Witz und morgen bekritteln wir einen geistreichen; heute rührt uns ein schöner Vers und morgen nennen wir denselben affectirt. Mit Grund hat man die Phantasie eine leicht betrogene Betrügerin genannt und auch die nüchternen Gedanken sind nicht immer sicher; auf den Ausspruch des Herzens kann man sich gar nicht verlassen.

Man hat gesagt, gute Bücher seyen die beste Gesellschaft. Wohl, denn was ist eine Unterhaltung in Gesellschaft? Man erzählt, was sich zugetragen hat, bei Hans und bei Kunz, man wiederholt des Tages Einerlei,

man klatscht und plaudert ohne Zweck und Ziel. Gute Bücher aber erheben uns über das gemeine Treiben, erwärmen uns wieder für die Ideale des Lebens und geben dem Geiste erneuerte Schwungkraft. Sie sind unsere wahren Freunde, die uns aufrichtig sagen, was sie denken, unsere Trostprediger in trüben Stunden, — endlich die besten Vermittler und Entschädiger zwischen arm und reich. — Und gute Menschen? — Wo diese einander gefunden und sich liebend vereinigt haben, da mögen sie recht fest zusammenhalten, eine starke Mauer gegen den Ueberfall der rohen Masse.

Bücher und Menschen werden erst dann ganz richtig beurtheilt und erkannt, wenn ein Grabstein diese und die Verfasser von jenen deckt. So lange ein Meister lebt, ist sein Werk nicht klassisch. Das Urtheil über unsere Zeitgenossen ist immer befangen. Das Neue ihrer Erscheinung besticht uns; Neigung und Abneigung, der Geschmack des Tages, Parthei, kleine Zufälligkeiten aller Art machen sich geltend. Wir Lebende sind Advokaten, — erst unsere Nachkommen sind Richter. Wir stehen uns in Fehde gegenüber, — erst jene Nachkommen sehen den Kampf geschlichtet und vermögen es, den Siegeskranz dem Würdigsten zu reichen.

Nicht jeder Autor ist ein Columbus, der eine neue Welt entdeckt; aber die einmal entdeckte Welt zu befahren, ihre Wälder zu lichten, sie anzubauen, — ist auch verdienstlich. Der Mann von Genie fördert die edlen Metalle aus dem Schacht herauf; es muß auch Leute geben, die sie verarbeiten. Ein großer Geist ist ein Strom, der tausend Quellen und Bücher in sich

aufnimmt und nie versiegt. Können wir auch der Strom nicht seyn, so dürfen wir uns doch anbauen an seinem fruchtbaren Gestade und seiner lachenden Thäler und besonnten Hügel uns erfreuen. — Bücher und Menschen gleichen auch den Früchten; die herbe Schaale birgt oft eine edle und die schönste Hülle oft eine schlechte Frucht.

Wir wollen unsere Vergleichungen nicht weiter führen. Nichts ist leichter verscherzt, als der Beifall eines Lesers.

Mondschein.

Wie erquickend weh'n die Lüfte
Dieser milden Frühlingsnacht!
Welche balsamreichen Düfte,
Welche üpp'ge Blüthenpracht!
Ringsum rauschen grüne Wogen
Eines Blättermeers; der Bogen
Ueber mir, das blaue Zelt,
Ist von Sternenlicht erhellt.

Silbern fließt die Mondeswelle
Ueber Berge, Flur und Hain,
Träufelt durch die Buchenzelle
Nieder auf den Blumenrain,
Schäumt am felsigen Gestade,
Lagert sich auf Wiesenpfade,
Schlingt sich um des Kirchthurms Rand
Wie ein prangend Silberband.

Holder Mond, der unsre Herzen
Ganz mit Schwärmerei erfüllt,
Der vergang'ne Lust und Schmerzen
In der Wehmuth Schleier hüllt,
König dämmernder Gestalten,
Zaub'rer, mit phantast'schem Walten,
Sey willkommen, holder Mond,
Der im Sternenkreise thront!

Durch des Kerkers Gitterstange
Dem Gefang'nen schimmerst Du,
Küssest seine bleiche Wange,
Winkst ihm Trost und Lind'rung zu, —
Und er träumt von Strom und Auen,
Die er bald soll wiederschauen,
Schmückt sein dunkles Trauerhaus
Mit der Hoffnung Farben aus.

Hört der Mannschaft Lieder schallen
Ueber'm feuchten Meerespfad!
Wenn das Schiff nach langem Wallen
Sich der Heimathküste naht;
Sie begrüßen das Gestade
Und die heimathlichen Pfade;
Traulich winkt der Hügelkranz
In des Vollmonds heiter'm Glanz.

Wenn am grauen Leichensteine,
Von Cypressen überhüllt,
Sich das Aug' in Deinem Scheine
Mit der Wehmuth Thränen füllt, —
Dann besänft'gen sich die Schmerzen,
Und der Glaube hebt die Herzen
Aus der nieder'n Erdenbahn
Wie ein Engel himmelan.

Ein Poet wohnt unter'm Dache;
Aermlich ist sein Kämmerlein.
Da wird's hell in dem Gemache;
Mondessilber strömt herein.
Da verklären sich die Räume;
Niederschweben gold'ne Träume
Und der Musensohn vergißt,
Daß er arm und dürftig ist.

Schöne Zeit, wo auf der Lauer
Nächtlich der Geliebte steht,
An der hohen Gartenmauer,
Während Stund' um Stund' vergeht!
Endlich kommt sie, übergossen
Von des Mondes Strahl, — umflossen
Von der holden Lieblichkeit
Ihrer Maienrosenzeit.

Dort auf wild-verschlung'nen Wegen,
Wo der Ginster wuchernd blüht,
Wo am Saum von Waldgehegen
Ein verlockend Irrlicht glüht,
Geht ein Wand'rer, — doch es leitet,
Vor ihm magisch ausgebreitet,
Ihn der traute Mondenschein
Durch den labyrinth'schen Hain.

Einem Weisen dort erschließet
Sich des Geisterreichs Gebiet,
Wann die Mondwell' ihn umfließet,
Zauberkreise um ihn zieht,
Wann das irdische Getümmel
Schweigt und am gestirnten Himmel
Ein Geheimniß sich enthüllt,
Das den Geist mit Staunen füllt.

Auf das Laub des Festgewindes
Streuest du dein Silberlicht,
Auf die Stirne eines Kindes,
Das im Traum mit Engeln spricht,
Auf des Greises trübe Augen, —
Und die alten Bilder tauchen
Wieder auf und zaubern ihn
In den Lenz des Lebens hin.

Schweigend ruhst du auf dem Teiche
Und dem thaubeglänzten Strand,
Auf dem blüh'nden Lindenzweige,
Auf der grauen Kirchhofwand,
Auf dem rothen Ziegeldache
Jener Mühle dort am Bache,
Auf der Burgruine Thurm,
Der entging dem Zeitensturm.

Du bist lieblich. — Es entsteigen
Gnomen jetzt dem finstern Schacht
Und die Elfenkinder zeigen
Sich in diamant'ner Pracht.
Alles drängt auf Lenzeswegen
Deinem Glanze sich entgegen;
Friedlich in dem Silberkahn
Schiffst du durch die Aetherbahn.

Holder Mond! in meinem Herzen
Spiegle sich dein milder Schein.
Immer, unter Lust und Schmerzen,
Sollst du mein Vertrauter seyn.
König dämmernder Gestalten,
Zaub'rer mit phantast'schem Walten,
Lebe wohl, geliebter Mond,
Der im Sternenkreise thront!

Die Botanisir-Büchse.

Sey mir gegrüßt, Du Büchse der Wissenschaft und des Lebens, der schönsten Naturgenüsse und der reinsten Freuden! Dich will ich rühmen und preisen; denn Du bist mehr werth, als manches goldene Behälter und als manche silberne Kapsel. Du bist mehr, als Du scheinst, — während tausend Dinge in der Welt mehr scheinen, als sie sind. Deine Freuden sind um billigen Preis zu haben, und weder Verdruß, noch Reue kommen in ihrem Gefolge. Besonders möchte ich Dich den Städtern empfehlen, die in ihren engen Gassen und dumpfen Stuben oft ganz verlernen, wie es draußen aussieht in der weiten Welt, besonders auch den kränkelnden Gelehrten, welche über ihren Büchern das Leben vergessen und endlich den Misanthropen, die mit sich und Andern gleich unzufrieden sind.

Du bist o Botanisirbüchse, eine glückliche Vermittlerin zwischen dem Städter und der freien Natur. Wie bist Du so schön, wenn die Morgensonne sich auf Dir abspiegelt, oder das glühende Abendroth, wenn die Waldgesträuche Dich neckisch festzuhalten

streben, oder wenn die Gräser im Thale Dich mit ihren Thauperlen benetzen, wenn Du auf den besonnten Fluren munter dahinwandelst oder auf der Moosdecke des steilen Felsens ruhst. Aber Du ruhst nur selten. Bewegung ist Dein Wahlspruch und Deine Liebhaberei. Immer weiter rückst Du, immer vorwärts. Wer Dich auf dem Rücken trägt, dem hältst Du die Gedanken und die Augen wach, das Blut frisch und das Herz munter. Berg und Wald können nicht zu dem Städter kommen in seine enge Mansarde, drei Stiegen hoch; daß er aber zu ihnen kommt, daß er sich mit ihnen verbrüdert, daß er in Gottes freier Natur sich den freieren Sinn erhalte, dafür sorgst Du als Vermittlerin. In den Thälern wohnt der Frieden und auf den Bergen die Freiheit. Beider uns zu freuen, führst Du uns hinaus und wir werden froh und vergessen manche beengende Sorge, manchen Kummer.

Du bist auch eine Apothekerbüchse für unsere Gesundheit. Schon ein alter Arzt empfahl als drei Hauptmittel zur Erhaltung unseres physischen Wohlseyns Diät, Wasser und Bewegung in freier Luft. In enge Behälter sind wir Städter meistens zusammengepreßt; wir athmen eine Luft, die so verdorben ist, wie unsere Sitten; der Luxus der künstlichen Küche entnervt uns; auf weichen Ruhebetten verweichlichen wir. Du bietest uns Kraft und Genesung, wenn wir Dir folgen. Berg auf, Berg ab leitest Du unsere Schritte. Dort muß ein breiter Graben übersprungen werden, hier eine hohe Heckenwand, — dort winkt eine seltene Pflanze auf

einem schwer zu ersteigenden Felsengipfel, hier eine andere am jähen Abhang eines Seeufers, — hier gilt es, durch wildverwachsenes Dickicht des Waldes sich einen Pfad zu brechen, dort mittelst eines schwankenden Weidenastes über einen reißenden Bach zu setzen. Da übt sich der Körper, da stärken sich die Sinne, — da treibt man Gymnastik, ohne es zu beabsichtigen. Luftbäder, Körperbewegung, Einathmen der frisch uns entgegenströmenden Luft, Blättergrün, Sonnenbrand und Waldeskühle, Vogelgesang und Quellenrauschen, — das sind Dinge, die Einen gesund erhalten. Uns mit ihnen in freundlichem Verkehr zu erhalten, das vermagst Du am besten, liebe Botanisirbüchse! —

Du bist ferner die beste Lehrerin einer der schönsten von allen Wissenschaften. Wo in der Natur ist der Stempel der Schönheit und Anmuth so herrlich ausgeprägt, als in der Pflanzenwelt? Wo findet sich solche Mannichfaltigkeit und solcher Reichthum? Je mehr man in die Fülle und Herrlichkeit der Pflanzenwelt eindringt, desto mehr wird man sie bewundern. Als die Pflanzen geschaffen waren, da sprengte der Engel der Pflanzenwelt die köstlichsten Oele des Aethers über sein Reich aus. Kelche und Busen der Blumen tranken sie ein. Und als die Sonne darauf kam, erwachte diese Welt. Alle Blumenkronen, alle Zweige, alle Grasesspitzen erhoben sich gegen den heißen Brunnen des Lichtes und saugten die ausfließenden Strahlen. Rose, Lilie und Nelke dufteten voran, alle andern dufteten nach, und die Balsamstaude weinte ihre kostbaren Thränen, und

von allen Zweigen der Tannen träufelten die Oele. Ein Meer von Wohlgerüchen spielte in sanften Wellen, und Thier und Mensch sogen mit Wohlgefallen die erquickende Balsamluft ein. Schön ist die Pflanzenwelt. Im vertrauten Umgang mit den friedlichen Kindern der Mutter Erde liegt so viel stille Erhebung für das Gemüth, so viel Stoff zur Betrachtung, so viel reine Freude! Jede neue Pflanze, die man kennen lernt, ist eine neue Bestätigung der unendlich unerschöpflichen Kraft der Natur. Keine Wissenschaft vermag einen so freundlichen und veredelnden Eindruck hervorzubringen, als die Botanik; keine wird ihre Verehrer so erfrischen und beleben, als die Botanik. Ihre Hörsäle sind die grünen Fluren und die kühlen Wälder, ihre Lehrstühle die besonnten Hügel und die bemoosten Felsgipfel, ihre Compendien die prächtig gemalten Bilderbücher der Natur. Wie viele wahrhaft glückliche Stunden verdanken Dir, o Botanisirbüchse, Deine Verehrer! — Denn Du bist eine heitere Lehrerin, mit mildem Ernste im Blick, mit rosiger Frische auf den Wangen, mit seligem Frieden im Herzen.

Bunte Betrachtungen.

Ein Weiser hatte sich lange Zeit vergebens bemüht, sich und seiner neuen Lehre Zuhörer und Gönner zu gewinnen. Da reißt ihm die Geduld. In einer Anwandlung von sarkastischer Laune wirft er sich in die Kleider eines Harlekins, nimmt eine Trommel und stellt sich am hellen Tage trommelnd auf den Marktplatz. Da strömen Tausende herbei; es wimmelt von Menschen; der Weise hat sein Auditorium gefunden. „Triumph der Thorheit über die Weisheit!" ruft er, und geht von dannen. Die Versammlung aber fand den Spaß ganz allerliebst. Die Verständigen lächelten und die Dummen lachten und jubelten. Das ist nun einmal so der Welt Lauf.

Der Mensch gehört unter Menschen; es wird ihm wohl zu Muth bei seines Gleichen; er lächelt über ihren kindischen Sinn, aber er zürnt ihnen nicht; er sieht gerne eine ganze Stadt in friedlichem Aufruhr, gern einmal Alles beisammen, das spielende Kind und die rosig erglühende Jungfrau, den ernsten Mann und den

wankenden Greis mit dem blassen Abendrothe auf dem Angesichte. Ja, wo Menschen sich zu Menschen drängen, sich begrüßen und die Hände reichen, Gottes freie, erquickende Luft einathmen, wo ein junger Frühlingstag der Festordner ist, da weilt der Menschenfreund gern, und es wäre traurig, wenn er Pedant genug wäre, den Thoren ihre glückliche Thorheit mißgönnen zu wollen.

Wer in der Welt etwas gelten will, der muß auch etwas aus sich machen. Lobt Euch nur immer selber, — die Andern werden Euch schon tadeln. Ein Bischen Geschrei gehört zum Geschäft. Das bescheidene Veilchen ist schön, aber Niemand, als etwa ein verliebtes Pärchen, beachtet es, und wie oft wird es zertreten. Brüllt wie die Löwen — und man wird Euch fürchten! Seyd fromm, wie die Schaafe, — und man wird Euch zu Hunderten in einen Stall sperren! — Betrachtet Euch die Welt im Kleinen und die Geschichte im Großen, — Ihr werdet dies wahr finden. Daher muß, wer in der Welt reussiren will, ein Instrument blasen lernen, ich meine die Posaune. Dieser Ton dringt durch.

Wanderlust.

Wanderlust! — o welch' Behagen,
Aus des Hauses enger Zelle
Auf die lenzverjüngte, helle
Morgenflur hinauszuwallen!
Wie des Dörfleins Glocken schallen,
Grüße uns entgegen tragen,
Wie Aurorens Rosen glüh'n
Auf der Wälder saft'gem Grün!

Wanderlust! — o welch' Behagen,
Frei und fröhlich sich zu fühlen,
Wann uns Morgenwinde kühlen,
Wann im Thal die Bäche rauschen
Und die Blumen flüsternd lauschen,
Wann die Lerchen jubelnd schlagen,
Wann das klare Himmelsblau
Ueberströmet Berg und Au!

Wanderlust! — o welch' Behagen,
Jenen Hügel zu ersteigen
Und die blüh'nden, saatenreichen
Fluren rings zu überschauen
Und die stromdurchzog'nen Gauen,
Und die Thürme, die dort ragen!
Eurer Jugendkraft bewußt,
Greift zum Stab mit Wanderlust!

Lebenssorgen, die uns plagen,
Zweifel, lang umhergetragen,
Mißmuth, der uns überkam,
Und verschwieg'ner Liebesgram,
Sie entflieh'n beim Blüthenduft,
Bei balsam'scher Morgenluft,
Bei der Blätter Rauschen, bei
Kühler Quellen Melodei.

Darum, wann euch Mißbehagen,
Ueberdruß und Grillen plagen,
Wann der Städte buntes Spiel
Eurem kräft'gen Geist mißfiel,
Eilt hinaus beim Morgenstrahl
In das stille Wiesenthal,
Und vergesset Gram und Leid
In idyll'scher Einsamkeit!

Betrachtungen über die Schlafröcke.

Wäre nicht die Monumentsetzungsliebhaberei schon im Abnehmen, so würde ich noch zwei sehr würdige Candidaten vorzuschlagen haben, nämlich Adam, der sich um die Menschheit das erste Verdienst erworben hat, und dem Erfinder der Schlafröcke, dessen Erfindung wichtiger ist, als Mancher glauben dürfte. In unsern Zeiten, wo das Bestehende in Kirche und Staat so vielfach angetastet und gerüttelt wird, was gewährt da sicheren Schutz, als die Schlafröcke? So oft ich Einen erblicke, denke ich: — Wieder ein ruhiger, besonnener Bürger! Der wird auch die häusliche Behaglichkeit den Stürmen und Gefahren eines Bürgerkrieges vorziehen. — Man sollte die Schlafröcke von Staatswegen in besonderen Schutz nehmen, und Freunde der öffentlichen Ruhe sollten Preise aussetzen für jede Verbesserung derselben.

Schon für Kinder sind Schlafröcke mit großem Vortheil anzuwenden. Heutigen Tages müssen die Kinder vor der Zeit gelehrt seyn. Seht nur, was ihnen alles vordemonstrirt wird, und wie sie täglich ihre 8 bis 10 Stunden in der Schule sitzen. Das behagt ihnen

nicht, und was liegt ihnen daran, ob China in Asien, oder in Afrika. Sie wollen hinaus über Hecken und Graben, auf die Berge und in den Wald; sie wollen die Zeit des Kinderparadieses nicht in der dumpfigen Schulklosterzelle verdämmern. Da nennt man sie wild, unartig, unbildsam. Kein besseres Mittel, sie zu zähmen, als den Schlafrock! Laßt ihnen nur bei Zeiten warme und bequeme Schlafröcke machen. Da vergessen sie Wald und Flur, werden sanft und geduldig, lauschen auf Eure Weisheit, und folgen Euch gerne. Dann aber, wie leicht sind sie zu erziehen! — Und nun gar Jünglinge! — Ach! sie machen den Eltern so viel zu schaffen, verursachen den alten Tanten so viel Herzeleid. Heute wollen sie mit Gewalt in die weite Welt reisen, und auf dem Comptoir nicht länger gut thun; morgen erfährt die Tante, daß sie mit einem armen Mädchen eine Liebschaft haben, und also eine Mesallianz zu befürchten steht. Schnell einen Schlafrock herbei! Wanderlust und Rendez-vous vertragen sich mit dem Schlafrock nicht. Man muß das feurige Ungestüm der Jugend mäßigen, — und da man Jünglinge doch nicht gerade in Ketten legen kann, so stecke man sie wenigstens in einen Schlafrock. Gelinde Mittel sind den gewaltsamen immer vorzuziehen.

Solltet Ihr es indessen versäumt haben, Euch als Kinder und Jünglinge dies treffliche Kleidungsstück schon anzueignen, vergeßt es als Männer nicht! — Wie viel müßt Ihr Euch gefallen lassen, von Vorgesetzten, von Reicheren, von Mächtigern! Wie viel Veranlassung zu Aerger und Verdruß giebt es täglich! Wenn Ihr aber

von bösen Gedanken geplagt werdet, wenn es Euch gar einfiele, die Welt reformiren zu wollen, — so steckt Euch schnell in den Schlafrock! Anders und besser wird es doch nicht in der Welt, — darum macht es Euch wenigstens so bequem, als möglich! Der Familienvater hat Pflichten gegen sich und die Seinigen; er muß sich diesen erhalten. Wo aber conservirt sich der Mann besser, als im Schlafrock? Wer sich auf dem Forum unter den Partheien herumtreibt, um die Gunst des Volkes zu erringen, — wer an Höfen um Ordensband und Fürstengnade buhlt, — wer für das Phantom einer nie zu erlebenden Unsterblichkeit Jahre hingiebt, und die schönsten Lebensgenüsse opfert — oder wer der Welt eine neue und vermeintlich bessere Lehre predigt, — wie viel hat er auszustehen! Er wird verfolgt, verachtet, verlästert, bespöttelt, — wahrlich, er würde weit glücklicher seyn, wenn er die friedliche Behaglichkeit des Schlafrocks vorgezogen hätte. Hätte es zu den Zeiten des großen Columbus schon Schlafröcke gegeben, so wäre vielleicht Amerika nicht entdeckt, kein Sclavenhandel aufgebracht, und kein nordamerikanischer Freistaat gegründet worden. Wie viel Unheil hat die französische Revolution gestiftet! Und warum? Weil man in jenen blutigen Tagen von Schlafmützen, Schlafröcken und glückseligem Schlendrian nichts mehr wissen wollte. Hätte Napoleon seinen Feldzug nach Rußland in guten Schlafröcken unternommen, so wäre es ihm und seiner großen Armee besser ergangen.

Laßt Euch belehren durch Natur und Erfahrung! Sind die Menschen in mehr nördlichen Gegenden, wo

die Natur den größten Theil des Jahres einen Wintermantel und Schlafrock trägt, nicht weit kräftiger und gesünder, und werden sie nicht weit älter, als im glühenden Süden? Im Süden kocht das Blut, durchwühlen uns heftige Leidenschaften, sind wir in beständiger Aufregung, und verzehren wir uns vor der Zeit. Wie gemüthlich lebt sich's im kalten Norden, am warmen Ofen, bei der traulichen Lampe! Im Winter, und zur eigentlichen Schlafrockszeit, wie ist's da so friedlich und ruhig. Dagegen im Frühling und im Sommer ist ein ewiges Jagen und Rennen. Abends läuft man im Mondschein umher, und steht auf Liebeslauer; — man durchschwärmt ganze Nächte bei Gesang und Wein; dann wieder Bergparthien und andere Fußreisen, Botanisiren u. s. w. — Das Alles consumirt die besten Kräfte, während der Schlafrock sie conservirt. Und wollt Ihr weiter bis zu den Temperamenten vergleichen? — Wer lebt am behaglichsten und friedlichsten? — Der Pflegmatiker. Das ist ja bekannt.

Schlafröcke spielen in Friedenszeiten eine gute Rolle. Der Diplomat im Schlafrocke sorgt für die Ruhe und das Gleichgewicht von Europa, und der Deputirte ist beglückt, wenn er Morgens in der Zeitung, im Schlafrock-Negligée, liest, was er gestern in der Kammer gesprochen; der Journalist und der Kritiker im Schlafrock bringen durch einige Federstriche ganze Provinzen in Staunen, oder hetzen ein Paar Theaterfreunde an einander; im Morgengemach der Damen huldigen Helden diesem Zaubermantel, und der reiche Banquier im Schlafrock entscheidet durch ein Paar Nullen mehr oder weniger

über das Schicksal von Tausenden. Der Schlafrock ist die wahre Uniform des Civilstandes, und unter seinen weiten Falten verkriechen sich alle hoch hinaus wollenden Gedanken. Der Zeitgeist selber liegt behaglich auf weichen Polstern, in einen riesigen Schlafrock gehüllt, und beräuchert von seinen ihn lobhudelnden Bewunderern. O du glückliche Zeit des Friedens, wo man nichts zu wagen und nichts zu verlieren hat, wo Zeitungen und belletristische Blätter den guten Bürger so harmlos und gemüthlich unterhalten und wo Einem die Nachtruhe, das Höchste im Leben, durch keinen Generalmarsch, sondern höchstens nur durch den allzu grellen Pfiff eines Nachtwächters gestört wird.

Unser Leben, meine Freunde, zerfällt in zwei Abschnitte, — vor und nach dem Schlafrock. Vor der Zeit der Schlafröcke sind wir Schwärmer. Wir wollen die Welt am Wanderstabe durchmessen, sehen in jedem Thale ein Arkadien, verkehren noch mit Göttern und mit Helden, glauben an die Wahrheit Petrarcischer Liebe, vertheidigen mit feurigem Schwerte Recht und Wahrheit, und würden für die Freiheit sterben, wenn es ihr Dienst verlangte, — kurz, vor dem Schlafrock sind wir Dichter, Helden, Göttersöhne. In dem Schlafrock aber, d. h. von dem Tage an, wo wir solchen zum erstenmale tragen, werden wir Bürger, Unterthanen, Hofräthe, Doctoren und andere Thoren. Wir werden vernünftig, besonnen, klar, praktisch, bedächtig, — nüchtern und philisterhaft nennen es die Spötter — ruhig, friedlich, bescheiden, arbeitsam, gesetzt, solid und noch mehr dergleichen. Im Schlafrocke erst werden wir, was man

ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu nennen pflegt, — und wenn wir diese Nützlichkeit durch 50jähriges Wirken, etwa als Criminal-Assessor oder Finanz-Secretair glänzend bewährt haben, so werden wir zum Criminal- oder Finanz-Rath erhöht und durch ein allerhöchstes huldvolles Handschreiben belohnt. Dies Alles verdanken wir dem Schlafrocke. — Er und sein Erfinder sollen leben! Für Letzteren ein Monument, zu dem ich andurch den ersten Sechser unterzeichne.

Ostern.

Ostern, Tag der Auferstehung
Und der neuen Frühlingswonne,
Freudig drängen Keim und Knospe
Sich zum Lichte Deiner Sonne!
Freudig steigen junge Primeln
Aus dem Wiesenbett' herauf,
Und die Veilchenkinder schlagen
Ihre milden Augen auf.

Auferstehung! — Alles fühlet
Neue Kräfte, neue Triebe;
Jedes Blättchen ist ein grünes
Eiland, reich an Glück und Liebe;
Jeder Tropfen aus der Quelle
Ein belebtes Wesenmeer,
Und die Waldgebüsche feiern
Ihrer Sänger Wiederkehr.

Ostertage, o wie hebet
Sich die Seele froh und frei!
Doch es mischt sich eurer Wonne
Auch ein Ton der Wehmuth bei;
Denn ihr weckt Erinnerungen
An die gold'ne Kinderzeit,
An die ersten Lebensträume
An der Jugend Seligkeit;

An den Spielplatz unter'm hohen
Baldachin von Blüthenflocken,
An das Schaukeln auf dem Bauholz
Unter'm Klang der Abendglocken;
An die Schauer alter Sagen
Aus der fernen Zauberwelt,
Als der Vollmond Dach und Mauern
In der Osternacht erhellt;

Die Erinn'rung an die treuen
Eltern, die vorangegangen,
Die uns, wie wir sie auch kränkten,
Immer liebevoll umfangen.
Osterglocken, o ihr wecket
Alte Schmerzen, alte Lust,
Und die Welle der Erinn'rung
Schlägt an die bewegte Brust.

Bald vielleicht wird dieses Lebens
Letzte Stunde uns erscheinen,
Und die tiefbetrübten Kinder
Werden Abschiedsthränen weinen;
Bald vielleicht ist unser Stübchen,
Ach! das lang bewohnte, leer,
Und es blühet uns kein Veilchen,
Tönt uns keine Glocke mehr.

Auferstehung! — Alles dränget
Sich zum Licht der Frühlingssonne.
Auch die Seele wird erwachen
Bald zu neuer Lebenswonne.
Wann sie dann zurücke schauet,
Näher ihrem ew'gen Ziel,
Liegt vor ihr das Erdenleben
Wie ein kurzes Kinderspiel.

Kinderspiel wird ihr erscheinen,
Was uns oft so hoch entzückte,
Was mit Sorgen uns beschwerte
Und mit Zweifeln niederdrückte;
Kinderspiel, was wir begehrten
In dem Wahn der Leidenschaft,
Was wir zu erforschen glaubten
Mit des Geistes kühnster Kraft.

Kinderspiel ist dieses Leben.
Darum lasset uns nicht klagen,
Wann die letzten seiner Stunden
Mahnend an die Pforte schlagen!
Sind es doch nur wen'ge Tropfen
Aus dem Meer der ew'gen Zeit,
Liegen vor uns doch noch Räume
Unermeßlich groß und weit!

Auferstehung! immer höher
Führt uns Deine goldne Leiter,
Und der Glaube uns zur Seite
Ist ein göttlicher Begleiter.
Auferstehung, Deine heil'gen
Sterne, o sie trügen nicht,
Und der kurzen Nacht des Grabes
Folgt ein heit'res Morgenlicht.

Ostertage, — Freudentage!
Jubelnd heiß' ich Euch willkommen,
Denn ihr habet allen Kummer
Von der Seele mir genommen.
Freudig drängen Keim und Knospe
Nach dem Lichte sich herauf.
Der die Blumen auferwecket,
Wecket auch die Todten auf!

Brief an einen jungen Mann, der sich zum Sänger bilden will.

Sie verlangen, mein junger Freund, daß ich Ihnen sage, was ich von Ihrem Entschlusse, zur Oper zu gehen und Sänger zu werden, halte; Sie bitten um meinen guten Rath. Wo es sich um die Wahl einer Lebensbestimmung, um einen so wichtigen Entschluß handelt, da mag ich nicht rathen. Wer weiß, was Alles sich ereignen und gestalten kann! Wir sind gar kurzsichtig. Es vermag der Mensch in bedeutenden Fällen sich selber, den er doch genau kennen muß, nicht zu rathen, — wie viel weniger einem Andern. Meine Ansicht will ich Ihnen sagen. Prüfen Sie dann Alles und behalten Sie das Beste. Wenn ich Sie abhielte, zur Bühne überzugehen, so würden Sie sich vielleicht täglich in Ihrem jetzigen Berufe unglücklicher fühlen; wenn ich Sie zum Theater aufmunterte, und wenn Ihr Erfolg ein ungünstiger wäre, so hätte ich vielleicht Ihre Vorwürfe zu befürchten.

Sie sagen, daß Sie wahren, inneren Trieb zur Kunst in sich fühlen, und daß der mechanische Comptoir-

dienst Ihnen zur Bürde wird. Uebereilen Sie sich nicht! Fragen Sie sich einmal, und seyn Sie bei der Beantwortung recht aufrichtig, ob es nicht vielleicht der Glanz einer öffentlichen Stellung, ob es nicht Eitelkeit oder Ruhmsucht sind, die Sie verblenden? Der Künstler hat ein glänzendes Loos, — aber wie Mancher erreicht es nie! Bis man zur Höhe gelangt, bis man sich durchkämpft durch alle Kabalen und Intriguen, bis man die Direktion, das Publikum und die Rezensenten für sich gewinnt, das ist ein langer, ein dornenvoller Weg, — und man darf nicht auf dessen Hälfte stehen bleiben. Ist es vielleicht gar — nehmen Sie mir die Frage nicht übel — die Aussicht auf ein bequemeres Leben oder auf Gewinn und Bereicherung, was Sie zur Bühne treibt? Bedenken Sie wohl, daß es lange dauert, bis man zu einem Gehalte von 6000 Thalern gelangt, und daß doch der Comptoirist jedenfalls ein ruhigeres, sorgenloseres Leben und eine gesichertere Existenz hat, als der Künstler. Oder geht es Ihnen vielleicht, wie den Knaben, welche Soldat werden wollen, weil die schöne Uniform und die glänzende Waffe sie verblendet? Fragen Sie die Künstler, ob sie auf Rosen ohne Dornen gebettet sind, und ob es ein Kinderspiel ist, nach dem Lorbeer zu ringen? Sie kennen nur die Bühne vor den Coulissen, nicht die hinter denselben, — und das sollen zwei ganz verschiedene Welten seyn.

Sie sagen ferner, alle Welt rühme Ihre Stimme. Wer rühmt sie? Vielleicht Ihre Freunde oder Leute, die Ihnen etwas Angenehmes sagen wollen, oder solche, die es nicht zu beurtheilen im Stande sind. Sie singen,

das weiß ich, in fröhlicher Gesellschaft und in der Stube recht angenehm; — ob auch auf der Bühne, weiß ich nicht. Aber der Kapellmeister hat Sie gelobt und aufgemuntert! Der versteht es freilich. Ob man aber auf seine Worte bauen kann, wie auf einen Felsen, ob er nach momentaner Laune oder nach wahrhaft wohlwollender Gesinnung spricht, — das kann ich Ihnen nicht sagen. Erkundigen Sie sich weiter. Zugegeben aber, Ihre Stimme sey ganz für den Bühnengesang geeignet, so sind Sie darum doch noch kein Sänger. Was ist die schönste Stimme ohne Seele, deren Ausdruck sie erst beleben muß, ohne Kunstausbildung, die den Gesang erst abrundet. Sie haben sich nicht für die Kunst, sondern für das Comptoir gebildet, — wie viel also werden Sie nachzuholen haben, wenn Sie bei der Muse des Gesanges in Dienst treten wollen! Werden Sie es nachholen können? Werden Sie Geduld und Ausdauer genug haben, vom A B C der Kunst anzufangen und bis auf deren Aesthetik Stufe um Stufe emporzuschreiten? Vergessen Sie ja nicht, daß man erst das Fundament legen muß, bevor man das Haus aufbaut. Wahrlich, mein junger Freund, man kann nicht mit dem einen Fuß auf dem Comptoir, der Werkstätte oder der Amtsstube und mit dem andern mitten in den Tempel der Grazien und Musen treten. Freilich glauben Viele, mit ein Paar schönen Tönen in der Kehle sey Alles abgethan und der Lorbeer gewiß. —

Nehmen Sie es nicht übel, daß ich ganz offen und ohne Hinterhalt mit Ihnen rede. Steht Ihr Entschluß

fest, und folgen Sie dem edlen Künstlerdrange, so werde ich ihn wenig erschüttern; — steht er dagegen nicht fest, so ist es vielleicht gut, wenn ich ihn umstoße; denn es giebt der Leute gar Viele, die ohne Beruf zur Bühne gekommen sind und die Kunst nur mechanisch betreiben. Woran werde ich erkennen, daß ich berufen bin? Das ist freilich schwerer zu erfahren, als zu wissen, ob man fett oder mager sey. Legen Sie die Hand auf's Herz und prüfen Sie sich strenge! Wenn Sie vor einem Werke der Kunst stehen, macht es Ihnen einen tiefen, Ihr ganzes Wesen erschütternden Eindruck? Geht es über in Ihre innerste Seele, lebt und webt es Tage lang, Wochen lang in Ihnen und begleitet Sie überall, wohin Sie sich wenden? Rührt und begeistert Sie die Schönheit, daß Ihnen dabei die Thränen in die Augen treten? Haben Sie auch Fleiß und Ausdauer genug, um mit Anstrengung zu erringen, was Ihnen im Spiele nicht zufallen kann? Wenn die Freunde Sie einladen zu einem lustigen Festmahl, wo der Champagner fließen wird, und wenn auch die Muse Ihnen zuruft, bei ihr zu verweilen in beschaulicher Einsamkeit, wohin werden Sie sich wenden? Oder meinen Sie, man würde zum Künstler so über Nacht, so ohne alle Mühe, ohne alle Resignation? Wohl kann man sich, mein junger Freund! in die Garderobe eines Don Juan, eines Hamlet, eines Sarastro stecken und doch ein ganz ordinairer Mensch bleiben. Der Vergleich ist alt, aber er ist richtig: — Eine schöne Stimme ist ein schönes Instrument; wenn es ein Stümper spielt, so wird ihm nimmermehr jene Harmonie entströmen, die alle Hörer entzückt, — und

was nützt der Marmor, wenn ihm der Künstler fehlt, der ihn zum Gott belebt?

Nehmen Sie, geehrter Freund, diese gutgemeinten Worte ruhig auf! prüfen Sie Alles, behalten Sie das Beste, und was Ihren Entschluß betrifft, das Comptoir gegen die Bühne umzutauschen, so thun Sie, was Ihnen gut dünkt. Ich kann und will Ihnen weder ab- noch zurathen; denn in Fällen dieser Art ist es gewagt. Leben Sie wohl!

Pfingsten.

Pfingsten, Fest im Sonnenglanze
Und von Maienluft umweht,
Das im heitern Strahlenkranze
Auf des Jahres Höhen steht,
Sey gegrüßt! — In Lebensfülle
Und in wonnigem Erglüh'n
Oeffnet sich die Knospenhülle,
Um entgegen dir zu blüh'n.
Thal und Hügel schmücken sich,
Pfingsten! und begrüßen dich.

Pfingsten, deinen Kirchenglocken
Lauscht die neu begrünte Flur;
Blumenduft und Blüthenflocken
Folgen deiner Freudenspur.
Alles prangt in Glanz und Leben,
Stimmet ein zum Jubelchor,
Und die gläub'gen Herzen heben
Sich in Andacht all' empor.
Pfingstfest! wir begrüßen Dich
Wonnevoll und feierlich.

Ueber fromme Jüngerschaaren
Ausgegossen ward der Geist,
Der sie Kämpfe und Gefahren
Muthig zu bestehen heißt,
Und zu allen Völkern trugen
Sie des Meisters göttlich Wort,
Und die Himmelskeime schlugen
Fest're Wurzeln fort und fort;
Christus ward das Licht der Welt,
Das die Erdennacht erhellt.

Seine Lehre ward die Quelle,
Die durch alle Zeiten fließt,
Und des ew'gen Lebens Welle
Durch die Erdenthäler gießt;
Seine Lehre ward die Blüthe
Neuer Kunst und Wissenschaft,
Neuer Andacht im Gemüthe,
Neuer Lieb' und neuer Kraft;
Seine Lehre wird bestehen
Und ihr Stern nie untergehen.

Schließt euch brüderlich zusammen
Um des Altars heil'gen Ort,
Und bewahrt die Glaubensflammen
Und des ew'gen Lebens Wort!
Ach! was bliebe diesem Leben
Ohne Christus Glaubenslicht,
Und was könnt' uns Tröstung geben,
Wenn das Aug' im Tode bricht?
Opfert heute rein und wahr
Gleich der ersten Jünger Schaar!

Alle Fluren grünen heute
Unter'm Maienhimmelszelt
Und es tönt das Pfingstgeläute
Freudenbotschaft aller Welt.
Tönet fort, ihr heil'gen Klänge,
Füllt mit Andacht jede Brust,
Und ihr festlichen Gesänge
Gebt dem Herzen Himmelslust!
Pfingstfest, wir begrüßen dich
Wonnevoll und feierlich!

Die Licht- und Schattenseiten unserer Zeit.

Wenn wir einen Blick auf die Geschichte der Menschheit von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart werfen, auf die mannichfaltigen Kreuz- und Querzüge derselben, auf ihre Siege und Niederlagen, auf ihre wechselnde Blüthe und zeitweisen Verfall, auf ihre Kämpfe zwischen Licht und Finsterniß, und wenn wir vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigen, so werden wir dem Gott in der Geschichte begegnen und ein, wenn auch nur langsames, Fortschreiten nicht in Abrede stellen können. Einer steigenden Vervollkommnung schreiten wir entgegen; — einen Zustand der Vollkommenheit aber werden wir nie erreichen, und in diesem läge ja auch ein nicht wünschenswerther Stillstand. Uebrigens entfaltet jede Zeit ihre in hellen und düstern Farben spielende Fahnen, und hierin geht es den Völkern, wie den einzelnen Menschen in ihrem verschiedenen Lebensalter. Kindliche Naivetät, jugendliche Schwärmerei, männliche Klarheit und greisalterliche Bedachtsamkeit finden sich nie gleichzeitig und bei Einem Individuum zusammen.

Einen Blick auf den Culturzustand unserer Gegenwart werfend, müssen wir, um die Begriffe nicht zu verwirren, die materielle, intellectuelle und moralische Bildung der Zeit eine nach der andern betrachten.

Was die materielle Bildung betrifft, so haben wir außerordentliche Fortschritte gemacht. Man nehme nur den Dampf, das Maschinenwesen und die Eisenbahnen. Hier eröffnet sich ein weites, in seinem ganzen Umfang kaum zu übersehendes Gebiet, und hier hat der menschliche Geist Großes, Erstaunungswürdiges geleistet. Wir wollen dies großartige Tableau nicht in's Einzelne verfolgen. Es würde uns zu weit führen. Ueberall ist Leben und Bewegung, und kaum vergeht ein Tag, der nichts Neues brächte.

Wie außerordentlich hat sich der Verkehr zu Wasser und zu Land vermehrt! Wohin man sieht, erblickt man neue Kanäle oder Dampfschiffe, neue Landstraßen oder Eisenbahnen. Das kleinste Dorf thut heutigen Tages in dieser Hinsicht mehr, als vor 50 Jahren eine Residenzstadt. Sonst war es ein großer Entschluß, eine Reise nach Paris oder London zu unternehmen, und man machte zuvor ein Testament, — jetzt ist's eine Kleinigkeit, von der zu reden man kaum noch der Mühe werth erachtet. Wie vervollkommnet haben sich die Posteinrichtungen! Unsere Briefe durchfliegen die Räume, und Nachrichten aus allen Ländern von Europa gelangen zu uns mit Blitzesschnelligkeit. Bald werden alle Entfernungen verschwinden und alle Völker nachbarlich neben einander wohnen. Nehmen wir ferner die

neuen Erfindungen unserer Tage, so müssen wir nicht weniger erstaunen. Was sonst nur durch großen Kostenaufwand bereitet wurde, entsteht jetzt schnell und kostet wenig. Welche Eleganz, welche Bequemlichkeit in unseren Geräthschaften und häuslichen Einrichtungen? Hier sind die Fortschritte der Zeit so groß, daß bald Nichts mehr zu wünschen übrig bleiben und daß auch der ärmste Teufel sich für wenige Groschen schön und bequem einrichten können wird. Um die niedrigsten Preise kauft man elegante und schöne Stoffe zu allen Kleidungsstücken und zierliche Putzartikel, welche die ächte Waare dem Scheine nach noch übertreffen, werden so zu sagen verschleudert. Hier verdrängt und überbietet Eines das Andere. Genußmittel aller Art haben sich vermehrt, und man lebt behaglicher und angenehmer als sonst.

Diese materielle Verbesserung und Verschönerung wird der Reisende überall bemerken. In allen Städten und Städtchen werden neue, wohnlichere Häuser, freundliche Gasthöfe und Säle für den Fremden, neue öffentliche Gebäude errichtet; — die Reicheren schmücken ihre Landhäuser und machen sie zu Sitzen des Luxus und der Bequemlichkeit. Alte Mauern und Wälle, die sonst die Städte umgaben, werden niedergerissen und sumpfige Graben werden ausgefüllt; an deren Stelle traten heitere Promenaden und malerisch angelegte Blumengärten.

Die Population hat sich in den letzten Decennien aller Orten außerordentlich vermehrt. Mögen auch Städte, wie Rom, Venedig, Bologna, Genua, Verona, Sevilla, Cadix, Gent, Lübeck, Augsburg, Köln, Nürn-

berg, Straßburg u. a. durch politische Revolutionen oder Aenderung der Handelsweg an Einwohnern und Glanz sich sehr vermindert haben, so sind dies doch Ausnahmen. Die Hauptstädte von Europa, wie Petersburg, Stockholm, London, Paris, Wien, Berlin, Hamburg, Brüssel, Frankfurt u. a. haben an Bevölkerung außerordentlich zugenommen, und wer sie nach einer Reihe von Jahren wiedersieht, ist überrascht von ihrer glänzenden Umgestaltung, von den neuen Häusermassen, von den öffentlichen Gebäuden, von der Pracht und Eleganz in allen Läden und Waarenlagern. Will man sich von diesen Fortschritten der materiellen Interessen noch genauer überzeugen, so darf man nur in statistischen Werken nachschlagen und wird das Gesagte bestätigt finden.

Ferner haben sich zur Erhaltung der gesteigerten Population vielseitige Erwerbsmittel gebildet; Handel, Gewerbe und Industrie stehen in einem früherhin unbekannten Flor. Wenn man unsere Zeit eine Zeit der materiellen Interessen genannt hat, so war diese Bezeichnung gewiß eine sehr richtige, und wer wollte unsere Fortschritte in diesen Beziehungen in Abrede stellen? Ob aber durch diese materiellen Fortschritte die Summe der menschlichen wahren Glückseligkeit so sehr vermehrt worden ist oder ob sich im Gefolge derselben manches Mißverhältniß herausgestellt hat — und ob nicht eine Uebervölkerung zu befürchten und in welcher Weise wohl die daraus entstehenden Uebel am meisten vermieden werden könnten, — auf diese Fragen werden wir weiter unten zurückkommen.

Zu den Forschritten der intellectuellen Bildung unserer Zeit übergehend, müssen wir zuerst bei den unteren und mittleren Klassen verweilen. Dank vor Allem der verbesserten Schule und Denen, welche durch populäre Schriften zur Verbreitung von Aufklärung und gemeinnützigen Kenntnissen beigetragen haben! Wo findet man jetzt noch jenen lächerlichen Aberglauben, jene geistige Nacht, jene totale Unwissenheit, wie vor 50 Jahren? In der schlechtesten Dorfschule wird mindestens im Lesen und Schreiben — und dies ist hier wohl das Wesentlichste — Unterricht ertheilt. Selbst unter den ärmsten Volksklassen ist eine Wißbegierde rege geworden, über welche man erstaunt, und jene traurigen Vorstellungen von Gott und der Natur, von Welt und Menschen, haben klaren und vernünftigen Begriffen Platz gemacht. Aufklärung hat so viel als möglich auch die Armen und Niedrigen emanzipirt und die schmählichen Fesseln, in denen sie schmachteten, zum größten Theile gebrochen. Bis zum gemeinsten Mann herab hat sich die Lectüre verbreitet. Mag er dadurch allerdings auch manches sittenverderbende Buch in die Hände bekommen, und mag der Räuberroman aus einer Leihbibliothek, den er neugierig verschlingt, ihn wenig veredeln, — vieles Belehrende und Treffliche wird ihm nichts desto weniger zukommen. Wie segensreich ist der Einfluß der Lesevereine in den Sonntagsschulen, der Gewerbvereine, der Gesangvereine, der Kunstausstellungen und Museen, welche Allen offen stehen! Und liegt nicht fast in jeder Dorfschenke ein Zeitungsblatt, wodurch der Bauersmann selbst erfährt, was in der Welt vorgeht,

was es Neues giebt, und woraus er jedenfalls manche Belehrung schöpft? Ja, es ist so weit gekommen, daß auch der geringste Arbeiter sein Geschäft mit einem gewissen Nachdenken betreibt. Der dumme Schlendrian und die rohe Brutalität haben sich, wenn auch nicht ganz verloren, doch bedeutend vermindert. —

Unter den höheren und vermögenderen Ständen hat die intellectuelle Bildung noch weit rascheren Umschwung genommen. Hier findet man in jedem Hause, auf jeder Toilette, in allen Gemächern Bücher aller Art. Wie viel Bildung und Kenntnisse sind allein durch das Conversationslexicon und durch ähnliche Schriften, durch die ungemein billigen und fast verschleuderten Ausgaben von Klassikern aller Nationen und anderer werthvollen Werke verbreitet worden! Und überall haben sich Lesezirkel gebildet, und in Leihbibliotheken kann man für einige Kreuzer Alles haben, was das Herz nur begehrt. Zu dem kommen noch die vielen Vereine für Wissenschaft und Kunst, für alle Branchen derselben, die vielen öffentlichen Kunst- und Gemälde-Ausstellungen, Gesang- und Musik-Vereine, Vorlesungen, Zeitschriften, Journale u. s. w. Das ungemein gesteigerte intellectuelle Treiben ist jedem Gebildeten zu sehr bekannt, als daß wir nur ein Wort darüber weiter zu sagen hätten.

Ob aber diese jedenfalls fortgeschrittene intellectuelle Bildung zur Beglückung der Menschen so viel beigetragen habe, als viele Menschenfreunde es glauben, möchten wir bezweifeln. Die untern Stände der Gesellschaft sind oft genug überbildet und fühlen sich in ihrer beengten Sphäre nicht glücklich; die Erfüllung

ihrer schweren, mechanischen Berufsarbeiten wird ihnen lästig, und sie haben Bedürfnisse kennen gelernt, die zu befriedigen sie nicht im Stande sind. Im Schweiß ihres Angesichtes müssen sie ihr Brod verdienen, — wo bleibt ihnen Zeit übrig, dem Geiste Nahrung zu geben? Der Grundsatz einer allgemeinen, alle Stände umfassenden Bildungsemanzipation nimmt sich in der Theorie herrlich aus und hat etwas Begeisterndes, — aber in der Praxis sieht es anders aus und scheint mir hier dasselbe Verhältniß, wie zwischen Liebe und Ehe. Letztere ist ganz anders beschaffen, als man in ersterer sie sich denkt. Die Bildung in den höheren Ständen hat nicht minder ihre Schattenseiten. Der Strom des Wissens ist zwar breiter, aber auch flacher geworden. Unser Zeitalter ist ernsten und gründlichen Studien nicht sehr günstig. Die Griechen hatten keine andere Literatur als ihre eigene und etwas ägyptische dazu; die Römer kannten nur die römische und die griechische. Aber wir sollen und wollen die Literaturen aller Nationen und aller Zeiten kennen, und das Verzeichniß der Bücher, die wir zu lesen haben, ist ohne Ende. Dazu kommen noch die vielen Wissenschaften von der Astronomie bis zur Topographie, von der Philosophie bis zur Chirurgie u. s. w. In allen diesen Zweigen etwas Gründliches zu wissen, ist unmöglich. Rechnet man dazu noch die neuesten Erzeugnisse der Tagesliteratur und der periodischen Presse, so wird einem bei dem Gedanken schon schwindlich. Man steht auf einem Felsen und unter Einem liegt das ungeheure, unübersehbare Büchermeer. Da es den Lesern an Zeit oder Lust mangelt, das un-

ermeßliche Feld der Wissenschaft zu umfassen, so verzichten sie auf gründliches, systematisches Studium, und halten sich an Werke von sekundärem Werthe, welche ihnen die unmittelbar benöthigte Kenntniß oder die Wissenschaft und Literatur zugänglicher machen und in beliebterer Form zuführen. Diese Art zu lesen ist zwar sehr bequem, aber auch keine Gymnastik des Geistes, und sie hat nur Oberflächlichkeit, Vielwisserei und Halbwisserei in ihrem Gefolge. Der Leser wird ein Wörterbuch und weiter nichts; er liest, um in Gesellschaft glänzen und sich das Ansehen eines geistreichen Mannes geben zu können; er weiht sich nicht dem Dienst der Musen, und noch weniger ist er ein Bergmann, welcher aus tiefen Schachten Gold und Edelstein zu Tage fördert. Große Eroberungen auf dem Felde der Wissenschaft werden immer seltner, und nicht einmal das Vorhandene wird gehörig benutzt. Man raisonnirt, ohne die Thatsachen zu kennen, man behauptet ohne Gründe und baut Häuser, ohne zuvor das Baumaterial herbeigeschafft zu haben. Die vorherrschende Neigung unserer Zeit für Journalisten-Lectüre ist bekannt, und diese Schriften haben allerdings in vielen Beziehungen einen vortheilhaften Einfluß, aber sie sind auch nicht minder die gefährlichsten Feinde aller wahren Wissenschaft und Literatur. Wie ferner die Lektüre von werthlosen Romanen, albernen Reiseberichten, oberflächlichen Skizzen und Genrebildern, aus der Luft gegriffenen Memoiren, Charakterschilderungen ohne Charakter u. s. w. den Geist allen ernstern Richtungen entfremdet, weiß Jedermann. Wir sind überzeugt, daß es für Viele besser wäre, gar

nichts zu lesen, als ihren Geist zu überfüttern und sich den Magen dadurch gänzlich zu verderben. Das Wissen der meisten Menschen ist heutigen Tages Stückwerk und Oberflächlichkeit, ohne Kern, ohne Kraft und Saft.

Hinsichtlich der moralischen Ausbildung unserer Tage ist gar nicht zu läugnen, daß sie mit den übrigen Fortschritten der Zeit am wenigsten gleichen Schritt gehalten. Seht um Euch! — Welch' ein Egoismus überall! Nur an den eigenen Vortheil denken die Meisten, und für Geld verleugnen sie Vater und Freund, Worte der Liebe und Freundschaft in's Angesicht, — eine Grimasse hinter dem Rücken! — Wie Wenige bemühen sich, dies wuchernde Unkraut böser Gesinnungen und verderbter Neigungen auszurotten! Wie Wenige sind stolz darauf, edle Menschen zu heißen, während sie doch darnach streben, geistreich, reich oder angesehen genannt zu werden! Man macht jeden Tag einen Spaziergang in die freie Luft, um gesund zu bleiben, liest belehrende Schriften, um immer weiter den Geist auszubilden, — aber was thut man, um auch moralisch besser zu werden? Welche traurige Moral wird in Tausenden unserer modernen Schriften gepredigt und als liebenswürdig und geistreich durch alle Künste der Beredsamkeit und des Styles dargestellt! Die Literatur ist eine Geldfrage — hat J. Janin gesagt. Viele wollen **à tout prix** gelesen und gekauft seyn, und um dies zu erzielen, verhöhnen sie Tugend und Redlichkeit und treiben ein freches Spiel mit den höchsten Interessen des Lebens. Auch ist nicht zu läugnen, daß Leute von Charakter immer seltener werden, immer seltener solche,

die nicht den Mantel nach dem Winde hängen, und solche, die fest und unwandelbar nach einem vorgesteckten Ziele schreiten. Endlich verfällt mehr und mehr der Glaube an religiöse Wahrheiten, und was tritt dagegen an dessen Stelle?

Weiter gehören die stets wachsende Vergnügungssucht und der übertriebene Luxus zu den Schattenseiten unserer Zeit. Sonst wurden die Kinder in zu klösterlicher Zucht gehalten, jetzt entwachsen sie zu frühe der Zuchtruthe; sonst war das Ansehen eines Herrn und Familienoberhauptes ein zu despotisches, jetzt ist es ein zu liberales; sonst waren die Untergebenen Sclaven, jetzt sind sie oft mehr, als ihre Gebieter. Alles will sich amüsiren, will es recht bequem haben. Täglich vermehren sich die Bedürfnisse, und doch fehlen den Meisten die Mittel, sie herbeizuschaffen. Sonst trug man ein Kleid, aus dauerhaftem Stoffe verfertigt, Jahre lang, jetzt ist alle Kleidung Flitter und die Mode wechselt zehnmal im Jahre; sonst machte an Sonn- und Feiertagen der Bürgersmann seinen Spaziergang auf's Land und verzehrte ein Paar Batzen, jetzt sitzt er Sonntags bei rauschender Harmoniemusik im noblen Gartenlokale und speist wie ein Fürst; sonst beschränkte sich Einer auf wenige Zimmer, während er jetzt eine ganze Etage braucht. Sonst lebten in diesen Beziehungen die Menschen weit glücklicher, da es ihnen leichter wurde, ihre geringeren Bedürfnisse zu befriedigen.

Betrachten wir zuletzt noch das Innere des Familienlebens, so sieht es auch hier gar unerfreulich aus. Es möge eine Stelle finden, was A. von Sur über

die heutige, verkünstelte Erziehung der Kinder sagt: „Schon die kleinen Kinder werden in den Strudel hineingerissen. Während sie sich in der größern Einfachheit früherer Zeit an ihrem sparsam besetzten Geburtstagtische unendlich freuten, werden sie jetzt von leisen Gefühlen des Mißmuths und Neides beschlichen, weil diese und jene ihrer Gespielinnen doch viel schönere Sachen bekam. Statt daß sie sonst in ihren Freistunden draußen spielten, die schöne Luft athmeten, mit den Puppen sprachen, die sie aus Blumen machten, Rosenblätter für die Mutter sammelten, die Rosenwasser daraus destilliren ließ, Seifenblasen in die Luft schickten, oder Fingerhütchen von Sand systematisch an einander reihten, müssen sie jetzt in Stramin nähen zu Geburtstag- und Christabendgeschenken für eitle Mütter, die in ihren Putzzimmern an Wandkörben, Sorgenkissen und Ofenschirmen ihren Bekanntinnen nicht nachstehen wollen. Das Bücken am Rahmen aber treibt das Blut zum Kopfe, greift Augen und Nerven an, und bewirkt vielleicht zum Theil die jetzt so oft unreine Gesichtsfarbe unserer jungen Mädchen.

„Das Kind soll, sich seiner unbewußt, wie die Pflanze heranwachsen", sagte mir ein großer Pädagog; und beherzigten die Mütter dies Wort, hielten sie am Thee- und Kartentische ihre Zunge im Zaume, wo die Kinder nur zu gern herumstehen, um ein Stück Kuchen oder ein Wort zu erhaschen; lobten und tadelten sie diese nicht so unbedachtsam in's Gesicht hinein, und zerlegten ihre Individualität mit so viel Wortschwall Anderen — wir würden die Mädchen unbefangener auftreten sehen.

Hieran hindert aber auch sonst noch Manches; das rauschende Gesellschaftsleben, in dem sich selbst die süße unschuldige Kinderwelt bewegt, — die ja nur vom Himmel, von den Vögeln und Blumen umgeben seyn müßte, nicht aber von Salonwänden mit Lustres und Tanzmusik — ist hieran gleichfalls Schuld. Die Kinder haben vor der Confirmation schon ein Leben der Erwachsenen durchgekostet; sie haben ihre Thées, ihre Bälle mit Punsch und Gefrornem, sie haben sogar ihre Inclinationen, mit welchen billets-doux auf dem Schulwege ausgetauscht werden. Sie wissen, daß der Blonden Blau, der Brünetten Rosa am besten steht, und arrangiren dem gemäß die Balltoilette.

„Die Kinder sind nicht mehr kindlich", schrieb Lord Byron einem Freunde, „die Mädchen nicht mehr unbefangen, die Jünglinge nicht mehr begeistert, die Männer nicht mehr ritterlich, und das ganze Jahrhundert keinen Schuß Pulver werth."

So weit A. v. Sur. — Bei mangelhafter häuslicher Erziehung, bei mangelndem Familienleben, — wie könnte da das Edlere gedeihen? Aus dem geheiligten Kreise des Familienlebens geht die Verbesserung aus und schreitet von hier aus weiter. Weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß ein glückliches, inniges Familienleben kaum mehr angetroffen werde, ist es doch jedenfalls seltener geworden, und nur zu häufig finden sich zerrüttete häusliche Verhältnisse, Verarmung durch übertriebenen Luxus, glänzendes, übertünchtes Elend, unglückliche Eheverhältnisse, Uneinigkeiten zwischen Eltern

und Kindern, Befehdungen, wo man nur Eintracht und Liebe erwarten sollte.

Fassen wir nun das Gesagte zusammen, so sehen wir unsere Zeit in materieller Beziehung mächtig voranschreiten, auch in intellectueller sich vielfältig, wenn auch mitunter noch mangelhaft, entwickeln, und in moralischer am meisten zu wünschen übrig lassen. Letztere zu fördern, sey daher die Aufgabe aller wahren Freunde der Menschheit, und sie mögen sich stets fester zusammenschließen zu einem Bündniß der Liebe und Humanität, dem der Segen von oben nicht fehlen wird.

Hoffen und Fürchten.

Freund! — dürft' ich einen Rath Dir geben, —
So hoff' und fürchte nie zu viel;
Denn unser ungewisses Leben
Ist ein gar wechselvolles Spiel.
Wir seh'n nicht weit und wissen nimmer,
Was uns die nächste Stunde bringt,
Ob sie ein ros'ger Morgenschimmer,
Ob sie ein Trauerflor umschlingt.

Nicht zu viel hoffe! — Edle Söhne
Und holde Töchter um Dich her,
Sie blüh'n in Kraft und geist'ger Schöne.
Da nahen Wolken, trüb' und schwer,
Es fahren Todesblitze nieder;
Zerschmettert liegt der Blüthenzweig.
Ein Mann der Leiden bist Du wieder, —
Und warst noch eben froh und reich!

Nicht zu viel fürchte! — Ohne Schlummer
Auf hartem Lager sitzest Du,
Und zählst, gequält von Noth und Kummer,
Den alten Thränen neue zu. —
Da tönt ein Posthorn, rollt ein Wagen!
In größter Noth ist Hülfe nah.
Bald macht ein Ende allen Klagen
Der Vetter aus Amerika.

Nicht zu viel hoffe! — Dein Vertrauen
Hast einem Freunde Du geschenkt.
Wer könnte stets auf Freundschaft bauen,
Die plötzlich oft die Schwingen senkt?
Du hofftest immer heit're Stunden
Im Hafen stiller Häuslichkeit.
Das schöne Traumbild ist verschwunden,
Und manche Dorne bringt die Zeit.

Nicht zu viel fürchte! — Aus dem Lande
Der lieben Heimath ziehst Du fort,
Und suchst an einem fernen Strande
Jenseits der Meere einen Port.
Den Pilgern, die aus Osten kamen,
Wölbt sich des Urwalds gastlich Haus,
Und Freiheit streut den heil'gen Saamen
Für eine reiche Zukunft aus.

Nicht zu viel hoff'! — Am Bettelstabe
Kamst Du vor zwanzig Jahren her.
Bald aber mehrt' sich Deine Habe, —
Und heut' bist Du ein Millionair.
Ein Marmorhaus, Dich zu empfangen,
Hebt seine Hallen, hoch und weit;
Doch ach! es bleichen Deine Wangen;
Du bist gealtert vor der Zeit.

Nicht zu viel fürchte, muth'ger Streiter
Für Wahrheit und für Geisteslicht!
Es sey der Glaube Dein Begleiter,
Daß neuer Tag aus Osten bricht.
Rings drohen Feinde; Kerkermauern,
Sie sprechen Deiner Tugend Hohn.
Dein freier Geist wird's überdauern;
Du bist der Wahrheit edler Sohn.

Es wechseln immer unsre Loose,
Des Schicksals Waage fällt und steigt;
Der Dorn gesellet sich zur Rose,
Die Wange färbt sich und erbleicht.
Heut' Lorbeerkränze, morgen Ketten,
Hier Tänze unter'm Lindenzelt,
Dort Abschiedskuß an Sterbebetten, —
Das Alles kommt im Lauf der Welt.

Freund! — dürft' ich einen Rath Dir geben, —
So hoff' und fürchte nie zu viel;
Denn unser ungewisses Leben
Ist ein gar wechselvolles Spiel.
Doch Eines währt, — die ew'ge Güte
Des Vaters, der allmächtig ist,
Der keines Sandkorns, keiner Blüthe
Und keines Menschenkinds vergißt.

Bunte Betrachtungen.

Es hat Jemand die richtige Bemerkung gemacht, da in unsern gesellschaftlichen Zirkeln der Musik zu vi Vorrechte eingeräumt werden. Ueberall wird musicirt, und sey das Musikstück auch ohne Gehalt, habe man es auch schon zehnmal in dieser und jener Oper gehört, werde es auch schlecht vorgetragen, — man nimmt es doch dankbar, wenigstens mit scheinbarer Freundlichkeit hin. Wenn aber Einer das Wort nimmt, um nun auch einmal Dichtkunst oder Redekunst Triumphe feiern zu lassen, wie werden da die Achseln gezuckt und wie bedauerlich wird gelächelt. Man meint, so etwas ließe sich besser zu Hause lesen, es störe die Geselligkeit, verursache Langeweile und strenge den Geist an, statt ihm Erholung zu gewähren. Etwas vorsingen, ist überall beliebt; — etwas vorlesen, fast überall verschrieen.

Die Thorheiten der Welt bleiben im Kerne dieselben, — nur ihre Schaale, nur ihr Gewand ändert sich. Man irrte zu allen Zeiten, man war verkehrt zu allen Zeiten — nur jedesmal anders.

Kirchen-, Volks- und Familienfeste bilden den poetischen Hintergrund im bunten Tableau unseres Lebens und verschönern die ernste Wirklichkeit durch ihren Zauber. Hier ist die große Schule, in welcher sich das jugendliche Gemüth ausweitet und das blumenlose Alter wieder verjüngt.

Da die Gewohnheit Alles im Leben ausgleicht, so lebt man gewiß in einem engen Kreise am Ende so glücklich, als in einem weiten. Wie sich der Großstädter unter dem wogenden Geräusche seiner Märkte und volksbelebten Straßen gefällt, so der Kleinstädter in seinem friedlichen Bereiche, wo die Leute voll Erstaunen unter die Hausthüre treten, wenn einmal der Wagen eines Reisenden durch ihre schlecht gepflasterten Gassen rollt. Der Kleinstädter plaudert so behaglich, wenn er Abends bei'm Schoppen im goldenen Stern sitzt, von Krieg und Frieden, Gewitter und Feuersnoth, als jener im großen, gasbeleuchteten und glänzend dekorirten Restaurationssaale; der Kleinstädter hält so gut seine Bälle und Conzerte, Soireen und Museen, wie jener, wenn auch die Bühne, auf welcher er agirt, etwas kleiner und auch seine Kostüme etwas veraltet sind. Der Kleinstädter ist zufrieden, wenn ihm ein neues Buch, eine neue Mode erst Monate lang nach ihrer Entstehung zukommt, während jener das Neue von dem Neuesten fast stündlich verdrängt sieht. Wenn der Großstädter jedenfalls reicherer Lebensgenüsse, rascheren Wechsels und lebensfrischerer Elemente sich zu erfreuen hat, so genießt der Kleinstädter inniger und gemüthlicher, so drängt bei

ihm das Bedürfniß die Menschen traulicher an einander. Wie sehr nun die Gewohnheit Alles ausgleicht, so wird es doch dem Bewohner einer großen Stadt schwer werden, in das stille Leben einer kleinen überzugehen. Im umgekehrten Falle geht es eher.

Ruhe und Beständigkeit waren Hauptzüge im Charakter früherer Zeiten, Bewegung und Unbeständigkeit sind unseren Tagen eigen. Sonst vererbte eine Mode und ein Kleid vom Großvater bis auf den Enkel; sonst blieb die Firma eines soliden Handlungshauses ein Jahrhundert und noch länger in ausschließlicher Geltung; sonst ging man ganze Generationen hindurch in ein und dasselbe Wirthshaus, um dort in der Feierstunde seinen Schoppen zu trinken. Jetzt bringt jeder Monat, jedes Jahr etwas Anderes. Heute wird ein glänzender Laden eröffnet und bald überstrahlt ihn ein noch glänzenderer. Heute fährt man mit der beschleunigten Mallepost und morgen mit dem geflügelten Dampfwagen; heute ist Einer der Lieblingsschriftsteller des Tages und morgen kommt ein Anderer, der die Gunst der Leser in noch höherem Maaße zu gewinnen weiß. Sonst Ruhe, — jetzt Bewegung, — sonst die Zeit des Stabilen, jetzt die der wechselnden Reformen.

Wer ist ein Dichter?

Wer ist ein Dichter? fragen sie, und streiten
Sich um des Wortes kalte Theorie,
Verlieren sich in logisch-dürren, breiten
Erklärungen, verdreh'n, verwickeln sie.
Der Eine glaubt die Schönheit da zu finden,
Wo sie der And're nimmer anerkennt,
Und während diese Lorbeerkränze winden,
Kommt schon ein And'rer, den man würd'ger nennt.

Ist der ein Dichter, der im Waldesdunkel
Bei jungen Maienblumen träum'risch sitzt
Und gern hinaufblickt in das Lichtgefunkel,
Das durch begrünte Buchenzweige blitzt,
Und Jener, der dem Liebchen Lieder spendet,
Der ihr des Lenzes erste Veilchen bringt
Und, wann die Nacht verschwieg'nes Dunkel sendet,
Von seiner Liebe unter'm Fenster singt?

Ist der ein Dichter, der mit feur'gen Worten
Zum ernsten Kampf für Recht und Freiheit geht,
Der ritterlich gewappnet an den Pforten
Der neuen Zeit im Vordertreffen steht,
Und Jener, der erhab'ne Tugendlehren,
Den gold'nen Wein in gold'ner Schaale, reicht,
Den wir wie einen treuen Freund verehren,
Und dessen Wort der milden Sonne gleicht?

Ein And'rer lebt vertraut mit anmuthreichen
Gestalten aus der luft'gen Feenwelt,
Mit Sylphen, die dem Blumenkelch entsteigen,
Der Knospenwiege, duftig angeschwellt,
Und Jener liebt die wimpelvollen Schiffe
Um deren Wand die salz'ge Meerfluth kreist,
Die wilde Brandung an dem Felsenriffe,
Den Sturm, der Mast und Tauwerk niederreißt.

Wie schön auch ist's, wann Helden uns umschweben
Mit ihrem königlichen Thatenglanz,
Wann wir in edelm Stolze uns erheben,
Um sie zu schmücken mit dem Lorbeerkranz, —
Wie schön auch, wann im abendlichen Glühen
Berggipfel grüßen aus des Dichters Lied,
Wann kühle Quellen rauschen, Linden blühen,
Durch deren Zweig der Vollmond niedersieht!

Ist der ein Dichter, der im vollen Becher
Jedweden Gram des Lebens tief versenkt
Und in dem Kreise jugendlicher Zecher
Nicht an des Morgens ernste Frage denkt,
Ist's Jener, der durch fromme Harmonien
Zu Lieb' und Andacht stimmet unser Herz,
Empor aus ird'schen Banden uns zu ziehen
Und zu erheben über jeden Schmerz?

Wer ist ein Dichter? — Wer auf seine Weise
Mit seinen Farben Lieb' und Schönheit malt,
Wer Großes, Edles pflegt in seinem Kreise,
Im Spiegel des Gemüths es widerstrahlt,
Wer uns erquickt mit kräftigen Gedanken,
Erheiterung dem kranken Herzen bringt,
Erweitert unsers engen Lebens Schranken
Und Blumen um die flücht'gen Tage schlingt, —

Wer überall, im friedlich stillen Thale
Und in der lauten, volksbelebten Stadt,
In nied'rer Hütte, wie im Marmorsaale,
Im Palmenwipfel, wie im Rosenblatt,
Auf eines Kindes lebensfrischen Wangen
Und in des Dulders bleichem Angesicht,
In Liebenden, die zärtlich sich umfangen,
In stolzer Kraft, die aus dem Auge spricht, —

Wer überall dem Edeln und dem Schönen
Begeistert huldigt und mit Freudigkeit
Und wer im Wort, im Bilde und in Tönen
Dem Opferdienst der Muse ganz sich weiht,
Der ist ein Dichter. — Laßt Gelehrte streiten
Sich um des Wortes kalte Theorie,
Laßt sie darüber sich gelehrt verbreiten!
Wir sagen kurz: Schönheit ist Poesie!

Ueber die modernen Opern.

Es ist genugsam bekannt, daß die Vergnügungssucht heutigen Tages eine große Rolle spielt. Die Zeiten der Einsiedler und der Klöster, der Kasteiung und der Bußfertigkeit sind vorüber. Man thut wohl daran, es mit dem Leben nicht zu ernsthaft zu nehmen und dem heiteren Augenblicke sein Recht zu geben. In dieser Schule des Genusses und der Vergnügung sind die Franzosen, namentlich die Pariser, unsere Meister. Sie verstehen sich auf's Leben; sie sind unerschöpflich in Erfindung von Mitteln, ihre Stunden und Tage angenehm los zu werden. — Sie geben in Mode, in Luxus, in Politik, in Kunst und Wissenschaft oft sogar den Ton an, und ganz Europa pfeift ihr Liedchen nach. Ihre Moden durchlaufen die Welt, ihre Romane werden verschlungen, ihre Dramen übersetzt man mit Blitzesschnelle, von ihren Journalen nähren sich alle andern und ihre modernen Opern sind das Beste, was ein praktischer Beneficiant sich wählen kann. Wir wollen bei diesen Opern etwas verweilen.

Nachdem die sieben und noch mehr unfruchtbare Jahre der Composition erschienen sind, nachdem man

Gretry, Boieldieu, Mozart, Gluck, Cherubini u. s. w. zur Genüge gehört hat, nachdem man Neues und immer Neues will, und die musikalischen Tonschöpfer fehlen, — da tritt ein in seiner Art genialer Mensch, genannt Scribe, auf und sagt: „Meine Herren Componisten, vertrauen Sie sich mir an! Die alten Opernsujets sind entweder so einfach, oder so kindisch, daß man nur auf den Componisten Acht hat. Wir wollen das umwenden! Ich werde Ihnen Sujets liefern, bei welchen man die Musik vergißt. Die Leute wollen in der Oper zu viel hören, — wir müssen sie an's Sehen gewöhnen; — wir müssen den Augen alle Hände voll zu thun geben, damit die Ohren bescheidener werden. Das ewige Geschwätz von klassischer, seelenvoller Musik wird mir langweilig und wird auch den Zuhörern langweilig. Wir wollen das Publikum amüsiren, auf recht behagliche Weise; — wir wollen Pracht und Luxus entfalten, wollen die Seele, diese ernsthafte Betschwester, gar nicht zu Wort kommen lassen. Lassen Sie mich sorgen! Ich kenne mein Jahrhundert. Componiren Sie zu meinen Texten keine tiefsinnige, erhabene, heilige Musik, sondern eine mächtig-stürmende, donnernde, bizarre, pikante, excentrische, tanzmelodische Musik. Wir siegen, so wahr ich Scribe heiße."

Jetzt regen sich tausend Hände. Die Bühne — wir reden hier nur von der Pariser — wird eine Welt. Man baut zwischen den Coulissen gothische Dome und marmorne Paläste; — man führt uns den Marktplatz zu Palermo und den feuerspeienden Aetna vor; man hält auf der Bühne prachtvolle Umzüge, Gottesgericht,

Stiergefechte; man beschwört die Engel hernieder und die Teufel herauf. Glanz häuft man auf Glanz, Pracht auf Pracht. — Maschinist, Decorationsmaler, Costümier wetteifern mit einander. Scribe ist der Herr und Meister von Allen. In der That, wenn man gerecht seyn will, so muß man gestehen, daß die Leistungen der großen Oper in Paris an's Zauberhafte grenzen. Alles Großartige muß man bewundern. Und es hat wohl zu keiner Zeit und an keinem Orte etwas Großartigeres gegeben, als die Aufführung einer dieser neuesten Opern. Man werfe zuerst einen Blick auf den Opernsaal. Welcher Luxus, welcher Glanz, welche Schönheit in den Logen! Aller Adel, aller Reichthum, alle Celebrität großer Namen, alle Orden, alle Titel, alle weibliche Schönheit eines großen Landes ist hier versammelt; dazwischen sieht man Köpfe aus allen Nationen der Welt. Und wie wogt es im Parterre von Männern von geistigem Adel, von Dichtern, Malern, Künstlern, Kaufleuten, Fremden! — Nun geht der Vorhang auf. Ist es Wirklichkeit oder Zauberei, was man sieht? — Wir wollen es nicht versuchen, solchen Anblick zu schildern. Eine der glänzendsten Vorstellungen, so man je gesehen hat, ist die der Jüdin, von welcher ein Korrespondent irgendwo sagt — und er übertreibt nicht:

„In dem Augenblicke, wo Sigismund in all seiner römisch-deutsch-kaiserlichen Majestät auf seinem Prachtroß in langem Zuge vor der Kirche anlangt, in dem Augenblicke, wo die Hellebarden, die Armbrüste, die Panzer, die Schwerter, Pferde und Menschen durcheinander wogen, und diesem großartigen Läuten der Glocken ein

religiöser Charakter verliehen wird, kann man die Gegenwart vergessen und sich um vier Jahrhunderte in der Zeit zurückversetzt glauben. Das fünfzehnte Jahrhundert selbst, der kaiserliche Aufenthalt zu Konstanz während des Conciliums 1444, waren in der Wirklichkeit nie wahrer, als sie hier auf den Brettern der großen Oper dargestellt sind."

Daß bei solchen Anschauungen nach der Musik weniger gefragt wird und daß sie eine untergeordnete Rolle spielt, wer möchte es bezweifeln? Man hat zu viel zu sehen, um viel hören zu können. Scribe und seine Verbündeten haben gesiegt, glänzend gesiegt, — sie haben alle Erwartungen übertroffen. — Und die Componisten? Sie bringen pompöse Märsche, rauschende Introductionen, herrliche Tänze; in wilder Freude, wie ein übergetretener Strom, stürmt das Orchester donnernd einher und des Hauses Pfeiler wanken. Und die Sänger? — Sie können von Glück reden, wenn ihre Stimme bis zu den Ohren des Hörers gelangt. Auf diese Weise hat die Oper eine andere Wendung genommen. Scribe ist ein billiger Mann. Er macht mit dem Tonsetzer moitié der Einnahme, — eigentlich sollte er wenigstens deux tiers machen.

So ist Scribe der Vater einer neuen Schule geworden, welche die Oberherrschaft gewonnen hat. Es ist von wahren und gebildeten Freunden der Tonkunst seitdem oft wiederholt worden, daß sich die meisten der neueren Tonsetzer auf unrechtem Wege befinden. Die Textmacher gehen dem Componisten mit üblem Beispiele voran. Sie reihen Scenen und Tableau's

nothdürftig zusammen, die unter einander wenig in geistigem Rapport stehen, und nur auf Aeußerlichkeiten berechnet sind; sie sorgen nur für Paraden, Maskeraden, Tänze u. dgl., nicht aber für lyrische und dramatische Momente. Jeder will etwas Neues bringen, den Vorgänger überbieten und die Welt in Erstaunen setzen. Für eine Bühne, wie die der großen Oper in Paris, die außerordentliche Mittel besitzt und etwas Grandioses zu leisten vermag, mag dies angehen. Das Außerordentliche bleibt immer sehenswerth. Aber bei kleineren Theatern sollte man endlich zur Einsicht kommen, daß es so nicht fortgehen kann, und man sollte umkehren. Ich wohnte dieser Tage einer Aufführung der Schweizerfamilie bei. Wie wenig Vorbereitungen und Kosten bedarf es, um diese Oper in Scene zu setzen, und wie schön ist dennoch ihre Wirkung auf Geist und Herz! Hier entfaltet sich ein stilles, gemüthliches Leben; hier rauschen lyrische Wiesenbäche und duften würzige Alpenkräuter; hier sprechen sich der Schmerz und die Sehnsucht der ersten Liebe, die Wonne des Wiedersehens, die zärtlichen Empfindungen der älterlichen und kindlichen Liebe und die dankbaren Gefühle edler Herzen in Worten und Tönen gleich rührend aus. Welche Seeleninnigkeit in allen Theilen dieses schönen Lebensbildes! Welche liebliche Melodien, welche einfach herrliche Harmonie! Wer könnte die Schweizerfamilie sehen, ohne sich gerührt, erhoben und veredelt zu fühlen? Und kann die wahre Kunst einen andern Zweck haben? Soll die Bühne etwas anders seyn, als eine Schule des Lebens, der Wahrheit und der Tugend, als ein Museum der Schön-

heit und der Anmuth? Wo es auf tollen Lärm und Parademacherei hinaus läuft, da wendet sich die geweihte Muse ab, und überläßt den Affen, Marionetten und Seiltänzern die entwürdigten Räume.

Auf Künstler und auf Publikum muß das moderne Operngenre gleich nachtheilig wirken. Jene werden mit Noten und Gesangeskünsteleien aller Art so überhäuft, werden vom Lärm der Instrumente so übertäubt und durch allerlei Nebendinge so sehr zersplittert, daß der eigentliche Gesang und der rechte Vortrag darunter leiden müssen. Je einfacher componirt und je weniger tumultuarisch instrumentirt eine Arie, desto ausdrucksvoller wird sie der Sänger vortragen können; hat er aber während des Vortrages auf dies und jenes Außerordentliche fortwährend zu achten, muß er seine Stimme forciren, um nur gehört zu werden, — wie soll er da **con amore** singen? Wie kann er zur Seele reden, wo er Unnatur und affectirte Tonstücke zu verarbeiten hat? Wenn der Componist den Sänger auf Seiltänzerkunststücke anweist, wie wird es dieser vermögen, in der Weihe des Priesters zu erscheinen? Und so schwimmt er dann mit dem Strome, sucht den Hörer zu verblüffen, und es wird der edle tief empfundene, rührende Vortrag immer seltener. Das Orchester stürmt, — die Chöre schreien von allen Seiten hinein, — der Sänger schreit mit, macht einen **Salto mortale** dazwischen, und Alles applaudirt. Ja, das Publikum ist verwöhnt.

Während im Vordergrunde eine Arie, die etwa von unglücklicher Liebe singt, vorgetragen wird, fangen im Hintergrunde ein paar Dutzend Krieger ihre Waffen-

tänze an, toben auf der Mitte der Bühne Verschworne mit gezücktem Dolche, und festlich geschmückte, ein Brautlied singende Jungfrauen durcheinander, und hört man dort aus der Kirche singende Nonnen, und hier treten bacchantisch lärmende Zecher auf. Man liebt die musikalischen **Pot-à-feux**, die, wenn sie ausgespieen haben, mit einem heftigen Knalle auseinanderplatzen. Nur äußerliche Anregungen, nur pikante Reizmittel, nur Ohrenkitzel verlangt der verwöhnte Geschmack. Da schieben es dann die Componisten auf's Publikum, und dieses schiebt es auf jene zurück. Schuld daran sind Beide.

Ich meine, es sey endlich Zeit, ihr Herren Dichter und Componisten, daß Ihr wieder zur einfachen Wahrheit und zur unerkünstelten Natur Euch wendet.

Nehmt eine antike Statue zum Vorbild! Welche Simplicität in allen Theilen, welche Vollendung in jedem Gliede, welche Einheit im Ganzen! Das Einfache ist das Schönste und auch das Schwerste, — es ist, wie Boileau's **art difficile de faire des vers faciles.** „Freilich gehört Genie dazu, um durch die einfachen Mittel der wahren Kunst sich auszuzeichnen, — und dies fehlt den Meisten, die vielleicht den Generalbaß, oder den Effect der Instrumentirung, oder den Bühneneffect kennen, aber nichts zu produziren vermögen. — Darum aber sollte nicht Jeder, der etwa einmal ein Paar Reimworte zusammengeleimt und durch das Bortehuter Wochenblatt veröffentlicht hat, gleich einen Operntext liefern wollen, — noch weniger sollte Jeder, der ein Liedchen mit Accompagnement der Guitarre gemacht hat, das man in ganz Abdera bewundert, sich gleich an ein

Opernwerk wagen. Aber ach! die liebe Eitelkeit. — Auf allen Komödienzetteln genannt, in allen Zeitungen gepriesen, und reif für das Pantheon erklärt zu werden, — das ist gar verführerisch. In unsern Tagen der Selbstgefälligkeit hält sich Jeder für einen neuen Wolfgang Amadeus Mozart, sobald sein Name nur einmal auf Löschpapier im Druck erschienen ist.

An euch, denen die Leitung einer Bühne vertraut ist, wenden sich alle Freunde der edleren Tonkunst, und erinnern euch an die wichtige Stellung, die ihr einnehmt. Wenn ihr jeder Novität, die euch pikant scheint, den Zutritt verstattet, wenn euch nur die Spekulationen für die Kasse und keine höheren Motive leiten, wenn ihr von Tag zu Tag eure Mittel überbietet, und nur zu glänzen und zu imponiren sucht, so werdet ihr bald durch Uebertreibung zu Grunde gehen und das Publikum an Bedürfnisse gewöhnen, welche zu befriedigen ihr nicht im Stande seyd. Darum kehrt zur Einfachheit und zur Natur zurück und seht auf den Kern, nicht auf die Schaale. Es ist wahrlich die höchste Zeit.

Gruß an Gutenberg

bei der Enthüllung seines Monumentes in Mainz.

(Am 14. August 1837.)

Was für ein Feiertag ist heut'
In dieser alten Stadt?
Sagt, was dies festliche Geläut'
Wohl zu bedeuten hat?
Belebt ist jeder Pfad umher,
Bewimpelt wogt der Rhein;
Die Pilgerschaar wächst mehr und mehr
Und zieht mit Jubel ein.

Aus deutschen Gauen kommen sie
In fröhlich bunter Reih',
Geführt von gleicher Sympathie,
Strom auf, Strom ab herbei.
In jeder Brust, in jedem Haus
Steht heut' ein Hochaltar;
Begeist'rung schmückt die Räume aus,
Bringt Opferkränze dar.

Er steht, ein mächt'ger Geistesheld,
Ein eh'rner Riese, dort,
Licht zu erkämpfen für die Welt
Durch sein beflügelt' Wort.
Er wankt nicht, wie der Zeiten Fluth
Auch wechselnd fällt und steigt,
Und immer mit erneu'tem Muth
Er hin zum Lichte zeigt.

Ein Bergmann fährt er in den Schacht
Nach Gold und Edelstein;
Ein Schiffer steuert er mit Macht
Zur Sternenwelt hinein;
Ein Waffenschmied gen Tyrannei
Stählt er ein feurig' Schwert;
Ein Friedensengel weilt er frei
Am häuslich stillen Heerd.

Geweihter Meister, wie erglänzt
Dein Name, Sternen gleich!
Der Menschheit Genius bekränzt
Dich mit dem Lorbeerzweig. —
Und wie ein Blitz durchzuckt uns schnell
Begeist'rung allesammt;
Es überströmt des Herzens Quell
Und jedes Auge flammt.

Die alte deutsche Stadt am Rhein
Hat einen edeln Sohn.
Die Welt schrieb seinen Namen ein
Zu ew'gem Dank und Lohn.
Der Name Gutenberg erklingt
Weit über Meer und Land,
Und wo ein Geist zum Lichte ringt,
Da ist er wohl bekannt.

Moguntia, o freue dich,
Die diesen Sohn gebar!
Viel tausend Herzen drängen sich
Zu Deinem Festaltar.
Dir fiel ein herrlich' Mutterloos,
Wie es nur selten fällt!
In deinen Armen ward er groß, —
Und ward ein Sohn der Welt.

Den Blick empor! — Seht Ihr ihn dort?
Wie strahlt sein Angesicht!
Geweiht ist dieser heil'ge Ort,
Umströmt von Morgenlicht.
Mit Typenform und Bibelbuch
Steht er, zum Sieg bereit,
Als spräch' er einen frommen Spruch
In Herzensinnigkeit.

Moguntia, Du Stadt am Rhein,
Dein Ehrentag ist heut'.
Laut stimmt in unsern Jubel ein
Dein festliches Geläut'.
Du aber, eh'rner Riese dort,
Das ganze deutsche Land
Umschlinge fester fort und fort
Durch ein gemeinsam' Band!

Bunte Betrachtungen.

Der Mai wird des Jahres Wonnemond genannt. Er ist es oft, aber nicht immer. Oft macht er ein mürrisches Gesicht, zeigt regnerische Launen und zieht seinen aschgrauen Schlafpelz an. Der Wonnemond des Lebens fällt in die Zeit der ersten Liebe, und dieser ist immer, ja immer schön. Nichts kann ihre erhabene Harmonie stören, nichts ihre heiligen Sterne verdunkeln. Alle Gränzen des Vorurtheils, des Ranges und des Reichthums überspringt sie; sie fragt nicht nach Glauben, noch nach Parthei; sie ist das gelobte Land, nach welchem wir später mit Sehnsucht und Rührung zurückschauen. Gedenkt ihr noch der Stunde, wo der Priesterknabe Amor euch zum Erstenmale zusammengeführt hat? War es an einem Sommerabende in der Gartenlaube unter dem Blüthenduft von Rosen und Jasminen, oder war es am Pfingstmorgen im Walde, wo die Buchenwipfel über euch rauschten? War es bei der trauten Winterlampe, während der rauhe Nord an die Fenster schlug? Gedenkt ihr noch der ersten Schwärmereien, wo jeder Händedruck ein Petrarcisches Sonett,

jeder Blick eine Horazische Ode und jeder Brief ein Heloisenbrief ist? Gedenkt ihr noch der ersten Küsse, die den schönsten Bund besiegelten? Die Gartenmauer, an der ihr wartend standet, der Kirchweg, wo ihr euch sonntäglich begegnetet, der Rosenstock vor dem Fenster, der eurer Liebe geheimnißvoller Bote war, die Wiese, wo ihr die ersten Vergißmeinnichte pflücktet, die Lieder, die ihr mit einander sangt, die Mondscheinabende unter den Akazien — und tausend Bilder der Erinnerung, denkt ihr noch daran? — Ja, ihr denkt daran, und was könnte ich euch mehr sagen? — Der Mai des Jahres ist oft, — der Mai der Liebe ist immer schön.

Bei der Erziehung der Kinder werden so viele Mißgriffe gemacht, weil die Eltern die Eigenthümlichkeit und Natur ihrer Kinder zu wenig berücksichtigen. Kinder, welche erzogen werden sollen, sind wie die Kranken; Eine Arznei paßt nicht für Alle.

Die drei Schulen des Lebens.

Die erste Schule, in welcher wir erzogen werden, ist das Haus, ich meine jenes Haus, in welchem Vatersegen und Mutterliebe uns zuerst begrüßen und empfangen. Sey dies Haus auch klein und ärmlich, dennoch verleben wir in ihm die schönsten Stunden unseres Daseyns, und in die späteren Jahre glänzen seine Erinnerungen wie Morgensterne hinüber. Mutterliebe enthüllt sich hier in ihrer ganzen Fülle und gleicht der milden Frühlingssonne, die alle Keime und Knospen weckt. Hier erwachen die ersten Strahlen unserer Gedanken und die ersten Blüthen unserer Gefühle; hier verknüpfen uns das erste Lächeln und die ersten Thränen mit der menschlichen Gemeinschaft; hier umschweben uns die ersten Träume und entzücken uns die ersten Spiele. Auf das friedliche Wiegenbett fällt hier der erste Sonnenschein, und die hellen Fensterscheiben malen sich an der bunten Wand, die unser Kinderparadies begrenzt; die ersten Töne des draußen wogenden Lebens schlagen hier an unser lauschendes Ohr und die ersten Lüfte wecken eine schlummernde Kraft nach der andern. Ja,

hier ist die erste Schule, und eine so liebevolle ist die gute, treue Lehrerin, die wir Mutter nennen. Unter ihren Augen wachsen wir heran. Bald hat der Lenz ein paarmal sich verjüngt, und wir sind eingetreten in die eigentliche selige Zeit, von welcher die Dichter singen: „daß goldne Träume dann unsere Stirn umschweben." Jetzt leben wir in einer Wunder-, Mährchen- und Zauberwelt. Das nackte Holz unseres Spielzeuges wird von der Malerin Phantasie mit den buntesten Farben überkleidet; sie giebt jedem Steinchen, jedem Kegel, jedem Goldflitter hundertfältige Formen und wechselndes Leben; sie erweitert alle Räume und treibt frische Blätter aus dem dürren Stabe. Der enge, von hohen Mauern umgebene Hofraum ist unsern Spielen ein großartiger Tummelplatz; auf der dunkeln Speichertreppe sitzen wir im Mondschein und schmiegen uns ängstlich an die alte Dienstmagd, die uns von wilden Wölfen und von ver- und entzauberten Prinzen erzählt; dann wieder, wenn die Flamme im Ofen knistert und draußen die Winde heulen, blättern wir im alten Bilderbuche und vergessen alles Andere darüber; der Weihnachtsbaum mit seinen bunten Kerzen macht uns überreich, und die draußen auf dem gefrornen Schnee knarrenden Räder erwecken in uns wundersame Schauer.

Diese erste Schule ist die schönste. Bald aber folgt ihr die zweite, die Schule selber, ich meine das Haus, in welchem der ernste Magister uns gebieterisch entgegen tritt. Hier entrichten wir schon den ersten Tribut an die Strenge des Lebens, und dulden wir den ersten Zwang. Wenn die Frühlingssonne so freundlich durch

die Fenster blinkt, wird uns das Vokabelbuch oft lästig und wenn der gebietende Lehrmeister uns aufzumerken befiehlt, lägen wir lieber draußen unter der Bäume Grün. Doch bald gewöhnen wir uns an diese neue Schule; bald erwacht, wenn der Lehrer uns liebevoll zu leiten versteht, der erste Durst des Wissens; bald hören wir begierig seinem Worte, wenn er uns erzählt, wie hinter den Bergen auch Menschen wohnen, wie die Bäche immer weiter und weiter fließen und wachsen, wie vor uns Menschen und vor diesen wieder andere gelebt haben, wie es große Höhlen giebt, tief in der Erde, in welchen Gold und Silber wächst, wie die Schiffe ziehen über's weite Meer, und wie in fernen, großen Städten stolze Thürme und Paläste sich erheben. In dem Maaße, wie unser Geist wächst, wächst auch die Liebe zur Schule, und wenn nun erst die Zeit gekommen ist, wo das Große und Schöne in Welt- und Völkerleben von dem geweihten Meister uns entgegen geführt wird, wie glücklich sind wir dann! Wohl hat das Leben keine schöneren Stunden, als diejenigen, wo wir mit jugendlicher Begeisterung unter den Helden und Göttern von Rom und Griechenland wandeln, wo wir zum erstenmale zusammentreffen mit einem Achilles und Odysseus, Solon und Socrates, Cäsar und Antonius, wo die Lorbeerhaine von Delphi und die Myrthenwälder von Paphos uns umrauschen, wo der erderschütternde Zeus und die rosenwangige Hebe uns freundlich gewogen sind. Diese Zeit ist zu reich an Bildern und Erinnerungen aller Art, als daß wir mehr thun könnten, als sie anzudeuten; es ist die Zeit der ersten Jugend-

schwärmerei für das Große und Hohe, für Kunst und Poesie, die Zeit der edelsten Blüthe der Seele. Glücklich, wer durch die Blumen- und Paradiesgärten der Kindheit und durch die hesperischen und elysäischen Gefilde der Jugend einen liebevollen, weisen und edlen Lehrer gefunden hat! Mutter, Vater und Lehrer bilden uns für's Leben. Wer könnte ihnen je des Dankes volle Schuld abtragen?

Die dritte und strengste Schule ist die Schule der Welt. Wenn die goldnen Tage der Kindheit und der Jugend hinter uns liegen, dann betreten wir des Lebens vielfältige und verschlungene Pfade. Der Eine schnürt sein Reisebündel und nimmt den Wanderstab zur Hand; ein Anderer rollt im Postwagen über Berg und Thal; Dieser, auf's weite Meer sich wagend, leidet Schiffbruch an fernem Gestade und Jener, in der Heimath verbleibend, gründet sich frühzeitig einen eignen Heerd. Welch' eine große, weite Schule und wie viel zu lernen jeden Tag, heute als fideler Bruder unter lustigen Gesellen, morgen als Tröster an einem Krankenbette, heute als mühsam und doch vergeblich nach einem Besitze Strebender und morgen als leicht und spielend Gewinnender, heute als gefeierter Gott in seiner Umgebung und morgen als Verschmähter und Verwiesener, hier im Kreise schellenlauter Thoren und dort unter forschenden Weisen, hier bei üppig tafelnden Reichen und dort bei trauernder Armuth, hier unter übersprudelnden, schwärmenden Künstlern, dort bei nüchternen, prosaischen Philistern, hier vor anmaßenden Mächtigen und Großen, dort unter den Friedlichen und Stillen im Lande. In dieser großen

Schule geht es nach dem bekannten Prinzip des wechselseitigen Unterrichts. So friedlich, wie in den beiden früheren Schulen, geht es aber nicht; denn die alte Schulmeisterin, das Schicksal, hat wunderliche Launen. Sie stürzt und erhebt, züchtigt und belohnt, bereichert und beraubt, wie es ihr gerade einfällt. Auch beunruhigen uns in dieser Schule Neid und Mißgunst, Zorn und Rachsucht, Ehrgeiz und Egoismus, Eifersucht und Ränkesucht, wie überhaupt das gesammte Heer der Leidenschaften.

Wir leben gewöhnlich in Zwiespalt und Fehde mit unserer Lehrerin, und selten sind wir mit dem uns aufgegebenen Pensum zufrieden. Oft sehnen wir uns nach den früheren Schulen zurück, aber die Ströme der Zeit und des Lebens fließen, wie alle andern, bergunter.

In allen drei Schulen sind und bleiben wir — Kinder, die nicht auslernen. Unsere Schulzeit ist kurz. Oft schon werden wir in der ersten abgerufen, oft mitten unter den Idealen der zweiten, oft auch erst dann, wenn uns die Last und Strenge der letzten längst drückend geworden.

Chloe und der Schmetterling.

(Aus den Oeuvres badinês d'Alexandre Piron, à Paris, 1798.)

In einem friedlichen Asyle,
Beschützt von einem günst'gen Stern,
Entfernt vom lauten Weltgewühle
Und von den Liebesnetzen fern,
Verlebte Chloe heit're Tage,
An Schönheit ihren Reizen gleich.
Kein Wunsch beschlich sie, keine Klage,
Sie war an stiller Tugend reich.
Hier ward sie, fremdem Blick entzogen,
Von Mutterliebe treu bewacht,
Frei unter'm blauen Himmelsbogen
Erblühte ihrer Jugend Pracht.
Die frische Farbe, die sie schmückte,
Es war der Unschuld Farbenzier;
Ihr jungfräuliches Herz berückte
Kein Schmeichelwort, kein Seufzer hier,
Sie kannte ihre Schönheit kaum
Und lebte hier den schönsten Traum.

Allein in eines Wäldchens Schatten,
Dort an der Quelle grünem Rand,
Entpflückte sie den frischen Matten
Ein Sträußchen einst mit zarter Hand.
Verglich in kindlichem Behagen
Mit Rosen und mit Lilien sich
Und schien zufrieden sich zu sagen:
„Nicht minder schön, als ihr, bin ich."
Da nahete, von Licht umflossen,
Ein Schmetterling, gar hold und klar,
Von bunten Farben übergossen
Erglühete sein Flügelpaar.
Ihn ziehet Alles an, doch weilet
Er nirgends lang', und flüchtig eilet
Von Blume er zu Blume hin.
Hier flattert er um's zarte Veilchen
Und küßt es schmeichlerisch ein Weilchen,
Fliegt weiter dann mit leichtem Sinn;
Dort wiegt er sich im Blüthenschooße
Der üppig schönen Tuberose
Und kühlet sich in ihrer Gluth,
Doch bald auf ungetreuem Flügel
Eilt er nach anderm Knospenhügel,
Zu neuer Lieb' treibt ihn sein Muth.
Er naht sich, er genießt, er flieht,
Wie seine Lust ihn treibt und zieht.

Und sie bewundert sein Gefieder,
Mit wahrer Lust beschaut sie ihn,

In Purpurfarbe strahlt es wieder,
In Azurblau und in Rubin.
Ihr ungeduld'ges Herz erbebet
In wechselnder Begier und Lust;
Zum erstenmal ein Seufzer hebet
Sich aus der jungfräulichen Brust.
Leicht, gleich den Grazien, verfolgt sie
Des Zephyrs Nebenbuhler, der
Im unbeständ'gen Flug enteilet;
Er weilt, er flattert hin und her.
Schon glaubt sie, endlich ihn zu halten,
Den bunten Vogel, der sie neckt;
Da eilt er, schneller zu entfalten
Sein Flügelpaar, von Glanz bedeckt.
Sie ist voll Unmuth, voll Verlangen
Und höher glühen ihre Wangen.
Jetzt auf dem zarten Blüthenzweig
Von einer Nelke, schön und bleich,
Läßt er sich nieder; freud'ger blüht
Die Blume nun und strahlt und glüht
Wohl hat er schönen Sieg errungen;
Doch ach! — schon halten ihn umschlungen
Die Hände der Verfolgerin.

Sich ängstlich loszuringen wagend,
Sein trauriges Geschick beklagend,
Sagt er zu ihr mit fleh'ndem Blick:
„O gib die Freiheit mir zurück!

Wozu, o Schöne, kann dir's frommen,
Daß du das Liebste mir genommen?
Ganz nutzlos bin ich; ohne Ziel
Entfalt' ich meiner Farben Spiel.
Gern mag ich glänzen und verblenden,
Von Blume mich zu Blume wenden,
Doch ach! mein kurzes Daseyn ist
So lang nur, als des Tages Frist."

Mitleiden fühlet jetzt die Holde
Und merklich zittert ihre Hand.
D'rauf der Gefang'ne, es benutzend,
Den schönen Fesseln sich entwand.
Sie seufzt. — Auf duft'gen Blumenflocken
Entfaltet er der Farben Zier;
Dann flattert er auf Chloens Locken
Und also redet er zu ihr:

„In diesem friedlichen Asyle
Vereinen Glück und Unschuld sich.
Doch schon im bunten Weltgewühle
Erwarten die Bewund'rer dich,
Und dort wirst du ein Wesen finden,
An Flatterhaftigkeit mir gleich;
Es liebt das Kommen und Verschwinden,
Es ist an Schmeichelworten reich,
Und gleich mir wird es dich verblenden
Durch seinen trügerischen Schein;

Zu ihm wirst du dich liebend wenden
Und ach! du wirst betrogen seyn.
Bald ist der schöne Traum zerronnen,
Der dich so zauberisch umfing,
Und fragest du, was du gewonnen?
Nur einen bunten Schmetterling!"

Eine Familien-Chronik.

Wie der Wanderer, welcher die Höhe eines Berges erstiegen hat, gerne sich niedersetzt auf eine Felsbank, um noch einmal auf die durchpilgerten Pfade zurückzuschauen, so schauen auch Völker gerne auf ihre Geschichte, Menschen auf ihre vergangenen Jahre zurück; denn alles Vergangene liegt hinter uns, wie ein schönes, dämmerndes Mährchen. Ein Volk ist arm, so lange ihm noch eine Geschichte fehlt, und der einzelne Mensch befindet sich in demselben Falle. Unsere Großväter hatten noch die schöne Sitte, in ihren mit weißem Papier durchschossenen Kalendern neben den Tagen desselben die wichtigsten Ereignisse aus ihrem Familienleben, Geburts- und Sterbfälle, Copulationen, Familienfeste, besondere Glücks- und Unglücksfälle aufzuzeichnen. An Festtagen, in Stunden der Ruhe und der Weihe, wenn die lieben Angehörigen alle um sie versammelt waren, lasen sie dann in jenen Kalendernotizen, erbauten sich an denselben und beschlossen die Lektüre mit einem Gebete des Dankes für den Vater, der uns ewig liebt und erhält. Diese alte, schöne Sitte hat sich verloren, wie so

mancher gemüthliche Gebrauch aus älteren Tagen. Wir haben, wer könnte das läugnen, in vielen Beziehungen des materiellen und intellectuellen Lebens gewonnen, — nicht so hinsichtlich des gemüthlichen. Es ist heller und auch kälter geworden.

Sollte man den Gebrauch, von welchem hier die Rede ist, nicht erneuern? Statt des alten hinkenden Boten oder des rheinischen Hausfreundes könnte man einen unserer modernen, eleganteren Volkskalender kaufen, ihn mit Velinpapier durchschießen und in Maroquin, mit vergoldetem Titel und Goldschnitt, binden lassen. Die Form dürfte immerhin verändert werden, wenn nur der Kern derselbe bliebe. In dieses Buch könnte man nun die Familienchronik eintragen, in ganz einfachen Worten, ohne alle Deklamation, einfach und wahr. Die Mühe wäre klein. Das Buch wäre ein Familienbesitz, der vom Vater auf den Sohn übergehen würde; es wäre eine Quelle von Belehrung und Erfahrung, und wohl dürfte es der Enkel mit Dank und mit Rührung zur Hand nehmen.

Jede Lebensgeschichte hat ihr Merkwürdiges. Wie viel könnte man aus solchen Familienchroniken lernen! Alle Habe in einem leichten Ränzlein auf dem Rücken oder in einem rothen Taschentuche unter dem Arme, kam der Großvater her, und der Enkel fährt mit Vieren oder besitzt drei Häuser. Jener auch begann seinen Lauf im Palaste und endete ihn im Hospital. Der Eine wird reich Kreuzer vor Kreuzer, hinter dem Fensterchen in der Bier- oder Bäckerstube, — der Andere verarmt hinter dem brillanten Erker seines salonähnlichen

Ladens. Dieser hat die erste Stimme im Senat, während sein Vater kaum lesen oder schreiben konnte, und Jener, arm an Verstand, fast simpel, ist der Sohn eines geistreichen Mannes. So geht es in der Welt in die Kreuz und Queer, bergauf und bergab; — und darum auch wäre es gut, wenn Keiner die Nase zu hoch trüge. — Und wie oft hat Euch Krankheit überrascht bei Euren Festen, wie oft Entmuthigung bei Euern besten Entschlüssen, wie oft habt Ihr den falschen Weg eingeschlagen, wo Ihr auf dem rechten Weg zu seyn glaubtet, und wie oft war es umgekehrt, wie oft trauertet ihr bei einem Mißgeschick, das später gerade Euch zum Glücke ausfiel!

In dieser Familienchronik würdet Ihr die Tage bezeichnen, an welchem ein edler Freund Euch als Helfer in der Noth erschien, an welchem Ihr am Krankenlager Eurer Kinder saßet, an welchem Ihr Eure Tochter zum erstenmale im Brautkranze und Euren Sohn am Wanderstabe sahet, an welchen Ihr den Grundstein legtet zu Eurem neuen Hause oder die Koffer packtet, um nach einem andern Lande überzusiedeln. Ihr würdet die Stunden heiterer Geselligkeit im häuslichen Kreise, geistiger Thätigkeit und freudigen Wirkens, so wie auch die trüben aufzeichnen. So würde diese Chronik für Euch ein Lebensspiegel und für Eure Nachkommen ein Familienheiligthum werden, ein stilles, dem Profanen verschlossenes Museum, mit ernsten, rührenden und erbaulichen Bildern. Dann würdet Ihr Euch inniger und treuer an einander schließen, nach den Worten eines edlen Dichters: „Warum können wir Menschen uns

einander so oft betrüben? In der Dezembernacht dieses Lebens, mitten im Chaos unbekannter Wesen, in dieser verhüllten Welt, wie ist es da möglich, daß der verlassene Mensch nicht die einzige warme Brust umschlinge, in der ein Herz liegt, zu dem er sagen kann: „Mein Bruder, Du bist wie ich, leidest wie ich, und wir können nur lieben."

So werde euer Haus ein Tempel der Eintracht und der Ruhe, der stillen Beschauung und der Einkehr in euch selber.

Es wohne stets in seinen Räumen
Der deutschen Sitte Einfachheit,
Und nimmer sey sein schöner Frieden
Durch nied're Leidenschaft entweiht!

Bunte Betrachtungen.

Wissenschaften zu erlernen und in ihnen Meister zu werden, oder es in den Künsten auf eine hohe Stufe zu bringen, — erfordert ernstes Streben und lange Zeit; — aber weit schwieriger, weit seltener auch ist es, die wahre Ruhe der Seele, die Ruhe des Weisen zu erlangen. O, diese Ruhe ist ein edles, ein köstliches Gut! Wer sie besitzt, den werden die Stürme des Lebens nicht niederdrücken, den wird das Glück nicht übermüthig machen; — tausend kleine Zufälle, die Andern die Tage verbittern, werden ihn kaum unangenehm berühren und er wird über Schmerzen lächeln, wo Andere verzweifeln. Seine wilden Aufwallungen bezähmend, wird er Andern die Kränkung und sich die Reue ersparen; er wird überall Menschenrechte und Freiheit verehren und dem Ungestüm eines Augenblickes das Glück von Jahren nicht aufopfern; er wird milde seyn, billig und gerecht gegen Andere. Aber die Ruhe des Gemüthes ist eine Blume, die nur selten in den fröhlichen Thälern, sondern nur auf den ernsten, stillen Höhen des Lebens wächst.

Ehe — ein gewöhnlich Wörtchen,
Monoton und gar prosaisch,
Wenn die Liebe und die Freundschaft
Es mit Blumen nicht bekränzen!
Ehe — ein Gemüsegarten,
Für die Küche eingerichtet; —
Aber schön, wenn Lieb' und Freundschaft
Einen Park darneben pflanzen.

Gar oft gleicht das Leben einem Romane. Wann die Erdichtung sich oft durch die Unwahrscheinlichkeit verräth, so erscheint dagegen das Wahre nicht minder oft unwahrscheinlich genug.

Nicht nach Beifall sollt ihr streben,
Den die große Menge zollt!
Für den Mann nur ist der Lorbeer,
Für das Weib ein Kranz von Veilchen.

Poesie und Prosa.

Es theilen sich in unser Leben
Zwei mächt'ge Herrscherinnen ein,
Die stets einander widerstreben,
In ew'ger Fehde sich entzwei'n.
Wohl spendet Blumen, Lenz und Lieder
Die ewig junge Poesie;
Die mürr'sche Prosa drückt uns nieder
Und stört des Lebens Harmonie.

Glückselig'e Zeit, wo sich der Himmel
Im ungetrübten Auge malt
Und wo ein blühend' Lenzgewimmel
Im See der Kindheit widerstrahlt,
Wo sich die wunderbare Blüthe
Des Mährchens überall erschließt
Und wo im träum'rischen Gemüthe
Ein Zauberborn entquillt und fließt.

Doch ach! schon drängt sich oft die alte
Schulmeisterin, die Prosa, ein.
Da, wo das Elfenhorn erschallte,
Hört man vom ABC sie schrei'n.
Sie droht mit ihrer Ruthe; fliehen
Siehst du der Sylphen luft'ge Schaar;
Die ersten trüben Wolken ziehen
Am Himmel, der so heiter war.

Der Jüngling schwärmt in erster Liebe,
Voll süßer Wehmuth ist sein Herz;
Er fühlt die ersten Dichtertriebe,
Der ersten Sehnsucht tiefsten Schmerz.
Dann regt sein Geist die Adlerschwingen,
Tritt in den Kreis der Helden ein,
Und für sein hochbegeistert Ringen
Ist ihm die Welt zu eng, zu klein.

Doch schon beginnen auch die Sorgen
Und mehren sich von Tag zu Tag;
Schon fragt man ängstlicher, was morgen
Der Lauf des Lebens bringen mag.
Bald muß man zum Berufe schreiten
Und, daß man Doktor werden kann,
Sich zum Examen vorbereiten;
Denn aus dem Jüngling wird ein Mann.

Nun gibt's viel Prosa. — Zwischen Mauern
In's düstere Gemach verbannt,
Muß man verkümmern und vertrauern,
Sieht keinen Baum, kein grünes Land.
Da sitzt der Mann und schreibt und zählet
Und ihm zur Seite steht die Pflicht,
Die ihn mit strenger Mahnung quälet;
Sie macht ein mürrisches Gesicht.

Die Poesie, — sie klopft zuweilen
An unsre Pforte leise an.
Wir springen auf, ihr nachzueilen;
Doch bald ist's um die Lust gethan.
Die Stunden sind uns zugemessen,
Und manche Sorge, die uns drückt,
Vermögen wir nicht zu vergessen.
Wir sind zufrieden, nicht beglückt.

Kommt nun die stille Zeit gegangen,
Wo Winterschnee das Haupt bedeckt,
Wo Schattenbilder uns umfangen,
Von der Erinn'rung aufgeweckt, —
Dann schauen wir zurück und fragen:
„War es ein Traum, war's Wirklichkeit?"
Auf schnellen Flügeln fortgetragen
Enteilt die kurze Lebenszeit.

So laßt den bunten Wechsel schalten;
Doch sorgt, daß ihr nicht unterliegt
Der mürrischen und strengen, alten
Frau Prosa, die so gerne siegt!
Enteilet oft der dumpfen Zelle
Und sucht Erquickung auf der Flur,
Im kühlen Wald, an frischer Quelle,
Im Thal, auf bunter Blumenspur!

Im Kreise heiterer Genossen,
Im buntgeschmückten Festessaal,
Im Lied, von Harmonie umflossen,
Im wonnespendenden Pokal
Vergesset oft des Lebens Mühen;
Verschönt das Alltagseinerlei
Mit Rosen, die vom Duft erglühen,
Und ruft die Muse oft herbei,

O pfleget in dem rauhen Leben
Die Blüthe holder Poesie,
Und lasset keinen Tag entschweben,
Sey er auch müh'voll, ohne sie!
Der Prosa laßt die alten Rechte
Und füget euch der strengen Pflicht;
Doch gebt euch nimmer ihr zum Knechte
Und unterliegt im Kampfe nicht!

Rede,

gehalten am Grabe eines verwelkten Baumblattes.

Gerecht, meine trauernden Freunde, ist unser Schmerz, denn wir beweinen einen Todten, und somit einen vergangenen Theil unseres eigenen Lebens; wir begraben mit diesem Baumblatte Alles, was wir erlebt haben, so lange es selbst noch lebte. Mit Allem, was um uns her stirbt, sehen wir uns selbst sterben, und so entspringt die Trauer aus Egoismus, aus Furchtsamkeit, aus Lebenslust. Wären wir unsterblich, wie die Götter des alten Olymps, so würden wir wohl selten nur trauern; aber leider! ist unser Leben nur so kurz, daß wir uns an jede seiner Stunden anschließen müssen, als sey sie die letzte, und wer wenig zu verlieren hat, der verliert am schwersten. — Ja, wir trauern um dich, armes verwelktes Blatt, da wir mit dir so Vieles begraben, die ersten Hoffnungsträume des Lenzes, deines liebenswürdigen Vaters, die fröhlichen Stunden der Sommertage und die seligen Schwärmereien der lauen Junisnächte!

Sage Keiner von Euch, daß es nur ein Baumblatt war, ein wenig bedeutendes, welches starb! Was ist wenig bedeutend in der großen Weltordnung, wo ein Sandkorn so viel gilt, als eine Sonne? Was ist hier groß und was klein? was schwach und was gewaltig? Für den Blick des Befangenen giebt es nichts Großes und für den des Hochstehenden nichts Kleines. Wer in der Welt das Große und Herrliche nicht überall offenbar sieht, der sieht es nirgends, denn Ein Geist, Ein großes Gefühl, Eine Harmonie durchdringt Alles, und zu wem ein sterbendes Blatt nicht zu reden vermag, dem predigt auch kein blühendes Lenzgewimmel. Nichts ist unbedeutend, nichts klein und beschränkt, als etwa der Blick des Beschauers.

Doch wollen wir uns von dem Gefühl des Schmerzes und der Trauer jetzt erheben.

Man ist meistens ungerecht und ungenügsam, indem man ewig dasjenige, was schön ist, festhalten möchte, vergessend, daß des Lebens Bedingung Wechsel ist.

Auch hat, meine verehrten Zuhörer, die Natur selbst dafür gesorgt, daß uns ihr ewiger Wechsel nicht allzu fühlbar werde. — Sie geht leise und allmählig nur von Einem in das Andere über; sie zeigt nirgends Lücken und macht nirgends Sprünge. Wir werden vom längsten Tag in den kürzesten heruntergetragen, so allmählig, daß wir es kaum bemerken, und der Frühling käme uns gewiß noch schneller wieder, als er kommt, wenn unsere ungestüme Sehnsucht nicht verlängerte, wo sie verkürzen will. Wären diese Uebergänge nicht so allmählig, so würde es allerdings ein schrecklicher Mo-

ment seyn, wenn das Alter plötzlich erschiene, und uns mit seinem Schneemantel plötzlich bedeckte; aber es kommt Jahre lang und ist schon da, wenn wir es noch ferne glauben. — So sollten wir auch in unserer Lebensgeschichte uns mit diesen leisen Uebergängen zu befreunden suchen.

Noch einmal blicke ich dich an, verwelktes Blatt! — und trotz meiner philosophischen Resignation kommen mir auch die traurigen Gedanken wieder. Ach! es giebt Dinge, an deren Grabe wir dennoch trauern müssen, da es nicht möglich ist, zu glauben, daß sie uns ersetzt werden können in diesem Leben. — Wenn ein vaterloses Kind zur weinenden Mutter sagt: „Suche für Dich und für mich einen andern Vater, der so gut ist, wie der gestorbene!", so mag das Mutterherz wohl bluten. Die Welt hat noch tausend edle, herrliche Menschen, aber für Euch ist der beste von Allen gestorben. Du würdest es erfahren, armes Kind, wenn Du den zweiten Vater lieben solltest; aber die Mutter sucht ihn nicht. Keiner soll den Wittwenschleier von diesem Grabe wegziehen. — Wenn eine Braut dessen gedenkt, der nun unter der Erde liegt und sich einen Sarg gebaut hat, statt eines häuslichen Heerdes, so mag ein Anderer kommen, den ersten Freund weit überragend an Weisheit und Tugend, — er wird nicht verstanden werden; mit dem Golde seiner Tugend wird er nichts erkaufen, mit dem Glanze seiner Gedanken nichts überstrahlen können. Der milde Engel der Treue steht zwischen ihm und ihr, und sagt: Um der Liebe willen, liebt Euch nicht! — War die erste Liebe eine Täuschung,

so ist die zweite möglich; war aber jene wahr, wird diese stets eine Lüge bleiben — und nichts ist schlechter, als eine Lüge gegen uns selbst. — Wenn ferner Einer ein halbes Leben in schnöder Entwürdigung seiner göttlichen Natur vergeudet hat, und wenn er nun plötzlich sieht, wo er steht, so vermag es auch der Gedanke der höchsten Begeisterung nicht, ihn alsbald zu erheben. Ach, verlorne Jahre kommen nie wieder, und die Thräne ist hier noch gerechter, als die Reue schön seyn mag.

Ja, du armes, gestorbenes Blatt! — die Trauer ist menschlich. Auch sie verlangt ihre Stunde, ihren Tribut.

Du bist, armes, gestorbenes Blatt! minder zu beklagen, als die Meisten von uns, denn wenn wir sterben, so lassen wir meistens einen Theil von dem zurück, was wir lieben, und dieses Zurücklassenmüssen eben ist es, was uns den Abschied so bitter macht. Du aber stirbst schöner, da ja Alles, was du geliebt hast, mit dir stirbt. Die Nachtigallen schweigen längst und die Rosen haben ihre Kronen verloren; die weißen Aurikel haben sich schlafen gelegt und der laue Sommernachtswind ist gestorben; öde sind die Thäler geworden, und alle deine grünbekleideten Brüder und Schwestern im Garten, auf der Flur und im Walde sind dir entweder schon sterbend vorangegangen, oder werden dir doch in wenig Minuten folgen. — So starbst du, minder zu beklagen, da alles Theure mit dir starb, ja minder als der von uns, der vielleicht bald in seiner eiskalten Hand die warme Hand der Liebe zum letztenmale hält und

fühlt. — Nur nach dem, was man zurückläßt, ermißt sich die Größe des Schmerzes der Trennung.

Ja, du bist minder zu beklagen, als wir, die wir um dich trauern! — Du hast den Zweck und die Bestimmung deines Daseyns erreicht; du hast dich entwickelt von der zarten Knospe bis zur kräftigen Reife; du hast der weichen Blüthe als hüllendes Kleid gedient, und sie geschützt vor Regen und vor Stürmen; du warst für den Käfer eine erquickende Wiesenau und für die Mücke ein lustiger Tanzplatz, auf dem sie mit ihren Gespielen in den warmen Sonnenstrahlen sich belustigte; du nahmst gerne den Thautropfen auf, der dich küßte, und den Mondstrahl und das Sonnenlicht; du ließest den Morgenwind mit dir spielen und den Nachtwind in deinen Armen ruhen; du freutest dich, wenn liebende Menschen unter dir lustwandelten und nach deinem Grün aufschauten. O wie frei, wie glücklich warst du sechs volle Monden lang, geliebtes Blatt! — Und nun stirbst du, da deine Zeit gekommen ist, da dir nichts zu thun übrig bleibt, da du dein Ziel erreicht hast.

Wie beklagenswerth sind wir dagegen, wenn wir sterben! — Unsere Kräfte haben ihr Ziel nicht erreicht; unsere Werke sind meistens noch unvollendet und erheben sich, wie ein Dichter sagt, kaum über die Erde, wenn wir schon unter sie steigen; wir lassen elternlose Kinder, trauernde Freunde, Wittwen mit nie zu tröstender Seele, liebe, sich unaussprechlich sehnende Menschen zurück; wir wollten, gleich Titanen, den Himmel stürmen, und legten uns nun, gleich Kindern, still und armselig in ein enges Grabesbettchen; wir hatten Ge-

danken, eines Gottes würdig, und können es nun nicht verhindern, daß der Tempel, in dem sie wohnten, von gefräßigen Würmern entweiht wird; wir warfen uns mit unsterblichen Gefühlen über das Weltall hin und durchschifften mit dem Kompaß des Glaubens unendliche Räume, — und nun sind wir Asche geworden und dienen der todten Scholle zur Nahrung. — Welch' ein thränenwerthes Loos! — Ja, es wäre verzweifelnd, wenn es hier aus wäre mit Allem, was wir sind, wollen und erstreben!

Doch wollen wir uns wegwenden von diesem traurigen Gedanken. — Wir wollen noch einmal der Zeit gedenken, wo du, jetzt verwelktes Blatt! noch in Lebensfrische standest, in der schönen vielgepriesenen Zeit des Sommers.

Damals ging der Dichter, und nicht diejenigen allein, deren Namen im Leipziger Meßkatalog zu lesen stehen, sind Dichter, sondern alle, welche viel bewegt werden von Hoffnung, Sehnsucht und Liebe, oft hinaus, dich zu beschauen. Wenn er aber so stundenlang umherschweifte, dich und deine tausend Geschwister, den tiefblauen Himmel und die bemooste und beblümte Erde betrachtend, dann sagte wohl Mancher: „Wie doch der seine Stunden in Nichtsthun vertändelt! Womit nützt er der Welt? Wenn er noch ein Gewerbe bei seinem Singsang triebe!" — Der Dichter aber dachte: „Jeder treibt es auf seine Weise. Die Welt ist ein großes Schauspielhaus; Jeder hat seine Rolle und spielt sie selten gut, meistens mittelmäßig und auch oft genug recht schlecht. Wo es aber Schauspiele giebt, da muß

es auch Zuschauer geben, — ich bin einer von diesen. Ich thue durch Nichtsthun, wenigstens durch Nichtmitspielen. Wollten Alle spielen und handeln, wo blieben denn Diejenigen, welche Beifall klatschen? Die Welt ist dadurch so schön, daß sie mannichfaltig ist, und sie bedarf daher auch um dieser Mannichfaltigkeit willen der Zuschauer." So dachte der Dichter und vergaß es ganz, daß er beim Müßiggange sammle, um einst die Menschen zu erfreuen durch seine Gaben.

Gelb bist du geworden, ehe man dich zu Grabe trug, liebes, gestorbenes Blatt. Gelb sollte die Farbe der Trauer seyn, da die sterbende Herbstnatur sich in diese kleidet. Wenn man draußen einsam umherwandelt und deine vor Trauer gelb gewordenen Geschwister betrachtet, wie sie so schmerzensreiche Unterredungen führen mit dem Winde und mit dem Regen, so wird man selbst sehr traurig und verliert sich in jene schweifende Melancholie, welche die Seele hin- und hertreibt. „Wir leiden — wie Göthe sagt — Alle am Leben." Ein Wort der erschütternden Wahrheit! — Wir wissen es wohl, daß dieses Leben so arm und mangelhaft, so reich an guten Entschlüssen und so arm an guten Werken, so mühevoll und oft so thränenschwer ist, daß bald unser Herz uns betrügt, bald unser Verstand uns irre leitet, daß wir mit dem Besitze einer jeden Wahrheit einen neuen Zweifel erwerben und einen schönen Glauben verlieren, daß der Genuß Begierde, die Begierde aber nicht immer Genuß erzeugt; ja, wir wissen es wohl, daß Alles nur Stückwerk ist und daß Glückliche selten erscheinen, so selten, wie die Propheten — und

dennoch klammern wir uns so fest an's Leben an und dennoch öffnet sich beim Gedanken, es könne ja plötzlich sein Vorhang fallen, und sein Drama an der letzten Scene stehen, uns ein so furchtbarer Abgrund. Solche Gedanken erschüttern uns. Daß der Frühling wiederkehrt, wissen wir wohl; ob er aber auch für uns wiederkehrt, wissen wir das? — Er wirft vielleicht seine Blüthen auf unser Grab und bei dem Gesange seiner Nachtigallen denken vielleicht unsere Freunde der Gestorbenen. Der Abschied ist immer schwer, besonders der letzte im Tode. — Keinen Frühling soll ich mehr sehen! — Diese Augen sollen sich schließen für die herrliche Lenzwelt, — dieser beredte Mund soll verstummen, — dieses Meer von wogenden Gefühlen in der Brust soll versiechen, — diese Blüthen der lebendigen Gedanken sollen abfallen, — wir sollen — sterben, ehe wir wieder Maiblumen gesehen haben! — O, mache uns nicht so traurig, du Herbstblatt, an dessen Grabe wir stehen! Rede uns nicht so viel vom Tode! — Der Mensch ist Egoist, denn wie könnte er so oft mit unbegreiflicher Kälte oder mit philosophischer Ruhe vom Sterben reden, wenn er dabei seines eigenen gedächte. Der Gedanke an den eigenen Tod ist gewiß stets ein zermalmender; denn von Allem, was wir lieben, lieben wir gewiß das Leben am meisten.

Wenn ich im Stande wäre, geliebte Trauernde, Euch in die Geschichte dieses verstorbenen Baumblattes einzuführen, so würde ich gewiß manches Interessante mittheilen können, denn jede Lebensgeschichte hat so viel Merkwürdiges, daß man dadurch mit Staunen erfüllt

wird. Aber über die Geschichte unseres Blattes fehlen mir die Quellen. Das verstorbene vielgeliebte Blatt führte ein poetisches Stillleben. Schade, daß es hier bei den Menschen geht, wie bei den Baumblättern! Vielleicht die schönsten, die rührendsten, die erhabensten von allen Geschichten, die der Stillen im Lande, erfährt die Welt nie oder doch nur höchst selten. Und wie viel herrliche Bilder würden sie doch zeigen von edelgesinnten, weiblichen Dulderinnen, von frommen Müttern, von treuen Kindern, von rührend-gemüthlichen Menschen, von verkannten Heiligen, von unendlich liebenden Bräuten, von biedern Familienvätern! Welche Bildergallerie der Weisheit und Tugend würde sich hier eröffnen! — Man durchsucht oft die Weltgeschichte, um Großes zu finden, um sich daran zu erheben, während man ganz in der Nähe das Größte in kleinem Raume sehen könnte. Die Welt bewundert lieber, als sie liebt, sieht lieber Eroberer, als Heilige, hört lieber die ein ganzes Volk erschütternden Reden auf dem Forum, als große Menschen, und weiß nicht, daß der Mensch am größten ist, wenn seine Seele, fern von der lauten Welt, sich in eine geliebte und verwandte Seele in einer geweihten Stunde ganz hinüberlebt und das Schönste giebt, was ein Mensch dem Menschen geben kann, — sich selbst. Wie in der Nacht, wenn der ewige Sternenfrühling aus dem blauen Himmelsmeer herauftaucht, die eigentliche Zeit da ist, wo still und ungesehen Alles wächst, treibt, schafft und seine Lebenspulse regt, und wie die eigentliche Produktionskraft am Tage mehr ruht, — so auch im geistigen Leben. In der stillen, be-

scheidenen Einsamkeit ward das geboren, was, nachdem es an's Licht getreten ist, die Jahrhunderte bewundert haben.

Wir schweigen also von deiner Geschichte, geliebtes Blatt! — und wir bedauern, daß wir schweigen müssen. Du hast drei schöne Epochen verlebt. — Im Frühling erwachtest und wuchsest du, spieltest deine Kinderspiele mit den Winden, freutest dich der Blüthenbescheerungen an den Ostern und hörtest die Wiegenlieder der summenden Mücken, der schwärmenden Käfer und der singenden Vögel. — Der Frühling ist die Zeit der Sehnsucht und Hoffnung, der Unschuld und der Liebe, der Frömmigkeit und des Glaubens. — Nun kam dein Sommer, diese Zeit des Genusses, des verwirklichten, aber auch verkleinerten Ideals, der rauschenden und jauchzenden Freude, der beseligten Gegenwart des Bewußtseyns, endlich der vollen Kraft. Du lebtest!! Wie viel liegt in diesem einzigen Wörtchen! — Du sahst hinaus in eine Welt, von deren Herrlichkeit die Dichter stammeln und vor der die Weisen alle verstummen, selbst zu unwissenden Schülern geworden. Du sahst dieses Leben, dieses millionenfach anders gestaltete und doch immer dasselbe bleibende, das aller Menschen Gedanken so weit überragt, als die Sonne ein Kohlenfünkchen überleuchtet. — Auch der Herbst kam mit seiner beschaulichen Ruhe, mit seiner schweifenden Melancholie, mit seinem gerührten Herzen, mit seinen Todesgedanken, mit seiner frommen Klostertrauer. — Da dachtest du noch einmal an die vergangenen Tage, hörtest noch einmal die Oster- und die Pfingstglocken,

die Abendwinde und das Gelispel der Maiblüthen — und entschliefest. — Lebe wohl! — Die Liebe beweint, der Schmerz begräbt dich und die Andacht ruft dir nach:

Die Festesglocken haben ausgeklungen,
Der Tempel ist ein ödes Trauerhaus.
Viel' Särge stehen ringsum schwarz beschleiert
Und in den Särgen ruht das Leben aus. —
Doch plötzlich hell wird's wieder in der Halle;
Die schwarzen Sargesdeckel springen auf.
— O, welch' ein Jubel! — Seine Sabbathhymne
Steigt wie ein Opferblüthenmeer hinauf.
Ein Leben schließt sich an das andre an
Und nach dem Erdpfad kommt die Sternenbahn.

Der Carneval des Lebens.

Wie sich bunte Masken drängen
Rings in froh bewegten Reih'n,
Unter lust'gen Faschingsklängen
Und bei heiter'm Kerzenschein!
Wie die Narrenkappe Allen
Gram und Mißmuth hat verjagt!
Wie der läst'ge Zwang gefallen!
Jeder treibt's, wie's ihm behagt.

Glücklich, wer die flücht'ge Stunde
Mit der Freude Rosen schmückt,
Wer den Becher bis zum Grunde
Leert, vom Wonnerausch entzückt!
Wie sie auf- und niederschweben,
Die geputzten Masken all'!
Gleichet nicht das ganze Leben
Einem bunten Faschingsball?

Masken überall in Fülle,
Prunk und flitterndes Geschmeid'!
Man bedeckt die schlechte Hülle
Gern mit einem schönen Kleid, —
Und will Einer reussiren,
Wenn's an Mitteln ihm gebricht,
Ja, dann muß er sich maskiren,
Sonst gelingt's ihm wahrlich nicht.

Jener Autor spricht mit Feuer
Für der Wahrheit heilig Recht,
Jeden, dem ihr Sieg nicht theuer,
Nennt er einen feigen Knecht.
Wie der Edle peroriret!
Alle Hörer reißt er fort.
Doch der Schalk, er ist maskiret,
Und geschminkt ist jedes Wort.

Diese, züchtig und befangen,
Mit vestalischem Gesicht,
Hoch erröthen ihre Wangen,
Wenn man leis' von Liebe spricht;
Doch in wohlverschloss'ner Lade
Liegt manch' billet doux cachirt.
Mancher fand im Stillen Gnade;
Vor der Welt ist sie maskirt.

Jener wohnt im prächt'gen Hause
Vom Lakaienschwarm umkreis't;
Parasiten sind beim Schmause
Und bewundern seinen Geist.
Doch nicht Alles ist sein eigen,
Was die Prunkgemächer ziert.
Von den Schuldnern laßt uns schweigen!
Ist doch Alles schön maskirt.

Dort ein Arzt macht Wunderkuren,
Steht bei Damen hoch in Gunst,
Heilet kränkelnde Naturen
Durch den Zauber seiner Kunst.
Wenn auch mancher raisonniret
Ueber diesen Charlatan,
Durch den Doctorhut maskiret,
Bleibt er doch ein großer Mann.

Hier verblühete Koketten,
Dort ein scharfer Rezensent,
Hochgeborne Marionetten
Und ihr kriechender Klient,
Hier ein phrasenreicher Dichter,
Mit dem Lorbeerkranz geziert,
Dort ein nie bestoch'ner Richter,
— Alle haben sich maskirt.

Flittergold und bunte Lappen,
Nur berechnet auf den Schein,
Schellenlaute Narrenkappen, —
Also liebt es Groß und Klein.
Selten nur beim wahren Bunde
Fällt die Maske vom Gesicht,
Selten ist die schöne Stunde,
Wo das Herz zum Herzen spricht.

Doch hinweg mit diesen Glossen!
Bringet Rebensaft herbei,
Daß die Stunde, froh genossen,
Keine der verlor'nen sey!
Wie sie auf- und niederschweben,
Die geputzten Masken all!
Alle Narren sollen leben!
Dieses Glas dem Carneval!

Was ist Wahrheit?

Die Urtheile der Menschen fallen nach den wechselnden Umständen gar verschiedenartig aus, und wir äußern uns über dasselbe Thema heute so und morgen anders. Ueberall sind und bleiben rund, eckig, grün dasselbe; aber was schön, gut, löblich sey, davon hat Jeder nach Zeit und Umständen andere Begriffe. Die Wahrheit läßt sich nicht mit der Elle ausmessen, und wie man einen Frommen als Heuchler, so kann man auch einen Arglistigen als weltklug hinstellen. Wir sind Advokaten und legen die Gesetzestafeln des Verstandes, des Herzens und des Gewissens so aus, wie es gerade in unsern Kram paßt, wie wir gerade gelaunt sind. Die wenigsten Menschen haben ein unbefangenes, ein allgemeines, ein billiges Urtheil. Ich habe, mein lieber Leser! einige hierher gehörige Genrebilderchen skizzirt, welche Dir vorzuführen mir freundlich gestattet sey.

Der gelehrte A. hat ein Werk vor sich liegen. Er beurtheilt es, wie er sagt, streng und gerecht. Da findet er aber vorerst die Gedanken des Herrn Verfassers nicht originell, da ist viel compilirt, viel imitirt; ferner ist der

Styl zwar fließend, aber nicht korrekt, zwar witzig, aber nicht würdevoll, und endlich fehlen dem Ganzen Einheit und Charakter. Bald darauf schreibt Herr A. selber ein Buch, und es wird getadelt. O wie ungerecht! — sagt er. — Ich meine doch, etwas Bedeutendes geleistet zu haben. Sind meine Ansichten nicht originell? Ist das nicht ein gedankenreicher Styl, welcher an Lessing erinnert? Bin ich nicht ein Autor, der nur nach Licht und Wahrheit strebt?

Dieser hat ein Haus gekauft, und zeigt es nun einem Bekannten. Was halten Sie davon? — O, es wäre recht schön, wenn es nur größer wäre, wenn es nur mehr Licht hätte, wenn seine Façade nur gen Süden läge, wenn die Mauern nur von andern Steinen wären, wenn die Treppen nur auf der andern Seite lägen. Bald darauf kauft dieser gute Freund selber ein Haus, und zwar ein ganz ärmliches, altes, unbequemes. Aber wie schön findet er es! — Er gesteht, daß es zwar nicht groß, aber desto wohnlicher, zwar nicht neu, aber desto poetischer sey, und in allen Winkeln, wo Andere nur Schmutz und Staub sehen, weiß er Vorzüge und Schönheiten zu entdecken.

In den Freundschaftsverhältnissen wird auch mit doppeltem Maaßstabe gemessen, mit dem Maaßabe des Ich und des Du. Das Ich ist edel und gut, frei von allem Eigennutz, begeistert für die Ideale der Freundschaft, nachsichtig mit den Fehlern des Freundes, verträglich gegen seine Launen, und gerne bereit, das schwerste Opfer zu bringen. Das Du ist egoistisch und

so empfindlich, daß man im Umgange mit ihm sehr behutsam seyn muß; es giebt ungern und entschließt sich nur im äußersten Nothfalle, uns einen Dienst zu leisten; es berechnet nur und die Großartigkeit der Gesinnungen ist ihm ganz fremd. Ueber das Ich und das Du ließe sich viel sagen, mein lieber Leser!

Wenn wir bei übler Laune sind, so fragt uns nicht über Dies oder Jenes, denn unser Urtheil wird Euch niederschmettern. Dann, du armer Künstler, finden wir dein Kunstwerk so kalt, wie wir selber, deine Farben so grau und so düster, wie wir selber; dann, du armer Poet, sind uns deine Verse so hohl und deine Empfindungen so überspannt; dann, du unschuldvolles Kind, greifen wir mit zerstörender Hand in dein Paradies und zerknicken deine Blumen; dann, du gelehrter, unermüdlicher Forscher, schelten wir dich einen geistlosen Sammler, einen Thoren, der nach Schätzen gräbt, „und froh ist, wenn er Regenwürmer findet." — Ist aber unsere Laune gerade rosenfarbig, wie ändert sich dann Alles. Der dümmste Tropf amüsirt uns dann, das geistloseste Stück im Theater finden wir wenigstens effektvoll und vortrefflich aufgeführt, das häßlichste Mädchen zieht uns doch an durch einen gewissen liebenswürdigen Zug um den schönen Mund; die unartigen Kinder erscheinen uns als Kinder, von denen man noch nicht viel erwarten kann und die sich austoben müssen, und der trockene Gelehrte ist unserer Achtung und Bewunderung gewiß.

Aber wenn sich nun gar noch die persönlichen Interessen, wenn sich der Vortheil oder der Nachtheil, wenn sich die Leidenschaften einmischen, wie wird dann erst

das Urtheil der Menschen so unzuverlässig! Der Neid läßt uns die edelsten Handlungen Anderer verkleinern und der Zorn verblendet unsere Augen; wir sind ungerecht gegen die Werke und die Wirksamkeit dessen, den wir im praktischen Leben für unsern Concurrenten halten. So ist es in allen Ständen und Altern. Unser Urtheil über Andere, die uns nur auf's Entfernteste im Wege stehen, ist befangen und unbillig.

Wir wollen die Beschauung unserer Skizzen nicht weiter fortführen, mein lieber Leser; vielleicht bist Du gerade in der Stimmung, sie unterhaltend zu finden, vielleicht auch ist's das Gegentheil. Vielleicht nennst Du diese Zeilen eine langweilige moralische Vorlesung, vielleicht auch ein in unseren Tagen des stets wachsenden Egoismus zeitgemäßes Wort. Wie dem nun seyn möge, so viel stellt sich heraus: — Mäßigung und Schonung in unsern Urtheilen, Vorsicht und Billigkeit sind dringend zu empfehlen, und nie veralten wird die lehrreiche Fabel von Aesop, daß jeder Mensch zwei Säcke trägt, Einen vornen und den Andern hinten; in jenem sind die Fehler des Nächsten, die er sieht, in diesem seine eigenen, die er nicht sieht.

Bunte Betrachtungen.

Anmuth ist des Weibes Zierde
Und gewinnt ihr alle Herzen;
Anmuth ist die goldne Vase
Für die Blumen schöner Seelen;
Anmuth ist der Thau des Morgens,
Der im Rosenkelche zittert;
Anmuth ist die schönste Perle
Von dem Brautschatz, den Natur
Ihren Töchtern mitgegeben.

Wenn Leute, welchen ein günstiges Geschick der Gaben viele gespendet hat, welche über Millionen gebieten, weite Ländereien und stolze Paläste besitzen, oder welche aus Familien stammen, deren Namen seit Jahrhunderten glänzt, und sich mit dem von Fürsten und Grafen verschwistert hat, — oder Andere, die sich durch seltenen Geist zu weit verbreitetetem Ruhm, hohen Aemtern und Würden emporgeschwungen haben, kurz, wenn Leute, die über Tausende wirklich hinausragen,

sey es durch eigenes Verdienst, oder durch Fortuna's Huld, mit stolzem Selbstbewußtseyn von ihren Höhen herunterschauen auf die, welche im Thale wandeln; — so mag man es ihnen wohl zu Gute halten. Ihr Stolz hat doch einen Grund, hat doch etwas Imposantes, und einen glänzenden Anstrich und, wenn er auch besser nicht vorhanden wäre, so läßt er sich doch ansehen. Wenn ein Berg sagen würde: Ich bin hoch, — so würde man vielleicht lächeln über diese Selbstgefälligkeit, aber man müßte ihm doch eingestehen, daß er hoch ist. — Dagegen wie abgeschmackt und lächerlich ist der Stolz, wenn er sich in kleinlichen Verhältnissen und winzigen Dimensionen zeigt, wenn er das ist, was man Bettelstolz nennt, wenn er auf einem Sandkorne oder Strohhalme steht, und sich mit seiner Riesengröße brüstet! Der Eine hat einen Commis mehr auf dem Comptoir, als der Andere; dieser bezieht jährlich hundert Thaler mehr Revenue, hat eine Sylbe mehr in seinem Titelchen, bewohnt Zimmer, welche man einige Quadratfuß geräumiger und etwas besser möblirt, ist von mütterlicher Seite verwandt mit dem Herrn Bürgermeister von Krähwinkel, hat vor dem Thore ein Gärtchen, worin er ein Paar Säcke voll Birnen und Nüsse gewinnt — und Jener hat dies Alles nicht. Welche Gründe zum Stolz! — Wie abgeschmackt, sich etwas einbilden zu wollen auf den Unterschied von Bettelpfennigen und von Lappalien, die kaum der Rede werth sind! Entweder treibt es ganz en gros und gebt Euren Töchtern Tonnen Goldes zur Mitgift, und steht auf Du und Du mit Fürsten und Feldherrn, — oder laßt

die Possen der stolzen Ueberschätzung ganz weg. Brüstet Euch meinetwegen, wenn Ihr auf Bergen, aber nur nicht, wenn Ihr auf Sandkörnern oder auf Strohhalmen steht!

Schön ist's, eine Thräne trocknen
In dem Auge des Betrübten;
Aber schöner noch, die Thräne
In dem eig'nen Aug' verbergen
Und den eig'nen Gram verschmerzen,
Um des Nächsten Freudenquelle
Durch die Thräne nicht zu trüben.

Das beste Mittel, sich über das Glück am wenigsten zu täuschen, besteht darin, an seine Existenz am wenigsten zu glauben, und sich zu überzeugen, daß es kaum in der Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung vorhanden ist.

Mozart.

Bei Veranlassung des Musikfestes für Mozart's Denkmal.

(Am 5. Januar 1838.)

I.

Wo die Natur in eine edle Seele
Das Saamenkorn der Poesie gelegt,
Daß sich die Anmuth mit der Kraft vermähle,
Da ist ein herrlich' Leben angeregt.
Da schafft der Geist erhabene Gebilde;
Die Muse schmückt sie mit dem Lorbeerkranz,
Sie prangen hier in jungfräulicher Milde
Und dort in männlichem Gedankenglanz.
Ihr Lorbeer welkt nicht; bis zu fernen Zeiten
Wird sich die Glorie ihres Ruhms verbreiten.

Auch du, o Mozart, hast die Tempelhallen
Des Pantheons durch dein Genie verschönt! —
Du lebst unsterblich; — deine Jünger wallen
Zum Altar, wo die gold'ne Lyra tönt.

Beseel'gung strömt aus deinen Harmonieen,
Wie Frühlingsluft und Maiensonnenschein,
Und deine wunderbaren Klänge ziehen
In alle Herzen, wie ein Festtag, ein.
Geweihter Meister! bis in ferne Zeiten
Wird sich die Glorie deines Ruhms verbreiten.

II.

Es schwebten noch der Kindheit gold'ne Träume
Vor deiner Stirne, — dort im Heimathland,
Wo sich empor die schneebedeckten Räume
Der Berge heben bis zum Wolkenrand, —
— Da regte schon dein Genius den Flügel
Und höh're Ahnung ward im Busen wach.
— Des Hirten Flöte auf besonntem Hügel,
Das Lied der Schäferin am Wiesenbach,
Des Jägers Horn im Walde, — sie erklangen
Dir zauberisch und hielten dich umfangen.

Dich trieb' es nicht, der Kinder Spiel zu theilen;
Du warest and'rer Freuden dir bewußt.
Allein mit deinem Genius zu weilen
In stiller Einsamkeit, war deine Lust.
— Und als du so, ernst in dich selbst verschlossen,
Einst wachtest bei der Lampe mildem Schein,
Da trat, von einem mag'schen Glanz umflossen,
Der Tonkunst Göttin in dein Kämmerlein.
Sie nahte sich mit feierlichem Gruße
Und also sprach die liebevolle Muse:

„Ich bringe dir, o Mozart, jene Blüthe,
Die nur auf's Haupt der Auserwählten fällt.
Du trägst ein schöpferisch Leben im Gemüthe;
Reich ausgeschmückt ist deines Geistes Welt.
Es wird sich glänzend dein Genie entfalten
In einem siebenfachen Sternenschein,
Und in dem Land poetischer Gestalten
Wirst du der Tonkunst höchster Meister seyn;
Es werden deine seelenvollen Töne
Verherrlicht seyn durch Anmuth, Kraft und Schöne."

„In deinen Liedern werden sich enthüllen
Der Liebe Seligkeit, der Liebe Schmerz;
Du wirst mit Andacht edle Seelen füllen,
Aufrichten wirst du das gebeugte Herz;
In lebensvollen Tönen wirst du malen
Die ungestüm bewegte Leidenschaft,
Der Rache Gluth, die eifersücht'gen Qualen,
Der Jugend Schwärmerei, des Mannes Kraft,
Willkommen heiß' ich dich im Reich der Geister,
Du auserwählter, du beglückter Meister."

So sprach die Muse, — und des Knaben Wangen
Und seine Stirne glühten. Harmonie'n
Und Lieder, die gar wunderlieblich klangen,
Ertönten leise und entzückten ihn.
Sie tönten leise, wie im Blüthenbaume
Die Maienlüfte flüstern in der Nacht;

Dann rauschten sie, so wie am Uferraume
Die Meereswellen, wenn der Sturm erwacht.
Beseligt lauschte Mozart diesen Klängen,
So wie der Fromme heiligen Gesängen.

„Du hohe Göttin, — rief er mit Entzücken, —
So will ich dir mein ganzes Leben weih'n,
Mit Opferblumen deinen Altar schmücken
Und stets nur dir, — nur dir ergeben seyn."
Die Muse küßt' ihn liebevoll und legte
Auf sein gesegnet Haupt die Mutterhand.
Die Ahnung der Unsterblichkeit bewegte
Den Knaben, der begeistert vor ihr stand.
Doch schnell entflieh'n des Lebens schönste Stunden,
Als er erwachte, — war der Traum verschwunden.

III.

Des Kindes Traum — er ist verwirklicht worden,
Das Vaterland zeigt stolz auf Mozart hin.
Verehrung zollt man ihm an allen Orten;
Der Tonkunst höchsten Meister nennt man ihn.
Er ist ein Zauberborn von Melodieen,
Ein reicher Schacht von Liederedelstein,
Ein Dichterwald verschlung'ner Harmonieen,
Ein reizend Land im Morgensonnenschein.
Es hat sich glänzend sein Genie entfaltet,
Daß er als Meister nun unsterblich waltet.

In Salzburg, wo die steilen, altergrauen
Gebirge ragen, um das Haupt beschneit,
Will man ihm jetzt ein Monument erbauen
Von Erz und Ruhm, Marmor und Dankbarkeit.
Die Liebe kommt aus allen deutschen Gauen
Und bringet ihre Opfergaben dar.
— Daß auch die Stadt hier in des Maines Gauen
Theilhaftig solcher Huldigungen war,
Will sie durch diese festlich schönen Stunden
Im Angesicht des Vaterlands bekunden.

Ueber das Recensiren.

Nicht ohne Grund wird es beklagt, daß das Rezensirwesen gewaltig und ganz unverhältnißmäßig überhand genommen habe. Wo man eine Zeitung oder eine Zeitschrift überblickt, da begegnet man Rezensionen, — über ein Ministerium, über ein Glaubenssystem, über ein Buch, über einen Schauspieler, über den Plan eines neuen Actienverbandes u. s. w. Wie in der periodischen Literatur, so ist es auch in derjenigen der Bücher. Hier macht Einer eine Reise und rezensirt jeden Eckposten, an welchem er vorüberkommt; dort bietet ein Anderer Genrebilder und schildert kritisch, wie Hr. N. N. sich im Schlafrock und Pantoffeln ausnimmt. Hier giebt's über ein Gedicht von ein Paar Versen einen Commentar von einem Bogen, dort eine ellenlange Theaterkritik. Alles rezensirt und spielt den Kritiker; denn dies ist nicht nur die leichteste, sondern auch die schnellste Weise, um zu einer momentanen Celebrität zu gelangen. Das Produciren fordert Anstrengung, Talent und Fleiß; das Kritisiren verlangt weniger. Ein gewöhnlicher Kopf, wenn ihm nur ein Bischen Laune zu Gebot steht, kann

mehr tadeln, als zehn vortreffliche Köpfe gut machen können. Leute, welche ihre ganze Kraft und liebevolle Begeisterung darauf hinwenden, ein schönes Werk der Kunst oder der Wissenschaft zu vollenden, welche mit ihren Ideen lange und ernst verkehren, diese werden immer seltener. Das rezensirende Geschlecht dagegen wächst wie Pilze aus der Erde. Und wie wird gewöhnlich rezensirt? Man glaubt, es sey das Zeichen eines großen Geistes, daß er nur Opposition bilde, je heftiger, desto besser. Es giebt jetzt eine unselige Dialektik, welche Alles zu verwenden und zu verdrehen sucht. Das Viereckige — so sagt sie — möchte sie lieber rund, die Strenge möchte sie mild sehen und die Milde nennt sie schwach; — wo sie Verstand anerkennen muß, da redet sie vom Mangel des Gefühles und so umgekehrt. Sie betrachtet Alles, wie es gerade in ihren Kram paßt und weiß die Schattenseiten wohl hervorzuheben und die glänzenden zu verschweigen. Die meisten Rezensenten kümmern sich nur wenig um die Wahrheit, — sie wollen nur ihren Witz, ihre Belesenheit, ihre eigene hohe Person geltend machen. Daß um neun Zehntheile zu viel und daß in den meisten Fällen nicht um der Wahrheit, nicht um der Sache willen rezensirt wird, — wer könnte dies bezweifeln?

Wir sind weit entfernt, den Austausch der Gedanken abzuweisen oder eine gediegene Opposition verdächtigen zu wollen. Wir reden nur gegen den Mißbrauch, nur gegen das Allzuviel, nur gegen einen Uebelstand in unserer Schriftstellerei. Wenn Jemand einen Gegenstand gründlich durchdacht, wenn er des zum Verständniß

nöthigen Materials Herr geworden und wenn er sich von Gehässigkeit oder Gunst losgesagt hat, so mag er sein Votum abgeben. Auch wenn er irren sollte, wird man ihn doch mit Interesse vernehmen; auch wenn er heftig opponirt, wird man ihm doch Achtung zollen. Aber was ist widerlicher, als jene oberflächlichen Schwätzereien in den Tag hinein, als jene frivolen Witzeleien auf Kosten der Ehre und des Rufes Anderer, als jene dialectischen Spiegelfechtereien, als jene pikant seyn wollenden großen Redensarten, als jene Miene des Reformators und jene Maske der Scheinheiligkeit, als endlich jenes Verschmähen von allen Rücksichten, welche die jedesmaligen Umstände und Verhältnisse gebieten! — Je weniger Einer selbst ist, desto arroganter und prätensiöser tritt er in den meisten Fällen auf, und leider! ist es schon so weit gekommen, daß man das Urtheil eines Unbefangenen, welcher sich in einfachen, klaren und ruhigen Worten ausspricht, daß man es langweilig und hausbacken nennt. Die Herren wollen gar zu gern geistreich seyn und den Andern imponiren. Bei ihren geistreichen Tendenzen aber verirren sie sich, und es geht ihnen am Ende wie denjenigen, welche bei wenig Geld großen Aufwand treiben.

Viele, besonders von den jungen Herren Autoren, wollen gerne erscheinen, als sey jeder Zoll breit an ihnen genial. Die pomphaften Phrasen schütteln sie aus dem Aermel und ihre großartigen Reformationsideen sind immer das dritte Wort. Natur und Wahrheit, — wo diese fehlen, da fehlt doch das Beste. Auch einen klaren Gedankenfluß vermißt man nicht gerne. In der Vor-

rede eines neu erschienenen, ausgezeichnet werthvollen Buches, einer von Dr. Hoffmeister verfaßten kritischen Biographie Schillers (Stuttgart, bei Balz, 1838) finden wir die nachfolgenden, gewiß sehr treffenden Bemerkungen über unsere neuere, immer tief, geistreich und pikant seyn wollende Literatur: „Viele Schriftsteller unserer jüngsten Zeit trachten nach nichts so sehr, als tief zu scheinen; andern ist das Geistreiche ihr höchstes Ziel. Beiderlei Tendenzen verderben unsere Literatur immer mehr. Ich meine, der Mann von Charakter strebt vorzüglich darnach, wahr zu seyn und klar zu schreiben. Dafür soll er einstehen und das vor allem Andern ehrt ihn. Nicht allein die Wahrheit, sondern auch der Wahn wohnt oft in der Tiefe, und die einfachste Thatsache fördert mehr, als der tiefhergeholte Irrthum. Auch kann nur das Anspruch auf Tiefe machen, was bis auf seinen Grund klar ist; während das Dunkle immer im Verdacht des Seichten stehen wird. Aber geistreich zu scheinen, ist demjenigen nicht schwer, welcher sich in dem, was er vorbringt, weder durch die Wahrheit, noch durch die Ehre beschränkt fühlt. Wenn in einem Zeitalter das lautere, heilige Interesse für die ewige Wahrheit und Schönheit zu erschlaffen anfängt; dann kommen in der Literatur solche Tendenzen auf, in denen von beiden nur noch die Karrikaturen gespensterartig hinwandeln. Das „Tiefe" bietet man den Gläubigen in dunkeln Redensarten, oder mit vielen Versicherungen und großer Anmaßung als das Wahre an; und für das Schöne reicht man ihnen das Geistreiche und pikante Phrasen dar. Das scherzende Spiel mit Witz in der Kunst und

das ernsthaft thuende Spiel mit Scharfsinn in der Wissenschaft sind gleich bedeutungsleer."

Eine gediegene geistvolle Opposition, ein mit Gründen wohl unterstütztes und selbst im Scherze noch in würdiger Weise gehaltenes Urtheil, — vor solchen alle Achtung! Aber jenes fingerfertige Rezensiren, welches Nichts anerkennt und Alles belächelt und zu verdächtigen sucht, welches einer Witzspielerei die Wahrheit aufopfert, — wozu kann es führen? Es veranlaßt Aerger und Verdruß, entmuthigt, wo es aufmuntern sollte, macht die Leute, so zu sagen, irre an sich selber und verbittert nach und nach jeden Genuß. Es ist zwar ein Gemeinplatz geworden, — aber doch liegt viel Wahres daran: „Kritisiren ist leichter als Produziren." — Ersteres will heutigen Tages Jeder, — Letzteres können nur Wenige. Was im gewöhnlichen Leben die Klatscherei, das ist im Gebiete der Literatur die Rezensirerei. Wessen Herz und Kopf am leersten sind, der nimmt das Maul immer am vollsten.

Der Dorfpfarrer.

Sein Ruf drang nicht durch weite Gauen;
Es pries ihn nie ein Zeitungsblatt;
Auch wird man ihm kein Denkmal bauen
Und keine prächt'ge Ruheſtatt.
Doch in den friedlichen Annalen
Von unſerm kleinen Dörfchen hier
Wird immerdar ſein Name ſtrahlen
Und ſeiner ſtillen Tugend Zier.

Seit fünfzig wechſelvollen Jahren
Hat er in jenem Kirchlein dort,
Glück mit uns theilend und Gefahren,
Verkündigt ſeiner Liebe Wort. —
Er iſt uns ſtets vorangegangen
Im Glauben und in Frömmigkeit,
Hat uns mit Vaterlieb' umfangen,
Und treu ermahnet allezeit.

Er lehrte, wie sich Gottes Güte
Geoffenbart in der Natur,
Im Waldstrom, in der Lenzesblüthe,
Im Saatkorn auf besonnter Flur;
Und führte uns zu jener Quelle
Von Wahrheit und von ew'gem Licht,
Die aus der Bibel rein und helle
In nie erschöpfter Fülle bricht.

Er zeigte uns das Erdenleben
Im Abglanz der Unsterblichkeit
Und lehrt' uns nach den Gütern streben
Der Weisheit und der Frömmigkeit.
Uns zu erfreu'n in heitern Tagen,
Doch auch, wenn rauh und ungebahnt
Die Pfade sind, nicht zu verzagen,
Hat er uns liebreich stets ermahnt.

Er war ein Arzt. — Gebeugten Kranken
Sprach er im Leiden Tröstung zu;
Durch seine kräftigen Gedanken
Fand der Verarmte Muth und Ruh'.
Er war ein Richter. — Die Entzweiten
Führt' er zur Eintracht mild zurück;
Stets Frieden sucht' er zu verbreiten
Und Wohlstand und Familienglück.

Gern nahm er Theil am heitern Spiele
Der unschuldvollen Kinderwelt.
Manch' Brautpaar kam durch ihn zum Ziele;
Manch' trüben Pfad hat er erhellt.
Er saß an manchem Sterbebette
Und milderte den letzten Schmerz.
„Zerreiße deine ird'sche Kette" —
Rief er — „auf! Seele, himmelwärts!"

Am herrlichsten war er zu schauen,
Wenn er am heil'gen Ostertag,
In Lieb' und gläubigem Vertrauen
Vom Sieg der Christuslehre sprach.
In allen Herzen tönte wider
Sein gottbegeistert-mildes Wort;
Wie Thau vom Himmel fiel es nieder
Und wirkte dann befruchtend fort.

Es mögen eure Helden glänzen.
Bringt Huldigung dem Herrscherstab!
Doch das vergönnt, daß wir bekränzen
Mit Blumen dies bescheid'ne Grab!
Ist größer, wer auf Schlachtgefilden
Die blut'gen Fahnen siegreich hebt? —
Wer, uns zur Tugend auszubilden
Und geistig zu beglücken, strebt?

Er wurde uns zum Heil gesendet
Und war an Lieb' und Glauben reich.
Sein Tagwerk hat er treu vollendet;
Ihn krönt des Himmels Palmenzweig.
Doch in den friedlichen Annalen
Von diesem kleinen Dörfchen hier
Wird immerdar sein Name strahlen
Und seiner stillen Tugend Zier.

Ein Wort über Journalistik.

Viel ist gesprochen und geschrieben worden über den Nutzen oder Schaden der Journalistik und welcher von beiden überwiegend sey. Wir wollen die Frage unentschieden lassen, um so mehr, als es wohl schwierig seyn möchte, in dieser Angelegenheit ein genügendes Votum abzugeben. Auch würde dadurch Nichts gewonnen; denn wäre auch alle Welt überzeugt, die Fluth unserer Journalistik sey nachtheilig, gleich jeder andern Ueberschwemmung, so würde sie darum doch nicht aufhören und es würde nicht weniger Journalisten, nicht weniger Abonnenten geben. Mitten im Frieden, bei überall steigender Bevölkerung, bei vermehrter Concurrenz, bei der raschen Thätigkeit unserer Zeit geht es im Gebiete der Journalistik, wie überall. Wie es viele Schneider und Schuster, viele Bäcker und Wirthe, so giebt es auch viele Aerzte und Candidaten, viele Journalisten und Komödianten. Wer zählt z. B. alle Doktoren der entdeckten und unentdeckten Wissenschaften, die in unserm Frankfurt a. M. das Straßenplaster abnutzen? Was sollen die Leute anfangen? Jeder will doch leben und

Keinem kann man befehlen, sich in den Main zu stürzen, damit der Andere nicht durch ihn genirt werde. So nun treibt es Jeder auf seine Weise, und da Jeder einer gleichen Freiheit theilhaftig ist, so mag es kein Mittel geben, die Concurrenz aufzuheben. Wer Werthloses bringt, wird bald sich selber überleben; das Mittelmäßige wird man als erträglich hinnehmen, das Vorzügliche wird sich Bahn brechen und Anerkennung finden. Pfuscher giebt es überall; gute Gesellen sind selten, gute Meister noch seltener. Wie mancher Kranke wird durch die Gelehrsamkeit seines Arztes in die andere Welt spedirt, wie mancher dumme Junge wird durch den methodischen Unterricht seines Lehrers noch dummer gemacht, wie Mancher durch einen Rechtskundigen um sein gutes Recht gebracht, wie Mancher durch eine saftlose Predigt gelangweilt und wie mancher Familienvater läßt sich einen neuen Rock machen, welcher seinem Söhnchen besser paßt, als ihm! Der Journalist ist nicht schlimmer, als andere Menschen, nur ist er weit schlimmer daran; denn seine Böcke sind stets öffentliche, die der meisten Andern nur Privatböcke.

Die Journalistik also ist nicht das einzige Geschäft, die einzige Branche, welche an überhäufter Concurrenz und Pfuscherei leiden. Jeder bringt hier, um zu leben, dasjenige zu Markt, was er besitzt. Das Publikum mag nun auswählen und verwerfen oder annehmen, bewundern oder belächeln. Je größer die Auswahl, desto besser, und so lange man uns nicht durch Gens-d'armen zwingt, auf ein Journal zu abonniren, hat es keine Gefahr. Peter hat in einem Winkelblatte seiner

lyrischen Begeisterung durch ein Dutzend Sonette Luft gemacht und Paul dehnt ein phrasenreiches, am Ende aber nichtssagendes Kunstgeschwätz durch eine Reihe von Nummern seines Blattes. Das Unglück ist nicht groß, und wie schnell hat man ein schlechtes Gedicht gelesen, wenn man nach der ersten Strophe gleich, über alle andere hinaus, zur letzten überspringt! Langweilige Novellen kann man leicht zu kurzweiligen machen. Es wäre freilich besser, wenn nur talentvolle Schriftsteller ihre Erzeugnisse zur Ausstellung brächten, wenn nur Vorzügliches gedruckt würde, wenn nur edle Sänger ihre Lieder ertönen ließen; aber das wird ewig ein frommer Wunsch bleiben. Wer sollte hier über Zulässigkeit oder Verwerflichkeit entscheiden und wo wäre dafür ein competentes Forum? Wo auch wachsen die genialen Schriftsteller dutzendweise aus der Erde und wo giebt es einen Zeitungsredakteur, welcher über Armeen derselben zu gebieten hätte? Wächst uns ein Kornfeld in der flachen Hand? Wir können möglichst sichten und sondern, — stets Vorzügliches liefern können wir nicht. Auch ist ja der Geschmack der Leser sehr verschieden. Hier findet Einer Geschmack an einem sentimentalen Gedichte, welches Jener für entschieden langweilig erklärt; Dieser liest mit steigender Theilnahme eine Novelle wunderbaren Inhaltes, welche Jener für unwahrscheinlich hält. Ueber die ästhetische Schönheit sind die Meinungen gar verschieden. Mag daher immerhin manches Werthlose sich eindrängen, — das ist nicht zu ändern, und es wird das Bessere gerade darum um so größere Anerkennung finden. Ohne den am

Inhalt und Geist armen Blättern eine Lobrede halten zu wollen, glauben wir doch, es seyen solche, wofern sie nur keine verderblichen Grundsätze verbreiten, am Ende weniger nachtheilig, als man häufig glaubt. Sie werden wenig gelesen und gehen fast spurlos vorüber.

Dagegen giebt es eine Gattung von Journalisten, welche in Winkelblättern ihr Spiel treiben, und gegen die man mit aller Strenge zu Felde ziehen sollte. Es sind dies die kecken Witzbolde und die böswilligen Ehrabschneider, diese Straßenräuber und Wegelagerer der journalistischen Literatur. Sie tummeln sich eine Zeitlang an einem Orte herum, treiben allerlei Unfug, machen Schulden und verschwinden dann plötzlich bei Nacht und Nebel, um bald in einer andern Stadt von Neuem anzufangen. So geht der Krug so lange zu Wasser, bis er bricht; diese Leute wollen sich bemerkbar machen, da ihnen aber hierzu die geistigen Mittel fehlen, so greifen sie zu andern. Sie füllen ihre Spalten mit scandalösen Geschichten und hämischen Klatschereien, tischen pikante Persönlichkeiten auf, suchen Andere zu verdächtigen und in den Schmutz zu ziehen, reißen unverschämte Witze und machen sich ein Geschäft daraus, den guten Namen Derjenigen, die besser sind, als sie selber, zu verunglimpfen. Aus dem Hinterhalte überfallen sie Andere oder bewerfen die Vorüberwandelnden mit Schmutz. Mit Ekel und Widerwillen betrachtet der rechtliche Mann dies gemeine Treiben und wendet seine volle Verachtung jenen Wegelagerern zu. Welch' ein trauriges Geschäft, durch solche Mittel sich ein Publikum zu erwerben! Wie traurig, daß die Freiheit, sich vor

Tausenden öffentlich vernehmen zu lassen, so schnöde mißbraucht wird. Wie schmählich, ein Handwerk aus der Ehrabschneiderei zu machen und ohne Rücksicht jeden dummen oder boshaften Witz drucken zu lassen. Leider findet der Scandal noch immer Leute, denen er, wie sie sagen, Spaß macht, und die sich daran erlustigen, wenn sie auch seinen Urheber zu verachten nicht umhin können. Niemand stellt es in Abrede, daß eine würdevolle Opposition, ein geistreicher Witz, ein begründeter Tadel, ein gerechter Angriff, ein kräftiges Hervorheben von Schwächen und Mängeln großen Nutzen stiften, und daß man nicht immer mit Zuckerbrod aufwarten kann; aber wer Opposition bieten will, der muß vor Allem mündig seyn, und muß es mit der Sache, nicht mit der Person zu thun haben. Wer die Grenzen des Anstandes und der Zucht überschreitet und nichts für unerlaubt hält, wer seine und fremde Ehre zum besten giebt, um vom Pöbel beklatscht zu werden, der treibt ein elendes Geschäft. Jedem Streben sey Spielraum vergönnt, nur diesem nicht; denn es ist gefährlich und entwürdigt einen Stand, welcher nur ehrenwerth dastehen sollte.

Bunte Betrachtungen.

Wann der Frühling, der heitere Geselle, von seiner weiten Reise zurückkehrend, wieder zu uns tritt mit trautem Gruß und freundlichem Handschlage, — wann die Wiese wieder ihre Kinderchen Flora's hervortreten und mit den Sonnenstrahlen spielen läßt, — dann beschließen wir, der schönen Lenzestage recht froh zu werden. Kurz — so sagen wir uns — ist die schönste der Jahreszeiten. Man muß die Blumen pflücken, so lange sie blühen; man muß mit Hölty sagen:

»Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Wo wir der Maien
Uns nicht mehr freuen.«

Wir versprechen uns alsdann so viel — und halten meistens nur so wenig; können uns oft nur so wenig halten. Zwischen unserem Willen und unseren Thaten liegen gar viele Hügel und Berge. Bald will der Corpus ein Stündchen länger schlafen und die Sonne wartet mit ihrem Aufgang nicht auf uns; — bald

wollen wir erst noch ein Geschäft abmachen und unterdessen hat der Himmel den grauen Regenmantel angezogen; — bald wollen wir in den grünen Wald gehen, um der Dryade unseren ersten Besuch abzustatten — und der Herr Geheimerath ladet uns zum Diner ein; — bald haben wir eine Reise in's Gebirg beschlossen und stolpern in der Dunkelheit über die Thürschwelle und verletzen uns; der Wundarzt kommt und die Reise — wird zum Kamillenaufschlag. — Ach Gott! — wie viel tausend kleine und große Hindernisse treten dem Menschen in den Weg. Aber der Frühling wartet nicht auf uns; seine Blüthen verwelken, ehe wir unsere Geschäftsbriefe ausgeschrieben, und sein Vollmond nimmt ab, ehe unser krankes Kind wieder gesund ist. — Das ist die Geschichte unserer Frühlingsvorsätze und hundert anderer bei anderen Gelegenheiten. Unser Wollen ist ein Riese, unser Vollbringen ein Zwerg. Oft sind wir schuldig, aber noch öfter nicht schuldig daran. Jeder trägt zwei Ketten, Eine, die er tragen muß, und eine Andere, die er sich selbst freiwillig anhängt. — Was sollen wir nun anfangen? — Wir müssen mit Platen singen:

»Und wann Du kannst vergessen und entsagen,
So bist Du mir der Glückliche hienieden;
Dir ist ein leichter Lebenskampf beschieden;
Wann Du verlierst, beginnst Du neu zu wagen!«

Soll das Leben euch gefallen,
O so lernt die Gunst verstehen,

Die der Augenblick euch bietet!
Laßt die Tage mit euch schalten;
Schmerz und Freude, Wiedersehen,
Trennung, Hoffnung und Entsagung,
Träumereien, ernste Wahrheit —
Alles liegt ja durcheinander
Ohne Auswahl, ohne Ordnung.
Nehmt, was euch die Tage bieten,
Ohne Leichtsinn, mit Vertrauen.

Sey mäßig, Freund, in deinen Klagen;
Denn sieh' — du bist der Einz'ge nicht,
Der dieses Lebens Müh'n getragen,
Der Dornen mehr, als Rosen bricht,
Der oft erkrankt an tiefem Sehnen,
Der seiner Armuth ist bewußt: —
Blieb je ein Auge ohne Thränen
Und ohne Seufzer eine Brust?

Du bist der Einz'ge nicht, den Liebe
Betrogen hat und Freundesschwur,
Und der für reine Wahrheitstriebe
Verfolgung, Spott und Hohn erfuhr. —
Du sollst kein Glück von Dauer wähnen
Und ohne Wandel keine Lust:
Blieb je ein Auge ohne Thränen
Und ohne Seufzer eine Brust?

Welke Blätter.

Warum blickt ihr so voll Trauer
Auf die welken Blätter hin,
Die des Herbstes kalte Schauer
Fassen und zur Erde zieh'n?
Meint man doch, ihr hättet nimmer
Falbe Blätter noch geseh'n,
Während Erdenpilger immer
Welkem Laube nahe steh'n.

Welke Blätter giebt es viele.
Eines folgt dem andern nach
In dem bunten Lebensspiele,
Jede Stunde, jeden Tag.
Braucht nicht auf den Herbst zu warten,
Auf das düst're Alter nicht!
Auch im heitern Frühlingsgarten
Trübt sich oft das ros'ge Licht.

Denkt nur an die Hoffnungsblüthen
Erſter Lieb' und Zärtlichkeit,
An die Flammen, die erglühten,
Heil'ger Freundſchaft einſt geweiht,
An die Roſen, die zum Kranze
Schwärmerei der Jugend trug!
Sagt, was blieb von all' dem Glanze?
Welke Blätter giebt's genug.

Wie viel Tage voller Kummer,
Reich an Launen und Verdruß,
Wie viel Nächte ohne Schlummer,
Aergerniß in Ueberfluß,
Wie viel Bläſſe auf den Wangen,
Wie ſo ferne ſtets vom Ziel,
Wie viel thörichtes Verlangen, —
Welke Blätter, ach, wie viel!

In dem häuslich ſtillen Glücke,
Unter dem beſternten Rock,
Bei des Reichthums gold'ner Krücke,
Bei der Armuth knorz'gem Stock,
In dem Feſtſaal, kerzenhelle,
Unter luſt'gem Tanz und Spiel,
In des Weiſen Friedenszelle, —
Welke Blätter giebt es viel.

Darum blickt nicht so voll Trauer
Auf die herbstlich welke Flur!
Nichts im Leben ist von Dauer
Als des Lebens Wechsel nur.
Alles kommt und schwindet wieder
In dem ew'gen Zeitenlauf;
Welke Blätter fallen nieder,
Frische Knospen brechen auf.

Ueber Missionsunternehmungen.

Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hat sich das Christenthum herrlich und siegreich, veredelnd und verbessernd bewährt. Mag es auch auf dem langen Wege seiner Entwickelung und Verbreitung Veranlassung gegeben haben, daß Ströme von Blut geflossen sind, daß furchtbare Gräuel verübt worden, und daß oft Unglück gekommen ist über ganze Generationen; mag es auch Verfolgungen und Fehden, Kerker und Inquisition, dreißigjährige Kriege und Pariser Bluthochzeiten hervorgerufen haben, so bleibt doch auf der andern Seite sein Segen weit überwiegend. Der Gott in der Geschichte hat seine wunderbaren, uns Menschen undurchdringlichen Geheimnisse und dunkeln Wege. Dem Christenthume verdanken wir alles Große und Schöne, dessen wir uns jetzt erfreuen; es war das eherne Riesenschiff, welches alle geistigen Schätze der Humanität auf dem stürmischen Meere der Zeit sicher fortgetragen, und der gewaltige Heros, der aus allen Kämpfen siegreich hervorgegangen. In seinen Klöstern war eine Freistätte für Kunst und Wissenschaft; in seinen Schulen wurde

der Saamen der Tugend und Frömmigkeit ausgestreut, und in seinen Kirchen predigten begeisterte Redner Hoffnung, Liebe und Glauben. Der Triumph der Christuslehre ist entschieden. Wer sollte nicht wünschen, daß sie sich immer weiter verbreiten und alle Völker der Erde beglücken möge? Wo ihr herrlicher Segensbaum feste Wurzeln geschlagen hat, da werden die Menschen besser und gesitteter werden. Von diesen Ansichten geleitet, und von frommer Glaubensschwärmerei beseelt, bemühen sich längst viele Missionsvereine, die Religion Jesu unter den Heiden zu verbreiten; sie wenden große Summen auf, lassen Tausende von Bibeln in allen Sprachen drucken und vertheilen, und dienen glaubensvoll ihrem Herrn und Meister.

Nun aber möchten wir fragen: Werden und können diese Bestrebungen der Missionsvereine den gewünschten Erfolg haben? — Wir bezweifeln es. — Die Christuslehre wird heidnischen Völkern gepredigt, welche sie ohne die nöthige Vorbereitung, ohne irgend eine Veranlassung äußerlicher oder innerlicher Nothwendigkeit, ohne irgend ein Bedürfniß nach derselben empfangen. Man glaubt, sie bekehrt zu haben, — aber sind sie es auch? Ist die neue Lehre in ihr ganzes Denken nnd Wollen übergegangen, und ist dies möglich, da sie und die Missionäre sich gewöhnlich kaum zur Hälfte einander verstehen? Was kann ferner eine Bekehrung nützen, die auf so schwachen Füßen steht? Wie klein ist am Ende die Anzahl der neu gewonnenen Seelen gegen die ungeheueren Anstrengungen und Geldsummen, die es kostet! Wer einen Baum in ein anderes Erdreich überpflanzen

will, der muß zuvor den fremden Boden dafür empfänglich machen. Demnach glauben wir, weiter fragen zu müssen: Wäre es nicht besser, wenn den Bekehrungen zum Christenthume erst etwas Anderes vorausginge, wenn erst ein sicheres Fundament gelegt würde, ehe man den Dom zu bauen anfinge? Belehren kann uns in dieser Beziehung unsere europäische Völkergeschichte. Wie lange Zeit hat es gekostet, bis die Bekehrungen eines Bonifazius feste Wurzeln schlugen. Erst mit der vorangeschrittenen Civilisation ist dies möglich geworden. Man verdankte die letztere zwar dem Christenthum, aber auch der wechselseitigen Berührung der Geister, auch dem Zusammenwirken vieler Umstände und Verhältnisse, auch der Wiederaufnahme der klassischen alten Wissenschaft, auch dem Gange der Zeiten überhaupt.

Wir fragen: — Wäre es nicht zweckmäßiger, wenn man die heidnischen Völker, bevor man ihnen das Evangelium predigte, erst dazu vorbereitete, wenn man erst dafür sorgte, ihre materielle Existenz zu verbessern, ehe man an ihre geistige dächte? Sollte man nicht folgerechter damit anfangen, ihnen erst zu zeigen, wie besser wir uns kleiden, wie fester wir unsere Wohnungen bauen, wie bequemer wir sie einrichten, wie schmackhafter wir unsere Speisen bereiten, wie verständiger und gesitteter wir überhaupt sind? Man lege europäische Colonien mitten unter ihnen an; man lasse sie unser Leben und Treiben beschauen; man lehre sie Dies und Jenes, theile ihnen Dies und Jenes mit, — kurz, man emanzipire sie zuvörderst für unsere europäische Kultur, für die Früchte und Vortheile derselben. Dann werden sie

vielleicht fragen, wem wir dies Alles verdanken, — und wir können sie allmählig mit dem Christenthum bekannt machen. Es werden unterdessen Jahre vergangen seyn, — man wird Zeit verloren und dadurch doppelt Zeit gewonnen haben. Man wird Einen den Andern in seiner Sprache verstehen und wird sich in jeder Beziehung so viel einander genähert haben, als es nöthig ist, um einen Religionsunterricht beginnen lassen zu können. Ohne die eben kurz angedeutete Vorbereitung dürften die Resultate der Missionen wenig glänzend seyn; denn man wird den Völkern eine Lehre aufdringen, die sie nicht recht begreifen, die sie nicht brauchen können, die sie nicht glücklicher, nicht besser machen wird.

So gehet denn hin, ihr begeisterten Männer! und lehret alle Völker. Lehret sie alle die Wissenschaften, denen wir unser bürgerliches Wohl, unsere Geselligkeit, unsere Lebensgenüsse verdanken, — alle die Künste, welche uns erfreuen und erheben, veredeln und trösten! Seyd ihnen Freunde und Rathgeber, Aerzte und weise Richter! Verbessert ihre materielle Wohlfahrt, und sucht ihr zeitliches Interesse an das eurige zu fesseln. Warum wollt ihr ihnen ihre Götter nehmen, ehe sie die eurigen lieben können? Warum wollt ihr ihnen von eurem himmlischen Paradiese reden, ehe sie euer irdisches kennen? Warum wollt ihr die Seelen retten, ehe ihr die leiblichen Ketten ihnen abgenommen habt? Sollen die Missionsversuche wahren Erfolg haben, und soll es nicht bei frommen Selbsttäuschungen stehen bleiben, so möge man, wie gesagt, erst civilisiren, und dann die Glau-

benslehren, und namentlich die christliche Moral predigen. Die Zeiten der Wunder sind vorüber. Unser Wahlspruch sey: — Erst denken, dann glauben.

An die Ruhe.

Ruhe — Ruhe! — Welch' Behagen,
Wenn des Tages Last getragen!
Auf der Steinbank vor dem Haus
Ruht der müde Vater aus.
Seine Kinder, sie umschlingen
Ihn wie Friedensengel, — bringen
Blumen ihm und Küsse zu.
Wie erquickt die Abendruh'!

Ruhe! — Unter'm Eichenbaume
Dort am lichten Waldessaume
Ruht der Wand'rer. Glockenklang,
Hirtenlied und Schnitterſang
Weh'n herüber; Strom und Auen
Liegen schon in Dämm'rungsgrauen.
Kurz noch ist des Wand'rers Lauf;
Gastlich nimmt man bald ihn auf.

Ruhe — Ruhe! — Seelenfrieden
Ist dem Weisen jetzt beschieden,
Der, allein mit seinem Geist,
Durch erhab'ne Räume kreist:
Wo er sieht, in ew'gem Walten
Sternenbahnen sich entfalten,
Hohe Ahnung füllt sein Herz
Und verstummt ist jeder Schmerz.

Jenen hat der Schlaf umfangen
Und ihn eingewiegt nach langen
Leiden; — auf sein Angesicht
Fällt des Mondes Silberlicht.
Leise, daß ihr ihn nicht wecket,
Den ein sanfter Flügel decket!
Holder Schlaf, o wehe du
Neue Lebenskraft ihm zu!

Ruh' und Frieden allen denen,
Die nach stillem Glück sich sehnen,
Die im engen Kreise gern
Weilen, vom Gewühle fern,
Mit Gedanken oft verkehren,
Milde Herzensregung ehren,
Und, für Lieb' und Freundschaft warm,
Gerne ruh'n in Freundesarm.

Meer und Wald.

Wenn wir die großen Bilder der Natur, die sie in dem Tempel der Unermeßlichkeit aufgestellt hat, betrachten, so wächst unser Geist und der Gedanke des Menschen wird ein Gebet. Wer fühlte sich von Gottes Größe nicht durchdrungen, wenn der erhabene Weltgeist in dem Sturme der Gewitternacht an ihm vorüberrauscht, wenn er die Sterne in der blauen Unendlichkeit vor ihm aufrollt, wenn er aus der Finsterniß des Nordpoles wie ein leuchtendes Meteor tritt, wenn er die Wasserfälle über die Felsen hinabschleudert, wenn er die Mondkugel in die nächtliche Wasserwüste des Meeres taucht, wenn er in der Blüthe ein Bild der Schönheit entfaltet? Wer zweifelt an Gott, wenn die heilige Priesterin Natur auf den Hochaltar der Gebirgshöhen tritt, ihre Sonne als heilige Ampel anzündet, alles Leben erweckt und dann predigt mit allgewaltiger Rede, daß es die Völker vernehmen vom Aufgang bis zum Niedergang? Wir glauben alle an einen Gott, der überall zu allen Menschen dieselbe Sprache redet in seinen Donnern und seinen Frühlingslüften, in seiner Winde

Rauschen und in dem Sturz seiner Wasserfälle. Wir glauben alle, lieben alle, hoffen alle auf den guten Allgütigen.

Laßt uns hinaustreten in die Urwälder von Amerika und auf die Wasserfläche des Oceans; laßt uns die Natur in ihrer Erhabenheit betrachten! —

Ich führe nach diesen einleitenden Worten meinen Lesern zwei Naturansichten von Chateaubriand vor.

Das Schiff, auf welchem wir nach Amerika fuhren, hatte die Höhe des Meeres erreicht und das Ufer weit hinter sich zurückgelassen. Wir sahen weiter nichts mehr, als den hohen azurnen Himmelsbogen und die unübersehbare Wasserfläche, welche wie eine Leinwand, auf die der Maler seine Bilder hinzaubern will, da lag. Das Wasser wurde bald dunkeler und fiel in's Grasgrüne; der Wind blies aus Osten; dennoch drängte sich eine große Wasserkugel von Westen her; gewaltige Wellenströmungen rollten von Nord gegen Süd; sie erhoben sich bald, gleich Gebirgen, und bildeten dann wieder Thäler, zwischen deren Wänden die weiten Wüsten des Oceans lagen. Bewegt war die Wasserlandschaft und in jedem Augenblicke änderte sie ihr Aussehen. Bald erhoben die Wellen sich gewaltig und bildeten hohe Gruppen, welche den Schäfchen, die man oft am Abendhimmel sieht, nicht unähnlich waren; — bald stellten sie lange und tiefe Furchen vor und man glaubte, einen unermeßlichen Kirchhof mit offenen Gräbern zu sehen; — bald schien der Raum sehr beschränkt und wie von einer hohen Mauer begränzt; — bald wieder stürzte diese Wasserwand ein, die Wogen bäumten und drängten

sich, sanken dann wieder und erlaubten dem spähenden Auge, über die Ebenen in die Unendlichkeit hinauszusehen, in eine in leichten Nebel zerfließende Ferne.

Man versucht vergebens, das Meer zu beschreiben; es ist über alle Beschreibung großartig. Man versinkt in mannichfache Träumereien, wenn man über die Wasserwüste hinausschaut, und man gedenkt bald der erstarrenden Eisfelder und düsteren Nebel im öden Eismeere und bald der blühenden Eilande, die die laue Woge der warmen Südsee bespült.

Oft stieg ich in der Nacht auf, ging auf das Verdeck, wo der wachehabende Offizier auf- und abspazierte und ein Paar Matrosen stillschweigend ihre Pfeife rauchten, setzte mich dort auf die niedere Bank und sah in die Nacht hinaus. Still war Alles rings umher. Ich vernahm nichts, als das Knarren des Steuerruders, das Rauschen der Strömung des Wassers, das Geklapper des Tauwerks, und das Zischen der von dem dahingleitenden Kiele gewaltsam zertheilten Wellen, welche von einem elektrischen Feuer erglühten und in tausend goldenen Fünklein sprüheten. — Ein nächtlicher Himmel, an dessen dunkelblauer Domkuppel goldne Sterne hängen, eine volle silberne Mondscheibe, eine Unermeßlichkeit über meinem Haupte und zu meinen Füßen, — wer beschriebe dies und wessen Geist wäre groß genug, es zu fassen? O, Du allmächtiger Herr und Gott! — rief ich dann — Deine Größe erdrückt mich; ich muß ihrem Anblicke unterliegen. Die Wasser rauschen aus der Tiefe herauf und rufen Deine Größe den Sternen zu

und die Sterne schauen hinunter, das Geheimniß Deiner Allmacht zu erspähen.

Ich bin nicht ausgezeichnet durch Wissenschaft und durch Geist; ich bin ein bescheidener Betrachter und sinniger Beobachter, aber kein tiefblickender Forscher. Oft habe ich gehört, wie die sogenannten Weisen sich stritten über das Wesen und die Macht des ersten und erhabensten aller Wesen; ich schwieg bei solchen Gesprächen, weil ich sie nicht so recht verstehen konnte. Aber ich habe große Reisen gemacht, habe die Natur in allen ihren Erscheinungen beobachtet und stets empfunden, daß der Anblick ihrer erhabenen Werke die Seele mit Bewunderung erfüllt und zur Anbetung des allmächtigen und allgütigen Wesens hinleitet.

Einst an einem heiteren Abend, als die See still und eben da lag, befanden wir uns in den schönen Meeren, welche die Küste von Virginien bespülen. Ich war eben im untern Schiffsraume beschäftigt, als ich das Läuten der Glocke vernahm, welche zum Abendgebete rief. Ich eilte sogleich hinauf, um mein Gebet mit dem meiner Reisegefährten zu vereinigen. Sie waren alle schon versammelt; die Offiziere der Equipage und die Passagiere bildeten einen Halbkreis um den Schiffsprediger, und hinter diesem Halbkreise standen die Matrosen. Wir waren nach der untergehenden Sonne hingewendet, welche ihre dunkelrothen Strahlen zwischen dem Tauwerke hindurch auf unsere Gesichter warf. Im Osten, wo sich einige Gruppen leichter Wolken zeigten, erhob sich eben die Mondscheibe; der übrige Theil des Himmels war klar; gegen Norden zeigte sich, glänzend

in den lieblichen Farben des Prisma's, eine Wasserhose, welche, leicht und duftig aufgeblüht, zwischen dem Gestirne des Tages und dem der Nacht zu sehen war, und mit diesen gleichsam ein heiliges und bedeutungsvolles Dreieck darstellte. Wahrlich! der wäre zu beklagen gewesen, welcher hier nicht gefühlt hätte, daß Gott uns Allen nahe war. Ich wenigstens fühlte es, und zwar so recht im Innersten der Seele und es flossen Thränen der frommen Rührung über meine Wangen; als alle hier in Andacht Versammelten ihre Häupter entblößten und mit lauter Stimme einen Lobgesang anstimmten der heiligen Jungfrau **du bon Sauveur**, unserer Schutzpatronin. Wie rührend war das Gebet dieser Menschen, welche auf einem schwachen, dem Winde und dem Wetter preisgegebenen, Brette schwebend, der untergehenden Sonne in's feurige Angesicht schaueten und der Schmerzensmutter, die den Heiland geboren, ihren Hymnus sangen. Das Bewußtseyn unserer eigenen Kleinheit gegen die Größe des Allmächtigen, der die Tiefen des Oceans gegründet und die Höhen aller Himmel ausmißt, die heilige Schauer der mit ihrem Schatten herabsinkenden Nacht, die feierliche Stille der mystischen Einsamkeit, das Wunder unsers Schiffes unter all' diesen Wundern, diese frommen, von Bewunderung ergriffenen Beter, dieser von der ewigen Wahrheit hoch begeisterte Priester, — dies Alles, o wer beschreibt, wer drückt es aus, wer, und habe er auch die Weihe des höchsten Genius empfangen! —

Der Herr stieg auf in dieser Weihestunde aus der Tiefe des Meeres; er trug in der einen Hand die

glühende Sonne und in der anderen den silbernen Mond; sein Haupt ragte hoch über die Gestirne und sein Fuß ruhte tief unten im Meeresgrunde.

Wo ist eine Menschenbrust, die solches in sich aufzunehmen vermöchte, wo ist eine Seele, die hier nicht anbetete und spräche: „Der Herr ist erhaben und allmächtig!" —

Wir wollen uns jetzt zur anderen Naturansicht wenden. Eines Tages, — ich war in der Nähe des Wasserfalles von Niagara — hatte ich mich in einem Walde verirrt. Der Tag war hinabgesunken und ich empfand die unbeschreibliche Wonne, eine Nacht in diesen heiligen Urwäldern der neuen Welt genießen zu können.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang erhob sich über den Gipfeln der Bäume die Mondscheibe. Ein balsamischer Nachtwind begann sich zu regen und durch die Aeste der alten Bäume hinzuwehen. Immer höher und glänzender erhob sich das nächtliche Gestirn, bald klar und ungetrübt dahin gleitend, bald hinter einen duftigen Wolkenschleier sich versteckend, und das liebliche Gewölke schwebte in den buntesten Gestalten und Erscheinungen auf und ab. Der Dämmerschein des Mondes fiel auf die hohen, bemoos'ten Baumstämme, erleuchtete die Zwischenräume der einzelnen Gruppen, durchblitzte die Gezweige, übersilberte die breiten Blätter und hob hier Lichtstellen hervor und bewirkte durch dieselben dort düstere Schatten. Der Fluß, welcher durch diesen Wald sich hinschlängelt, verschwand bald im Dickicht bald erschien er wieder an lichten Stellen und zeigte in seiner ruhigen Fläche die sich abspiegelnden

Gestirne; die weithin sich ausdehnenden Savanen lagen erhellt da und die schwebenden Schatten der auf ihnen zerstreuten Baumgruppen schienen schwimmende Inseln zu bilden, welche das Ansehen hatten, als ob sie sich aus grüner Meeresfluth erhoben. Der Anblick war großartig.

Was aber das Feierliche dieser Scene noch erhöhete, war die tiefe Stille, welche in diesem Walde herrschte, und die durch nichts unterbrochen wurde, als durch das Herabfallen von Blättern, durch den leisen Athem der Nachtluft, durch das Gemurmel des Flusses und durch das nur von Zeit zu Zeit vernehmbare, aus der Ferne herübertönende Geräusch des Niagaraflusses. Diese großartige Mondscheinlandschaft machte auf mich einen Eindruck, den ich nie vergessen werde.

Vergebens sucht man ein ähnliches Schauspiel in den Gegenden unseres allzu cultivirten Europa's. Hier, wo das Auge überall dem kleinlichen Werke von Menschenhänden begegnet, wo man es gewagt hat, die Natur zu verkünsteln und zu verkleinern, hier trägt nichts mehr das Gepräge seiner ursprünglichen Erhabenheit und hier ist Kleines dem Großen auf eine oft sehr störende Weise beigesellt. Die Einbildungskraft des Beschauers ist hier überall beschränkt, während in diesen Urwäldern sie ihr freies Spiel treibt, sich in den unübersehbaren Waldocean versenkt, über dem Abgrund der Wasserfälle schwebt, und sich vertieft in eine Fülle von Träumereien. Durch die gigantischen Baumgruppen rauscht es und regt sich und flüstert: man fühlt die Nähe Gottes. Da ergreift die Seele eine unendliche

Sehnsucht; sie fühlt sich erhoben und durchglüht und singet einen Hymnus dem Herrn, vor dem die Wälder ehrerbietig ihr Haupt beugen und den der donnernde Sturz der Cataracten preißt.

Bunte Betrachtungen.

Unser Leben, meine Schönen!
Welch' ein buntes Quodlibet! —
Heut' ein Ball voll Geigen, Flöten,
Kerzenlicht und Ambraduft, —
Morgen eine öde Kammer,
Kalt, an deren trübe Fenster
Schneegestöber pocht und Regen;
Heut' ein Ostertag der Seele,
Der Gedanken Auferstehung, —
Morgen ein gemeiner Werktag,
Wo der Geist im Staube kriecht. —
— Also war's und wird es bleiben;
Weiter weiß ich nichts zum Troste.

In unsere Betrachtungen seyen auch einige Jean-Pau'lsche aufgenommen.

Es giebt nur wenige Seelen, die wissen, wie weit die Harmonie der äußeren Natur mit unserer reicht, und wie sehr das ganze All nur Eine Aeolsharfe ist,

mit längern und kürzern Saiten, mit langsamern und schnellern Bebungen vor einem göttlichen Hauche ruhend.

Wenn von der Zeit der innigsten Seligkeit des Lebens die Rede ist, so muß man nicht die Kinderzeit anführen, sondern die Jahre des Jünglings und der Jungfrau. Die Freuden im Kindergärtchen sind Lenzblümchen, schön, doch klein, und artig gefärbte, aber duftlose Vergißmeinnicht; die höhern, prangenden Freuden des Wissens und des Herzens sind noch eingewickelt und die Farbenwelt der Ideale ist noch in eine grüne dunkle Knospe zusammengezogen. Wie anders und weiter schimmert die Jugendzeit! Die himmlische Zeit der ersten Freundschaft — der ersten Liebe — der ersten Philosophie — des ersten vollen Genusses der Natur, der Musik und der Bühne — der ersten Bauriße der Luftschlösser für die Zukunft — und der ersten eingreifenden Zurüstung für thätige Wirklichkeit — diese Zeit ist nicht blos eine unwiederbringliche — denn jede Zeit ist es — sondern die höchste (kulminirende) des Lebens, eben weil sie als die vollblühende nur den Früchten in schönen Hüllen dient; denn in dem Entwickeln arbeitet nothwendig eine mächtigere Triebkraft, als in dem Entwickelten, im blühenden Menschen eine stärkere, als im gereiften. Jeder Jüngling, sogar der prosaischste, gränzt an den Dichter — wie die Jungfrau eine kurzblühende Dichterin ist — beide wenigstens in der Liebezeit; oder vielmehr die reine Liebe ist eine kurze Dichtkunst, wie die Dichtkunst eine lange Liebe.

Complimente, liebe Mädchen!
Sind gemachte Blumen, ohne
Wahrheit, ohne Lebenswurzeln.
Nehmt sie lächelnd hin, wenn Einer
Sie im Spiel der heitern Rede
Euch mit Anstand weiß zu spenden!

Es ist schon so viel geschrieben worden über die Emanzipation der Frauen, daß Einem der Kopf ganz schwer davon wird. Ist doch das Meiste nur Declamation und man begreift nicht, was die Leute eigentlich wollen. Verlangen sie, daß man die Frauen in's Ministerium und in die Deputirtenkammer, auf die Kanzel und den Katheder, auf's Comptoir und in die Werkstätt' schicke? Ist die Stellung der Frauen etwa eine so verkehrte, und ist das Verhältniß, unter welchem sie leben, ein so unglückliches? Sind sie ausgeschlossen von den höhern Gütern und Besitzthümern des Lebens? Haben die Männer ihnen alle Macht entwunden? Gewiß nicht! In unsern christlichen Staaten sind sie genugsam emanzipirt. Die Natur, die Alles gut angeordnet hat, ohne erst unsere Belehrung abzuwarten, hat auch hier das Rechte festgestellt. Dem Manne hat sie Kraft und schöpferischen Geist, — dem Weibe Schönheit, Anmuth und Milde gegeben; jener soll in weiteren Räumen, diese in stilleren Kreisen wirken und schaffen. Sollen wir dies Naturverhältniß umkehren? In einer Beziehung wären die Frauen übrigens noch mehr zu emanzipiren, wenn wir uns dieses Ausdruckes hier be-

dienen sollen. Nicht immer wird ihr stilles und segensreiches Wirken von den Männern gehörig anerkannt, — und doch haben sie so gerechten Anspruch auf unsere Verehrung. Wenn sie im häuslichen Kreise ordnend und verschönernd, erhaltend und die Habe vermehrend walten, wenn sie dem Manne ein freundliches Asyl bereiten nach des Tages Last und Mühen, wenn sie ihm häusliche Feste bereiten und die Stunden seiner Muse erhellen, wenn sie den Kindern wahrhaft liebevolle Mütter, treue Führerinnen, verständige Erzieherinnen und edle Vorbilder sind, wenn sie in den trüben Tagen des Lebens Sorgen und Leiden mit uns bereitwillig theilen und an unserem und unserer Kinder Krankenlager treu und aufopfernd verweilen, wenn sie endlich den Ernst unserer Gedanken und Bestrebungen durch die Poesie eines schönen Gemüthes mildern, — so haben sie viel, sehr viel gethan; wir sollten es freudig anerkennen und es belohnen durch Liebe, Verehrung und Dankbarkeit. Von anderer Emanzipation der Frauen will ich nichts wissen.

Fehlt kein Zauber doch dem Leben,
Wenn die Liebe und die Freundschaft
Es mit Blumen reich begränzen!
Liebt, o liebt! Es wird gereuen,
Wer nicht liebt, und wiederliebt!
Der verschiebt das Glück von Zweien,
Der sein eignes Glück verschiebt.

Herbstabendbilder.

Es war ein schöner Octoberabend. Ich nenne ihn schön, weil er es war in seiner Weise, in seinem ächt herbstlichen Charakter; das bleiche Abendroth warf seinen matten Schein durch die Fensterscheiben des Zimmers und erhellte mit scheidendem Lichte den engen Raum. Des Tages Berufsgeschäfte waren beendigt und ich sehnte mich nach Erholung. Wo sie suchen und finden? — Wo anders, als draußen unter des Himmels weiter Wölbung, unter der Bäume halb entblättertem Gezweig und auf der friedlichen Abendflur. — Hätte ich einen Freund besucht, er wäre vielleicht gerade jetzt in übler Laune und nicht in der Stimmung gewesen, mich liebevoll zu begrüßen; aber die Freundin Natur ist zu jeder Zeit bereit, dem, der sie besucht, Erhebung und guten Empfang zu gewähren, und so beschloß ich, mich an sie zu wenden. Bald war ich der Stadt enteilt.

Wie schön war es draußen! Ein anderer Himmel, eine andere Luft, als in der Stadt! Die Sonne war eben untergegangen und malte die herbstlichen Nebelwolken in bunter Schattirung, und es entfaltete sich

jene luftige Phantasmagorie, die man so gerne betrachtet. Dort bildeten die Wolken ein weites, auf schlanken Säulen getragenes Thor, durch welches man im Hintergrunde die abendlich-glühenden Spitzen des Taunus hervortreten sah; hier formte sich ein zierlicher Kahn, von blaßgelben Strahlen umflossen, dort gestaltete sich das Gewölk wie eine mannichfaltige Hieroglyphenschrift und hier glich es einem riesenhaften, die Dämmerung durchziehenden Pferde. Der Horizont zeigte eine stets wechselnde Farbenscala von dem dunkelsten Grau bis in's blendende Weiß, von dem feurigen Purpur bis in's zarteste Rosenroth. Die Flur aber bot ein anziehendes Schauspiel ländlichen Lebens. Auf den Feldern beendete man eben die Arbeiten des Tages und füllte die Säcke mit jener prosaischen, aber nützlichen Frucht, deren Ueberbringer aus Amerika ein Monument zu erhalten verdiente. Auch von den Obstbäumen stiegen die rüstigen Sammler nieder, und entledigten sich der schweren Säcke, deren Inhalt man ein weinähnliches Getränk entpressen wird.

Unterdessen war es dunkler geworden. Auf den Aeckern brannten hochlodernde Feuer, die man aus dürrem Stroh und Laubwerk und aus gesammeltem Reisig entzündet hatte und damit nährte. Hoch empor wirbelten Rauch und Flammen; weithin leuchteten die letzteren. Um das Feuer aber lagerten sich die ermüdeten Feldarbeiter und Arbeiterinnen, warfen Kartoffeln in die glimmende Asche, um sie zu braten, und stimmten jene Gesänge an, die durch ihre klagende Monotonie den Hörer wehmüthig machen, und deren schneidende, mitunter gestörte

Harmonie weithin schallt. Fröhliche Kinder umsprangen das Feuer und schlugen mit langen Stöcken in die Gluth, daß sie emporsprühte, oder haschten mit den Händen nach den Rauchsäulen, um sie festzuhalten, oder sprangen, um ihre Unerschrockenheit zu beweisen, über einen glühenden Aschenhaufen. Ein vierjähriger Knabe drückte sich ängstlich an seine ältere Schwester und fragte, ob diese großen Feuer nicht böse werden, nach der Stadt laufen und das Vaterhaus anzünden könnten. Lächelnd suchte ihn die Schwester zu beruhigen.

Immer weiter schritt ich hinaus in's Gefild. Nur noch wenige, einzelne Lichter blinkten mir entgegen, wenn ich nach der Stadt zurücksah. Jetzt vernahm ich das Brausen und Schnauben des Dampfwagens, welcher, eben noch in weiter Entfernung, nun schon ganz nahe war; es wirbelten die Rauchwolken und ein langer Feuerstreif bezeichnete die Bahn, die er durchlaufen hatte. Kaum blieb mir Zeit, die schwarze lange Wagenburg anzustaunen, als Alles den Blicken schon wieder entschwunden war. Nach einer kurzen Weile erhob sich im Osten der Mond und durchbrach den Schleier des nun lichter werdenden Gewölkes. Um dem trauten Freunde der Nacht in's Angesicht blicken zu können, kehrte ich nach der Stadt um. Die Feuer auf den Aeckern waren theilweise schon erloschen; singend zogen die Feldarbeiter heimwärts, hinter den mit Säcken schwer beladenen Wagen, deren Knechte ihr Pfeifchen behaglich schmauchten; einzelne Wanderer eilten mir grüßend vorüber und

lustig plaudernde Soldaten gesellten sich ihnen bei. Die Luft war erfrischend, der Abend friedlich und das Gefilde von klarer Mondeswelle überflossen.

Neubelebt betrat ich die Stadt wieder. Der Wacheposten am Thore schritt langsamen Schrittes auf und ab, beleuchtet von den hellschimmernden Lampen. Die breite Straße war durch das Mondlicht in eine helle und eine dunkle Hälfte getheilt; Tag und Nacht schienen hier verträglich neben einander zu wohnen. Equipagen und Drotschken rollten dahin und die Fußwandelnden bildeten stets wechselnde Gruppen. Das noch immer lärmende und geschäftige Leben der Stadt war mir jetzt als Contrast zur stillen Einsamkeit der ländlichen Flur willkommen und ich freute mich seiner. Das Leben in der Stadt hat für den Menschen, der geistige Bedürfnisse kennt, große Vorzüge; aber wenn seine Wogen ihn nicht überfluthen und betäuben sollen, so muß er mit der Natur in freundlicher Verbindung bleiben, mit ihr, welche jederzeit ihrem Freunde Auferbauung, Erheiterung und Trost gewährt. In die Stille meines Zimmers zurückkehrend und die trauliche Lampe anzündend, wiederholte meine Phantasie die Bilder dessen, was ich eben draußen in der Wirklichkeit angeschaut hatte. Ein welkendes Herbstblatt, das ich seiner schönen zwischen Roth und Gold schillernden Farben wegen von der Flur mit nach Hause getragen, brachte mich, indem ich es anschaute, auf wehmüthige Gedanken und poetische Träumereien, die ich in folgenden Versen schwarz auf weiß malte:

So ist Dein kurzes Leben nun geschlossen,
O Du, des Blüthenzweigs geliebtes Kind!
Die Zeit der Maienträume ist verflossen,
Wo Du gespielt hast mit dem Morgenwind,
Mit jungfräulich verschämten Blüthesprossen,
Und mit dem Lichte, liebevoll gesinnt.
Der Tempelschmuck des Haines ist gefallen,
Und öde steh'n der Altar und die Hallen!

Schön war Dein Leben! — Troubadoure sangen
Auf Deinem grüngeschmückten Opernsaal;
Die muntern, leichtbefüßten Sylphen sprangen
Auf Deiner Wiesenau beim Sonnenstrahl;
Es hielt der Wind Dich buhlerisch umfangen,
Und manchen Kuß die weiße Blüth' Dir stahl;
Es sank der Nachtthau weinend auf Dich nieder,
Und sprach: »Ich liebe Dich, liebst Du mich wieder?«

Du hörtest Quellen rauschen, Lüfte wehen,
Und als der Donner rollte, ward Dir bang;
Da hörte man Dich, wie ein Kindlein, flehen
Und ach! Dein Fleh'n zum Mutterherzen drang.
Sie hieß die Wurzelfüßchen fester stehen,
Und rief Dir zu: »Mein Kind! es währt nicht lang.«
Als d'rauf der Donner und der Sturm verklungen,
Da hielt'st Du betend Deine Blüth' umschlungen.

Du bist ein Bild von jenem stillen Leben,
Das schöne Seelen führen, ungeseh'n,
Um das der Ruhe Mondscheingrüße schweben,
Bei dem der ew'gen Liebe Engel steh'n! —
Wir wollen Dir den Zoll der Thränen geben
Und vielbewegt vor Deinem Grabe steh'n.
Kurz war Dein Leben. — Doch aus flücht'gen Stunden
Wird ja der Kranz der Ewigkeit gewunden.

Bunte Betrachtungen.

Grün ist die Farbe der Hoffnung, — und das mit Recht; denn der Mensch hofft am meisten, wann die grünen Blätter aus den Knospen steigen. Grün ist die Grundfarbe der Frühlingswelt und somit auch die der Hoffnung. Hoffnungen und Blüthen haben gleiche Bedeutung. Unsere ersten Lebenshoffnungen sind frisch und zart, wie die ersten Lenzesblätter; diese aber werden, wie die Jahreszeit vorrückt, immer dunkelfarbiger und ernster, bis sie endlich in's welke Gelb des Herbstes übergehen. So auch die Hoffnungen in unseren spätern, ernsteren Jahren! Sie verlieren den Glanz und die Frische und im Alter — ach! da werden sie gelb, — und gelb ist die Trauerfarbe der Natur.

Der Lenz ist ein Virtuose; — das Menschenherz ist das Instrument, auf welchem er spielt. Alle Saiten spannt er höher, und erhabene Melodieen und rührende Accorde läßt er erklingen; — aber meistens spielt er in Moll. Jede tiefe Empfindung trägt einen Grundton der Wehmuth. Ein Auge ohne Thränen verräth eine kalte Brust, ohne Quellen des Gemüthes.

Frühlingsblumen pflanzen wir auf die Gräber unserer geliebten Todten und betrauern sie. Wie bald vielleicht betrauert man uns! — Jedes Jahr bringt neue Blüthen, jede Generation neue Geschlechter. Die Natur und das Leben bleiben unveränderlich und unvergänglich; — aber die Lebendigen selbst wechseln und vergehen und müssen stets ihrer letzten Stunde gewärtig seyn.

Der Freundschaft Blume schlägt nicht ihre Wurzel
Auf unsres Lebens steiler Alpenhöhe,
Wo scharfe Bergluft weht, wo schwere Wolken
Dicht über unserm Haupte hängen; — nur
Im stillen Thale unsrer Kindheit, nur
Auf unsrer Jugend reichbegrüntem Hügel
Wächst sie, der Freundschaft schöne Maienblume. —
Ja, eine Maienblum', ein Kind des Lenzes,
Entsproßt sie nur dem jungfräulichen Boden,
Dem jugendlich begeisterten Gemüthe,
Die Freundschaft wurzelt in den Kinderspielen,
Im trauten Du der Schulzeit, in den Träumen,
Lenzabendlich durchdämmert in der Dämm'rung,
Im Mährchenbuch, das man zusammen liest,
Indeß die Bienen in den Lindenzweigen
Gleich einem Strome rauschen, in den ersten
Gedanken, die sich kindlich-fromm begegnen;
Die Freundschaft wurzelt in den Idealen
Der Jugend, die noch an die alten Sagen
Von Pylades und von Orestes glaubt,
In jenen Stunden, wo zum Erstenmale

Man vom Pythagoras und Plato schwärmt,
In jenen Tagen, wo es Helden noch
Und Götter giebt und gottgeweihte Priester.
In spätern Jahren, auf des Lebens Höhe,
Schließt man Bekanntschaft, aber Freundschaft nicht,
Lernt man sich schätzen, aber lieben nicht,
Tauscht man Gedanken, aber Herzen nicht;
Verbrüdern können sich die Menschen nur,
Wann noch der Mai die Knospen ihrer Seele
Mit seiner milden Sonne wärmt, und wann
Der Reiche noch zum Armen sagt: „Mein Bruder,
Nimm Alles hin, wie Du mir Alles gabst!
Ich wär' ein Bettler ohne Deine Liebe."
O heil'ge Freundschaft, streue Deine Blüthen
Auf guter Menschen Frühlingspfade hin!
Verweig're Alles uns, o Schicksal! nur
Dies Einz'ge nicht! —

Wann Ihr zu dem Bund für's Leben
Euer ernstes Ja sollt geben,
O so haltet lang Berathung
Mit dem Kopf und mit dem Herzen!
Oft verspricht man sich, doch einmal
Ist's versprechen sehr gefährlich,
Dann, wann es geschieht am Altar.
Ja und Nein sind kurze Worte,
Aber von den längsten Folgen.

Viel und wenig.

Zwei kleine Wörtchen präget
Euch in's Gedächtniß ein.
Oft prüft sie und erwäget;
Sie werden lehrreich seyn.
Nun sehet her! — Es steigen
Gebilde vor Euch auf.
Sie werden lächelnd zeigen,
Wie's geht im Zeitenlauf.

Die Philosophen bauen
Systeme, gar gelehrt.
Bei prüfendem Beschauen,
Wie sind sie oft verkehrt!
Sie gleichen Seifenblasen
Und ist kein Kern darin,
Sind schöngefärbte Phrasen, —
Viel Worte, wenig Sinn.

Wohl sah ich in Palästen
Manch' stolzen Marmorsaal;
Wohl glänzte bei den Festen
Der goldene Pokal.
Doch fanden sich auch Schmerzen,
Krankheit und Mißgeschick;
Ich sprach mit schwerem Herzen:
Viel Reichthum, wenig Glück.

Der Dichter wird bekränzet,
Mit Huldigung genannt;
Sein Name, sternumglänzet,
Ist überall bekannt.
Es wird, wann er verschieden,
Ein Denkmal ihm bestellt;
Doch war sein Loos hienieden:
Viel Ehre, wenig Geld.

Voll mit gelehrtem Krame
Stopft man im Institut
Die kleine Modedame,
Die schon gar altklug thut.
Sie macht sogar Sonette,
Und bildet viel sich ein;
Die närrische Kokette!
Viel Schein und wenig Seyn.

Die Wahrheit zu verbreiten
Müht sich ein Biedermann;
Man sieht ihn rüstig streiten,
Er strebt zum Licht hinan.
Da nah'n die Finsterlinge:
Wer trägt den Sieg davon?
Kennt Ihr den Lauf der Dinge? —
Viel Tugend, wenig Lohn.

Durch Lärm, Disharmonieen
Verdeckt der Componist,
Daß er an Melodieen
So arm, wie Hiob, ist.
Es schmettern laut zusammen
Die Instrumente all';
Doch fehlen Geistes-Flammen
Und Herzens-Widerhall.

Viel Neid und wenig Liebe,
Viel bitt're Kritelei,
Viel egoist'sche Triebe,
Viel Schein und Gleißnerei, —
Nur wenig noch vom alten
Aecht deutschen Kerngehalt,
Nur wenig frommes Walten;
Verständig, — aber kalt! —

Stets drängen sich im Leben
Viel neue Wünsche zu,
Und darum giebt es eben
So wenig Glück und Ruh'.
Wohl Vieles man begehret;
Hoch trägt der Wünsche Flug. —
Ist wenig dir beschеeret?
— Vielleicht ist's doch genug.

Bunte Betrachtungen.

Die Natur führt von Einem zum Andern so allmählig und so leise hinüber, daß wir diese Uebergänge nicht bemerken. Es wehen des Frühlings erste Lüftchen und schwellen dessen erste Knospen; Blättchen werden zu Blättern, Blüthenspitzen zu vollen Blüthenkronen; die grüne Farbenleiter der Pflanzenwelt steigt vom Hellen zum Dunkeln empor. So geht es weiter in beständiger Mannichfaltigkeit, und wir bemerken kaum, wie die Tage ihren Höhepunkt und ihre Johannisfeier erreichen. Aber auch eben so sinkt es abwärts. — Hier fällt ein Blatt, dort welkt ein anderes, und jenes reißt der Wind vom Aste; jeden Tag giebt uns die Sonne etwas weniger Licht und Wärme, und bald zieht der rauhe Nordwind durch entblätterte Zweige und über kahle Stoppelfelder. So allmählig, und uns kaum bemerkbar, steigen und fallen auch die Blumen und die Blüthen unseres eigenen Lebens, und wir sind angelangt auf den stillen Höhen, ohne es selber zu wissen, und oft schon stehen wir am Ziele, wenn wir uns noch fern davon glauben.

Sechs Monde wohl um eine Braut
Trägt man ein Trauerkleid;
Sechs Monde denkt man eines Freunds
Mit wahrem Herzeleid.
Darnach vergißt man den Verlust
Und Gras wächst über'm Schmerz;
Ein Wesen wandelbarer Art
Ist unser schwaches Herz.

Allein, wer aus der Heimath ward
Auf immerdar verbannt,
Der trauert all' sein Leben lang
Um's theure Heimathland.
Sechs Monde nehmen diesem Schmerz
Den bittern Wermuth nicht
Und immer wieder neu hervor
Die alte Sehnsucht bricht.

Der Weise wird ein thätiges Leben mit einem beschaulichen zu verbinden suchen; er wird abwechselnd Schauspieler und Zuschauer seyn. Bei einer geregelten Thätigkeit werden die Kräfte allseitig geübt, wird begonnen, fortgeführt und vollendet, und wird zum Capital des Lebens ein Sümmchen nach dem andern angelegt. Auch haben wir gegeneinander Schulden wechselseitiger Wirksamkeit abzutragen. Ohne Thätigkeit gleicht das Leben einem Rechenexempel, zu welchem das Facit fehlt. Aber wir müssen zur Arbeit auch die Betrachtung gesellen, damit wir die höheren Interessen nicht aus den

Augen verlieren, damit der Geist seine Schwungkraft behalte und das Herz seine Wärme. Solche Beschauung, solcher Verkehr mit unsern Gedanken bewahrt uns jene Lebenspoesie, welche mit ihren ewigen Maienrosen die Tage erheitert und mit ihren nie erbleichenden Sternen die Nächte erhellt. Wer nur arbeitet und sich abmüht, der wird zum Lastthiere, — und wer nur beschaut, träumt und schwärmt, der verirrt sich auf nutzlose Pfade. Darum wollen wir dem Wanderer gleichen, welcher rüstig, und nach einem Ziele strebend, dahin eilt, und sich mitunter auf dem Hügel oder unter einem schattigen Baum niedersetzt, um sich in Betrachtung und in erquickliche Ruhe zu versenken.

Stets sind die Verliebten Narren,
Jeglicher auf eigne Weise.
Einer will aus lauter Jubel
Wohl die ganze Welt umarmen
Und ihr seine Freude künden;
And'rer wird ein Klosterbruder,
Der in seines Herzens Zelle
Stille Lieb' verborgen hält;
Dieser da wird weich und rührsam,
Jener reizbar und empfindlich;
Jener kränkelt wie ein Werther,
Dieser schwärmt wie Juranitsch;
Jener plaudert viel von Plato
Und von Cassanova dieser. —
Närrisch aber sind wohl Alle,

Doch vergoldet, buntverziert
Mit des Lenzes schönsten Blumen,
Mit des Lebens Edelsteinen
Sind die Narrenkappen dieser
Schwärmerisch-betrunk'nen Menschen.
Lächelt nur, ihr ernsten Weisen! —
Weisheit ist die Frucht des Lebens,
Aber Thorheit seine Blüthe.

Die Vergangenheit kann uns die beste Lehrerin für die Zukunft seyn, und uns voraussagen, was kommen wird. Wie es war, so wird es bleiben. Wie oft haben wir schon für ein Unglück angesehen, was gerade das Gegentheil war! Wir haben verloren, um zu gewinnen, entbehrt, um doppelt zu genießen, geirrt, um eine neue Wahrheit zu finden, gelitten, um geläutert und gebessert aus dem Kampfe hervorzugehen. Wie oft waren wir untröstlich, während der Tröster schon vor der Thüre stand, und wie oft schon fiel die eben entquillende Schmerzensthräne als Freudenthräne nieder! Heitere und trübe Loose sind bunt gemischt, und sollte es anders werden, als es war? „Hinter uns — sagt Jean Paul — sehen wir nur Vorsehung, — warum nicht auch vor uns?" — Die Zeiten und Dinge ändern ihren Charakter im Allgemeinen nicht, und der Lenker des Gestern ist auch der Regierer des Morgen. Darum muthig der Zukunft entgegen! Vergesset nicht, wann in trüben Tagen Euch Zweifel und Unmuth beschleichen, daß der Ordner der Welten fortwährend große Wunder thut,

von dem Grashalm bis zu den Spitzen der Hochgebirge; — aber das herrlichste aller Wunder ist die Fügung und Vorsehung in der Lebensgeschichte der Menschen.

Besser ist es, ohne Reime
Ein vernünftig Wort zu sagen,
Als in schulgerechten Reimen
Ungereimtes vorzutragen.
Reime sind des Bildes Rahmen;
Aber, wann die Bilder fehlen,
Wird man jene bald zum Plunder
Der Gerümpelkammer zählen.
Wer den Frühling will besingen,
Muß den Lenz im Herzen tragen,
Reime lassen sich erzwingen,
Nicht des Dichters Urbehagen.

Draußen im Freien auf Berg und Gefilde hält die Natur fortwährend ihre große Kunst- und Gemälde-Ausstellung. Alle sind schön, — Jedes ist schön in seiner Art, — aber es bedarf des dichterischen Gemüthes und des klaren Geistes, um sie zu erkennen. Es ist ein alter Brauch, den Lenz vorzugsweise zu besingen. Verdient es der Herbst minder? Seht diesen Ausdruck des Friedens und der Stille, welcher jetzt überall verbreitet liegt, diese mild-erwärmende Sonne, diese weiten, trauernden Fluren! Seht die Kinder, wie sie dort Stoppeln und welke Blätter zusammenhäufen, um ein

Feuer anzuzünden, und wie sie dort ihren Drachen den strömenden Lüften anvertrauen! Und wie ernst und feierlich ist es im einsamen Walde! Gelichtet sind seine Hallen, sonst voll von grüner Dämmerung, und über seinen kahlen Gipfeln ziehen graue Wolken; es raschelt das Laub unter des Wanderers Füßen und elegisch murmelt der Waldbach. In vielfarbigen Tinten malt sich der Abendhimmel und die fernen Berge erglühen feuriger, als sonst. Der Frühling ist eine Idylle, der Sommer eine Ode, der Herbst eine Elegie und der Winter ein häusliches Drama. Schönheit ist überall, wenn ihr es nur versteht, sie unter jeder ihrer Gestalten zu erkennen.

Liebe ist ein altes Thema,
Das mit neuen Variationen
Tausendfältig wird gespielt.
Ein'ge Zeit wohl spielt es Jeder
Als ein Virtuos, dann aber
Als ein Eh'standsmusikant;
Mancher gar verlernt das Thema.

Iffland soll gesagt haben, der Schauspieler müsse ein Menschendarsteller seyn. Dies goldne Wort sollten sich alle Mimen jeden Tag von Neuem in's Gedächtniß rufen. Die Kunst der Menschendarstellung sey das höchste Ziel ihres Strebens. Sie sollen dem Beschauer ein treues und wahres, nur etwas verschönertes Bild aus dem wirklichen Leben vorführen. So wenig dazu

gehört, durch Uebertreibung, prunkende Declamation und bunte Contraste das gewöhnliche Publikum zu entzücken, so schwierig ist es, wahre Originalbilder zu liefern. — Diese Kunst kann nur durch vieljährige Welt- und Menschenbeobachtung, nur durch langes Studium gewonnen werden, und wem Natur das klare Auge und den klaren Geist versagt hat, der wird sie nie erreichen, in der Wirklichkeit sind die Charaktere so mannichfaltig und so fein nüancirt, daß ihre Auffassung schwierig wird. Man könnte erwiedern, die wenigsten Rollen seyen von den Dichtern als Charakterbilder gehalten. Aber gerade dann wird der ächte Schauspieler nachhelfen und das Fehlende ergänzen, das Falsche berichtigen müssen. Darum blicket um Euch her! Sehet, wie sich die Menschen in dieser und jener Situation benehmen, wie sie ihren Haß und ihre Liebe, ihren Schmerz und ihre Freude äußern; — belauschet ihre Bewegungen, den Ton ihrer Stimme und wiederholt dies oft, damit ihr eurer Sache gewiß werdet. Lernet nicht allein aus Eueren Büchern, sondern mischt Euch unter das Treiben und Leben der Menschen, und beschaut es von seinen Höhen durch alle Stufen bis zu seinen Tiefen hinunter. Man sollte Euch — so hat es Iffland gewollt — nicht Mimen, nicht dramatische Künstler, nicht Schauspieler, sondern Menschendarsteller nennen.

Man hat Freundschaft und Liebe schon oft mit einander verglichen und gefragt, welche von ihnen edler und dauernder sey. Dauernder ist erstere, denn Liebe

wird, wenn ihre poetische Blüthezeit vorüber ist, und sie nicht verwelkt vor der Zeit, wie es leider! so oft geschieht, zu Freundschaft. Liebe findet sich gewöhnlich nur im Frühling, Freundschaft aber durch alle Jahreszeiten des Lebens. Liebe ist ein Baum des Südens, geschmückt mit duftenden Blüthen, mit prächtigem Laubwerk und umweht von hesperischen Lüften; er steht in herrlicher, voller Beleuchtung. Freundschaft dagegen gleicht der Eiche, die weniger schön ist, aber kräftiger allen Stürmen trotzend, und fester gewurzelt. In der Liebe liegt mehr Egoismus, als in der Freundschaft. Freundschaft ist seltener! Jeder hat einmal geliebt, nicht Jeder findet einen Freund. Lieben macht uns selig für eine kurze Maienzeit, Freundschaft aber macht uns glücklich für's ganze Leben.

Amor und Frühling,
Das sind zwei Knaben,
Die miteinander
Verbunden sich haben.
Beide vereinigt
Kommen und siegen;
Weise und Thoren
Müssen erliegen.

Frühling bekränzet
Blühende Bäume,
Streut seine Rosen auf
Sonnige Räume,

Läſſet harmoniſch
Rauſchen die Quellen,
Und er bereitet
Idylliſche Stellen.

Amor nun wandert
Ueber die Matten,
Ruht in der Wälder
Poetiſchem Schatten,
Eilt durch die Auen
Mit glühenden Wangen,
Wer ihm begegnet,
Der wird gefangen.

Amor und Frühling,
Ihr göttlichen Kinder,
O ihr beglückenden
Allüberwinder,
Blumen und Küſſe,
Freuden und Leiden
Kommt ihr zu ſpenden
Und zu bereiten!

Die geſellſchaftlichen Formen und Regeln des Anſtandes und der Convenienz werden oft läſtig genannt, und mögen es mitunter auch ſeyn. Aber haben ſie nicht auch ihre gute Sitte? Sie verſchönern die Stunden der Alltäglichkeit durch ſchöne und gefällige Formen; ſie bewahren und ſchützen die Ordnung, die Achtung,

welche wir uns wechselseitig schuldig sind; sie füllen manche Lücken in der Unterhaltung aus, die ohne sie sehr fühlbar werden; sie erfreuen durch jene kleine Aufmerksamkeiten und Artigkeiten, deren Erweisung dem Empfänger immer willkommen sind; sie geben dem geselligen Verkehr Anmuth und Glätte, und halten uns in geregelten Distancen. Gesellige Formen sind das Sonntagskleid des heiteren Verkehrs, und wenn sie leicht und ungezwungen angewendet werden, so können sie nur verschönern und veredeln.

Die Träume.

Weil die Wirklichkeit hienieden
Selten nur uns glücklich macht,
Weil uns Kampf und Müh' beschieden
Und der Sturm oft schnell erwacht,
Darum wurden uns die Träume
Von den Göttern zugesandt,
Zu verschönern diese Räume,
Dieses kalte Erdenland.

Seyd gegrüßt, ihr Traumgestalten,
Die an Glanz und Schönheit reich,
Liebend uns umschlungen halten,
Milden Feenkindern gleich!
Seyd willkommen, — söhnt uns wieder
Mit dem strengen Schicksal aus!
Führt uns unter'm Klang der Lieder
In die Lenzeswelt hinaus!

Von der Hoffnung freud'gem Triebe
Fühlen wir die Brust geschwellt.
Alles Leben, alles Liebe
In der traumverklärten Welt!
Träume winden um die Locken
Holder Jungfrau'n ihren Kranz,
Läuten alle Festesglocken
Zu dem Maiensonnenglanz.

Sie besänftigen die Schmerzen,
Mildern ihren raschen Lauf,
Richten tiefbetrübte Herzen
Mit Erinn'rungsbildern auf.
An des Kranken Schmerzensbette
Tritt ein liebevoller Traum,
Schlinget seine Blumenkette
Um des Kissens weißen Saum.

Dieser sehnt sich in die Ferne,
Doch sein Fuß ist festgebannt;
Träume tragen ihn so gerne
Eilig über Meer und Land.
Jener, der in enger Klause
Aermlich nur zur Miethe wohnt,
Wird mit einem Marmorhause
Aus der Feenwelt belohnt.

Wer belebt den Muth des Weisen,
Der durch seines Geistes Kraft,
Wandelnd in den Sternenkreisen
Neue Weltsysteme schafft?
Wer begeistert edle Männer
Für der Zukunft gold'ne Zeit,
Wer die gläubigen Bekenner,
Voll von Tugendfreudigkeit?

Wer malt an die nackte Mauer
Des Gefang'nen Waldesgrün,
Wer läßt über'm Sarg der Trauer
Immortellenkränze blüh'n?
Wer verklärt die bunten Kerzen
An der Kindheit Weihnachtbaum,
Wer beglückt der Eltern Herzen
In dem häuslich stillen Raum?

O, es sind die Traumgestalten,
Unsre Trösterinnen, die
Mild und wunderthätig walten.
Keine Freude ohne sie!
Arm und nüchtern ist das Leben
In der rauhen Wirklichkeit;
Träume wurden uns gegeben,
Zu verschönern Raum und Zeit.

Made in Italy

06-10 MIN

8 032919 990075

www.colibrisystem.com

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 069438932